

de Mahieu

Jacques de Mahieu

DIE TEMPLER IN AMERIKA

Die **TEMPLER** in Amerika oder



das **SILBER** der Kathedralen



GRABERT

Die Templer: Eine mysteriöse Erscheinung des Hochmittelalters, ein Ritterorden, gegründet unter nie geklärten Umständen in den Ruinen des Salomon-Tempels in Jerusalem, später in das Abendland zurückverlegt und dort zu ungeheurem Reichtum und Einfluß gelangt. Fünfzehntausend Tempelritter, verstreut über ganz Westeuropa, eigene Straßennetze, Häfen, Handelsflotten und dazu ein anscheinend nie versiegender, rätselhafter Strom von Silber, der zahllose Bauten entstehen läßt – darunter allein 80 gotische Kathedralen, den Stolz Frankreichs . . .

1312 wird der Orden in einer brutalen Militäraktion zerschlagen – vom französischen König und vom Papst. Der letzte Großmeister der Templer wird hingerichtet, der unabsehbare Ordensbesitz beschlagnahmt.

Kurz vorher aber werden die Geheimakten des Ordens aus der Zentrale in Paris weg und zum Hafen La Rochelle transportiert, von wo sie buchstäblich hinaus auf den Atlantischen Ozean verschwinden – eine Tatsache, die der historischen Forschung wohl bekannt war, der sie jedoch, wie vielen anderen Rätseln auch, bisher nicht nachgegangen war.

Unlängst nun wurde im französischen Staatsarchiv ein alarmierender Fund gemacht: ein Ordenssiegel mit der Umschrift „Geheimnis des Tempels“, das in der Mitte in aller unverwechselbaren Deutlichkeit einen federgeschmückten südamerikanischen Indianer zeigt!

Dieses einzigartige Fundstück bildet den Anfang einer Spur, der Jacques de Mahieu in diesem Buch bis nach Mittelamerika und tief nach Südamerika folgt. Prof. de Mahieu, Leiter des „Instituto de Ciencias del Hombre“, Buenos Aires, hat all sein Wissen als Anthropologe, Archäologe und Soziologe jahrelang dieser atemberaubenden historischen Herausforderung gewidmet und dabei auch wertvolle Hilfe von namhaften Fachgenossen erhalten.

Die Ergebnisse des grandiosen welthistorischen Puzzlespiels fügen sich nahtlos ein in de Mahieus aufsehenerregende frühere Entdeckungen über die Wanderungen anderer West- und Nordeuropäer (Iren und Wikinger) nach Amerika seit dem neunten Jahrhundert. Die drei Bücher des „Sonnengottes“ sowie „Wer entdeckte Amerika?“ und „Der weiße König Ipir“ schilderten jene anderen historischen Forschungsarbeiten. Eine Reihe wichtiger Fragen, die damals noch offenblieben, konnten nunmehr im wesentlichen geklärt werden.

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

de Mahieu

Die
Templer
in
Amerika

Die Templer in Amerika

Weitere Werke von Prof. Dr. Jacques de Mahieu,
die seit 1972 im Grabert-Verlag, Tübingen erschienen:

DES SONNENGOTTES GROSSE REISE

Die Wikinger in Mexiko und Peru

DES SONNENGOTTES TODESKAMPF

Die Wikinger in Paraguay

DES SONNENGOTTES HEILIGE STEINE

Die Wikinger in Brasilien

WER ENTDECKTE AMERIKA?

Geheimgeographie vor Kolumbus

DER WEISSE KÖNIG IPIR

Die Wikinger in Amambay

JACQUES DE MAHIEU

Die Templer in Amerika oder Das Silber der Kathedralen

Aus dem Französischen von
Wilfred von Oven



1979

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Titel des Original-Manuskriptes: Les Templiers en Amérique

© 1979 by Jacques de Mahieu.

Alle in diesem Buch enthaltenen Abbildungen entstammen dem persönlichen Archiv des Autors, sind von ihm selbst angefertigt oder mit Copyright von ihm belegt.

Satz und Druck: Gulde-Druck, Tübingen

Buchbindearbeiten: Großbuchbinderei Lachenmaier, Reutlingen

Filme: Graphische Kunstanstalt Künstle, Tübingen

Lektorat: Dr. Robert Brenner

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Mahieu, Jacques de:

Die Templer in Amerika oder das Silber der
Kathedralen / Jacques de Mahieu. Aus d. Franz. von

Wilfred von Oven. – Tübingen: Grabert, 1979.

Aus. d. Ms. übers.

ISBN 3-87847-045-2

Übersetzung © 1979 by Grabert-Verlag-Tübingen
Alle Rechte der Verbreitung durch Film, Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger aller Art
oder durch auszugsweisen Nachdruck sin vorbehalten.

INHALTSVERZEICHNIS

I. DAS GEHEIMNIS DES TEMPELS

1. Mystik und Politik	9
2. Der Besitz der Tempeler	21
3. Die Finanzierung der Kathedralen	28
4. Der geheime Hafen des Tempels	32
5. Die amerikanische Hypothese	41

II. DAS SILBER AMERIKAS

1. Das vorkolumbianische Hüttenwesen	53
2. Eisen und Stahl von Tiahuanacu	59
3. Die Minen Perus	67
4. Das Silber-Phantom Paraguays	70
5. Die geheimnisvollen Minen Brasiliens	80
6. Eine Vermutung bestätigt sich	89

III. DIE TEMPLER IN MEXIKO

1. Das Land der Vorfahren	95
2. Die „Leute vom Tempel“	111
3. Die feindlichen Götter	124

4. Die Weißen von früher	138
5. Das Zufluchtsland der Templer	146

IV. TEMPLER-SYMBOLS IN AMERIKA

1. Das Kreuz	155
2. Die Balkenkreuze	167
3. Einige hermetistische Symbole	179
4. Die Monstranz des Tezcatlipoca	187
5. Einige greifbare Spuren	196

V. IREN, WIKINGER UND TEMPLER

1. Die drei Einwanderungswellen	203
2. Französische Wörter in der Maya-Sprache	212
3. Die Schiffe des Mittelalters	219
4. Die Neger Mexikos	228
5. Vater Gnupa, Kaplan des Tempels	233
6. Drei kleinere Probleme	241

VI. DIE PORTUGIESISCHE ERBSCHAFT

1. Templer und Normannen	247
2. Templer und Portugiesen	252
3. Von Dieppe nach Lissabon	257
4. Das Ende des Mysteriums	262

LITERATURVERZEICHNIS	271
----------------------	-----

BILDТАFELN	277
------------	-----

PERSONEN- UND SACHVERZEICHNIS	293
-------------------------------	-----

I.

DAS GEHEIMNIS DES TEMPELS

1. Mystik und Politik

Wir befinden uns dort, wo das Herz der Christenheit schlägt. Das 12. Jahrhundert hat angefangen. Die zunächst romanisierte und sodann germanisierte Kirche hat schon nichts mehr mit der kleinen jüdischen Sekte zu tun, aus der sie hervorging. Die Überlieferung des Abendlandes hat sich auf allen Gebieten gegenüber dem Geist der Wüste durchgesetzt. Es kann also noch keinesfalls von jenen Dunkelmännern die Rede sein, deren Volksverdummung die Aufklärung dem Mittelalter zum Vorwurf machen sollte. Der Papst ist noch nicht unfehlbar, und seine irdische Gewalt macht ihn zu einem Staatsmann, der sich von seinesgleichen kaum unterscheidet und den Forderungen und Folgerungen von Diplomatie und Krieg unterworfen ist wie diese. In der kleinen Schicht von Intellektuellen sprudelt es nur so von Ideen, die man im Schutz einer – ehrlich oder nicht – nach außen zur Schau getragenen Strenggläubigkeit freimütig bekundet. Trotzdem hat der aristotelische Realismus die Universität noch nicht erobert. Von Aristoteles kennt man vielleicht gerade noch seine Werke über die Logik. Dagegen blüht der platonische Idealismus, ein Platonismus, der – häufig im Zerrspiegel der Esoterik Plotins und der Gnostiker gesehen – im Johannes-Evangelium seine unanfechtbare und von

Augustinus in die christliche Welt eingeführte Lehrgrundlage findet. Es ist daher nicht verwunderlich, daß wir eine Wiedergeburt des Mystizismus erleben, dessen Ausstrahlungszentrum das Benediktinerkloster Citeaux bei Dijon (Burgund) darstellt. Dieser Prozeß ist jedoch nicht allein auf Umweltverhältnisse zurückzuführen – ein Mann von einzigartiger Begabung führt ihn herbei und gibt ihm seine Richtung.

Der Abt von Clairvaux (dies zweite Kloster des Zisterzienser-Ordens wurde im Jahr 1098 nach den Regeln Benedikts von Nursia und im Geist des Augustinus gegründet), der spätere heilige Bernhard, beherrscht die erste Hälfte seines Jahrhunderts. Mystischer Schriftsteller, der das Seelenheil durch Ekstase zu erlangen glaubt, Kanzelredner, der mehr als 120 Predigten über König Salomons *Lied der Lieder* halten konnte, aber auch Ritter und Volksmengen für den 2. Kreuzzug zu begeistern wußte, unerbittlicher Superior eines Ordens, der sich innerhalb von dreißig Jahren über den ganzen Okzident ausbreitet, ist er gleichzeitig Ratgeber der Päpste, an deren einen, Eugen III., er seine *Betrachtungen* über die Übel der Kirche und die Pflichten des souveränen Pontifex richtet. Die Fürsten fürchten ihn, weil ihnen sein Abscheu vor dem Feudalismus ebenso bekannt ist wie sein Einfluß aufs Volk. In diesem Mittelalter, in dem alle Politik um den Streit zwischen geistlicher und weltlicher Macht kreist, wobei sich jene bemüht, ihre Autorität den Fürsten aufzuzwingen, und diese, ihre Selbständigkeit gegenüber dem Papst zu wahren, ist Bernhard der Mann der universalen theokratischen Kirche.

Daher begeistern ihn die Kreuzzüge. Sie stellen ein wirksames Mittel dar, um einerseits – das bekennt er ganz offen – die Feudalherren zu schwächen, und anderseits den Vormarsch der Türken aufzuhalten. Sie bieten außerdem den Vorteil, einen für die Wiedervereinigung der christlichen Welt unerläßlichen Kontakt zwischen dem Westen und Byzanz herzustellen. Aber sie gestatten auch gleichzeitig, auf die Quellen orientalischer Geistigkeit, der Mutter des Christentums, zurückzugreifen. Hat nicht der Abt von Cîteaux, der spätere heilige Stephan, unmittelbar nach der Einnahme Jerusalems seine Mönche angehalten, mit einer Gruppe von Rabbinern die hebräischen Texte zu studieren? Hat nicht Bernhard selbst die herzlichsten Beziehungen zu den jüdischen Gemeinschaften Europas unterhalten, ja, eilte er nicht sogar auf das andere Ufer des Rheins, um dort einen Pogrom zu beenden? Die Kreuzzüge lieferten schließlich einen hervorragenden Vorwand für die Schaffung eines Heeres, jenes wesentlichen Machtfaktors, über den das Papsttum nicht verfügte.

An einem schönen Tag des Jahres 1118 gelangen neun französischen Edelleute nach Jerusalem und melden sich bei dessen christlichem König Balduin II. Ihr Anführer Hugues de Payns ist ein Verwandter des gräflichen Hauses der Champagne. Drei seiner Begleiter sind Flamen wie der König, dem sie also nicht unbekannt sein können. Ein vierter, André de Montbard aus Burgund, ist Bernhards Onkel. Von den anderen sind nur ihre Taufnamen, von einem der Vatersname bekannt. Balduin nimmt diese merkwürdige Gruppe, die ihm – möglicherweise von dem Abt – wärm-

stens empfohlen worden sein muß, mit Wohlwollen auf. Sie ist nicht gekommen, um zu kämpfen, noch um sich den Johannitern anzuschließen, denen in Jerusalem Hilfe und Schutz für die Pilger obliegt. Hugues bekundet vielmehr seine Absicht, eine Gemeinschaft von Mönch-Soldaten zu schaffen, deren Aufgabe es sein soll, „die öffentlichen Verkehrsverbindungen zu bewachen“. Balduin heißt das Projekt gut und bringt die Ritter in einem Flügel seines Palastes in der Gegend des Salomon-Tempels, wo sich heute die El Aqsâ-Moschee erhebt, unter, wozu er die Stiftsherren vom Heiligen Grabmal ausquartieren muß. Wenig später überläßt der König seinen ganzen Palast der Gruppe. Obwohl die Ritter einstweilen weiter Laien bleiben, bekennen sie sich gegenüber dem Patriarchen von Jerusalem zu den drei Mönchsgeboten des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut.

Zehn Jahre lang bleiben Hugues de Payns und seine Begleiter in Palästina, ohne daß man von ihnen spricht. Obwohl sie ein Gebäude bewohnen, in dem der König, sein Hof und die Stiftsherren leben, entziehen sie sich jeder Verpflichtung. Nicht so ein zehnter Ritter, der sich ihnen im Jahr 1125 anschließt: Hugues Graf von Champagne, ein Herr fast so mächtig wie der König von Frankreich, der zu diesem Zweck seine Gattin verstößt und seine Kinder im Stich läßt. Sind sie wirklich bloß dort, um die Straßen zu bewachen? Es gibt gute Gründe, daran zu zweifeln, zumal die Kampfkraft einer so kleinen Gruppe unbedeutend ist. Ihre Beteiligung an irgendeiner Kampfhandlung wird von keinem Chronisten verzeichnet. Das heißt also? Das heißt, daß der Phantasie

freie Bahn gegeben ist. Man erzählt sich – ohne den geringsten Beweis dafür zu haben – die neun Ritter seien damit beauftragt, die altjüdische Bundeslade und die Gesetzestafeln zu suchen, ja sie hätten sie sogar nach Zertrümmern der Tempel-Quader gefunden, oder auch, sie sollten mittels esoterischer Erleuchtung gewisse „alte Weisheiten“ ergründen. Tatsache bleibt, daß wir über die Betätigung Hugues' de Payns in Palästina nichts wissen. Denn zehn Jahre scheinen eine lange Zeit, wenn er nur versucht haben sollte, das Gelände für den von ihm zu gründenden Ritterorden vorzubereiten.

1127 kehren Hugues und fünf seiner Begleiter nach Europa zurück. Balduin betraut sie mit einer doppelten Mission bei Papst Honorius II. und Bernhard. Sie sollen bei diesen die Ausrufung eines zweiten Kreuzzuges erreichen, der dem König die dringend benötigten Verstärkungen verschafft. Aber das ist nicht der eigentliche Grund ihrer Reise. Denn kaum sind sie angekommen, übergibt ihnen Bernhard die von ihm im Geist von Citeaux aufgestellten Regeln eines neuen Ordens, dessen Kern sie bilden, und er leitet das Konzil von Troyes, auf dem dieser im Januar 1128 bestätigt wird. Es ist der *Ordo Pauperum Commilitonum Christi Templique Salomonici* (Orden der armen Glaubensgenossen Christi und des Salomon-Tempels), dessen Mitglieder sich *Milites Templi* (Tempel-Ritter), *Fratres Militiae Templi* (Brüder der Tempel-Ritterschaft), *Commilitones Christi* (Glaubensbrüder Christi) oder einfach *Templarii*, Templer, nennen. Gewiß ist diese direkte Bezugnahme auf den Tempel Salomons eigenartig, denn im Mittelalter spielte das Alte Testa-

ment keine größere Rolle. Wir dürfen bezweifeln, daß sich der Name des Ordens ganz einfach auf das Gebäude bezieht, in dem seine Gründer sich niedergelassen hatten. Muß man vielleicht darin eine Folge des ganz besonderen Interesses sehen, das Bernhard für das *Lied der Lieder* hatte, jene leicht erotischen Gesänge, aus denen seine ebenso esoterische wie prophetische Bibelauslegung das Liebeslied der Kirche, der Gattin Jesu Christi, machte? Oder war es vielleicht die Bekundung des Vorsatzes, zu den jüdischen Ursprüngen des Christentums zurückzukehren?

Sei dem wie auch immer, der Orden tritt an und entwickelt sich mit überraschender Geschwindigkeit. Die Anwerbung beginnt, und die Ritter und viele andere Freiwillige – oder soll man Novizen sagen? – strömen herbei. Während etwa hundert Jahren werden die Templer die Landstraßen Palästinas und Syriens bewachen, aber vor allem den fränkischen Königen in Jerusalem kampferprobte Truppen stellen, die bis zum Schluß an allen Schlachten teilnehmen. Gleichzeitig und von vornherein läßt sich der Orden fest in Europa nieder, das in neun Ordensprovinzen aufgeteilt wird: Frankreich, Portugal, Kastilien und Leon, Aragon, Mallorca, Deutschland, Italien, Apulien und Sizilien, England und Irland. Da gibt es keine Ungläubigen zu bekämpfen, wohl aber eine Macht aufzurichten und einen Plan durchzuführen. Die Komtureien vervielfachen sich, und ihre Bereiche wachsen von Tag zu Tag. Der Prozeß beschleunigt sich noch, als der Mittlere Orient aufgegeben wird und der Großmeister seinen Sitz nach Paris verlegt. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts verfügen die Templer im ganzen Westen über rund

zehntausend Komtureien, etwa tausend von ihnen in Frankreich.

Zehntausend Komtureien, aber auch ihnen unterstehende militärische Stützpunkte und – im allgemeinen befestigte – Landgüter. Drei Kategorien von Brüdern bilden den eigentlichen Orden¹: die Ritter (*milites* oder *equites*), durchweg Angehörige des Geburtsadels und nur ausnahmsweise in den Adelsstand Erhobene, denen das Recht, Befehlsgewalt auszuüben, zusteht; die Geistlichen (*clerici*), die das Gefolge der Großmeister (*magistri*) bilden oder Kirchendienst versehen; die Feldwebel (*servientes*), von denen es zwei Klassen gibt: die *servientes armigeri*, die den Rittern ihre Schildknappen, Kriegsknechte und Begleiter stellen, die aber auch mit Vermögensverwaltung und allen wirtschaftlichen Betätigungen des Tempels betraut sind, über die wir noch sprechen werden, und die *servientes famuli*, worunter man die Laienbrüder (*fratres conventuales*) und die Residenzbrüder (*fratres residentes*) versteht, von denen einige auch Dienstbrüder (*fratres officii*) genannt werden. Hinzu kommen Tempel-Gäste (*hospites* oder *mansionarii Templi*) zur nur zeitweiligen Dienstleistung. Diese Gäste (zumindest wenn sie kein Priesteramt versehen) und anscheinend einige Residenzbrüder können verheiratet sein. Schließlich leiht der Orden allen möglichen Anhängern Schutz: Grundbesitzern, die ihm Treue schwören, Händlern, die sich auf seinen Gebieten niederlassen, und vielen anderen. Unter ihnen begegnen wir Leibeigenen nach dem damaligen Feudalrecht und sogar Negersklaven aus Palästina. An der Spitze der hierarchischen Pyramide steht der Großmeister, der in Re-

präsentation der neun Ordensprovinzen vom Ordenskapitel gewählt wird und absoluter Souverän ist mit Ausnahme einiger Zuständigkeiten, die dem Rat vorbehalten bleiben (Aufnahme neuer Ritter, Verkauf von dem Orden gehörenden Gütern und Ernennung von Großkomturen der Provinzen).

Der Begriff Souverän muß in seinem weitesten Sinn verstanden werden. Der Tempel anerkennt tatsächlich keine irdische Autorität außer der seines Großmeisters. Er entzieht sich jeder irdischen Jurisdiktion, und seine Herrschaftsgebiete genießen überall das Recht der Exterritorialität. Seine Brüder und Anhänger können nur von seinen Gerichten abgeurteilt werden. Der Orden – und er ist zusammen mit dem Zisterzienser-Orden der einzige dieser Art – ist von jeder Steuer befreit einschließlich des kirchlichen Zehnten. Er entzieht sich auch der gewöhnlichen Kirchenjurisdiktion, derjenigen der Bischöfe. Seine Geistlichen und die angeschlossenen Priester besitzen das sonst dem Erzbischof vorbehaltene Recht der Absolution. Nur einem solchen dürfen die Mitglieder des Ordens beichten. Aufgrund einer päpstlichen Bulle vom Jahr 1162 unterstehen sie nur ihrem Großmeister, und dieser seinerseits nur dem Papst, der ihn fürchtet. Ein souveräner Staat über den irdischen Staaten, eine unabhängige Kirche innerhalb der Kirche, tut und läßt der Tempel, was er will. Bis zu jenem Tag des Jahres 1307, an dem Philipp der Schöne den Stier bei den Hörnern packt, sich *manu militari* (mit Waffengewalt) der Komtureien bemächtigt, die Brüder einsperrt, den Großmeister Jacques de Molay auf den Scheiterhaufen schickt und von

Papst Klemens V. die „provisorische“ Auflösung des Ordens erreicht.

Im Verlauf des Prozesses hagelt es Anschuldigungen. Die Templer gestehen. Sie gestehen unter der Folter bei den Verhören, denen sie der königliche Profos und die Inquisition unterziehen. Sie gestehen in England, wo ihnen kein Leid zugefügt wird. Sie gestehen auch, als die kirchliche Inquisition auf ausdrückliche Weisung des Papstes, der persönlich den Verhandlungen beiwohnt und sich an ihnen beteiligt, 72 Ritter und Feldwebel vernimmt, „. . . eine Vernehmung, die langsam mit viel Behutsamkeit und Güte durch hohe Würdenträger der Kirche, einen Erzbischof, verschiedene Bischöfe usw. durchgeführt wurde . . . Die so erhaltenen Aussagen verdienen mehr Vertrauen als die im übrigen sehr kurzen, gleichförmigen und wenig aufschlußreichen Geständnisse, die die Inquisitoren und Beamten des Königs unmittelbar nach der Verhaftung durch die Folter erpreßt hatten“². Trotz allem bleibt gewiß, daß die Angeklagten nicht frei waren und Repressalien befürchten mußten, wenn sie ihre Aussagen widerriefen.

Waren die Gewohnheiten der Templer verkommen? Man wird es annehmen müssen, da die Regeln mönchischen Lebens für Waffenträger unter dem Einfluß orientalischer Sitten doch wohl recht hart waren. Sagt man nicht noch heute in Frankreich: „Er flucht wie ein Templer“? Pfl egten die Brüder gleichgeschlechtlichen Verkehr und mußten sie am Tag ihrer Aufnahme in den Orden den diensthabenden Meister „auf den Mund, den Nabel, den After und den Geschlechtsteil“ küssen?² Man wird das bei diesen Mönch-Sol-

daten nicht ausschließen dürfen, denen jeder Kontakt mit Frauen untersagt war. Und die Anwesenheit von Knaben in den Komtureien scheint etwas verdächtig. Auch in dieser Beziehung mögen die Sitten der muselmanischen Welt sie angesteckt haben. Widmeten sie sich der Zauberei und opferten sie bei ihren Zeremonien Kinder? Das scheint schon unwahrscheinlicher, wenn auch nicht völlig ausgeschlossen. Die Alchimie war im Mittelalter Mode, und von ihr zur Zauberei war nur ein Schritt. Aber unpopuläre Religionen sind schon immer des Kindermords geziehen worden. Sei dem wie auch immer, die Brüder flößten wenig Vertrauen ein, wie die damals im Schwange befindliche Redewendung zeigt: *Custodiatis vobis ab osculo Templariorum* (Hütet euch vor dem Kuß der Templer!). Diese waren nämlich bei der Anwerbung nicht eben zimperlich, gestatteten ihnen doch die Ordensregeln, auch exkommunizierte Ritter (Gotteslästerer, Meineidige, Räuber und Mörder) aufzunehmen, denen zuvor von den Ordensgeistlichen ohne größere Schwierigkeiten Absolution erteilt worden war.

Was nahezu sicher erscheint, ist, daß der Tempel in die katholische Doktrin einige sehr wenig orthodoxe Varianten einführte. Lassen wir im Augenblick das Problem des berühmten Baphomet beiseite, jenes luziferischen oder gnostischen Götzen, der Gegenstand eines besonderen Kultes im Orden gewesen sein soll, und von dem man nicht mit Gewißheit weiß, was er für diesen darstellte. Aber es ist kaum zu bezweifeln, daß der künftige Ritter, ehe er seine Gelübde ablegte, das Kreuz mit Füßen treten mußte. Gewiß nicht, um Christus zu leugnen, sondern um seinen unbefleckten Ruhm

zu bestätigen: Der am Kreuz Gestorbene war nicht der Sohn Gottes, sondern irgendein an seiner Stelle hingerichteter politischer Agitator. Hatten die Templer in dieser Beziehung in Palästina neue Erkenntnisse sammeln können? Oder versuchten sie, die Juden von der Anklage des Gotesmordes zu befreien und so ein Hindernis aus dem Weg zu räumen für die „Versöhnung oder Wiederversöhnung der Vergangenheit mit der Gegenwart innerhalb des großen Gedankens von der göttlichen Einheit“, wie das John Charpentier³ ausgedrückt hat?

Diese hypothetische Erklärung kann nicht von vornherein verworfen werden. Der alexandrinische und johannitische Platonismus Bernhards muß sich bei den Templern verstärkt haben durch ihre Kontakte nicht nur mit Byzanz, sondern auch mit den jüdischen Kabbalisten und den mohamedanischen Anhängern des Sufismus, ohne von den *Hasschischis* zu sprechen, einem mystischen Orden des Islam, dessen Organisation und sogar Tracht mit denen der Tempel-Brüder übereinstimmen. Michelet⁴ zögert nicht, ihnen eine ökumenische Absicht zu unterstellen, die dem Geist des mittelalterlichen Katholizismus fremd ist: „Die Idee des Tempels, höher und allgemeiner als die der Kirche selbst, schwebte irgendwie über jeder Religion. Die Kirche war zeitlich, der Tempel nicht. Zeitgenosse aller Jahrhunderte, war er wie ein Symbol der religiösen Unendlichkeit*“. Eine

* Um diesen Satz richtig zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß die französische Sprache für den allgemeinen Begriff „Tempel“ das gleiche Wort wie für den nach diesem benannten Orden („temple“) verwendet.

ökumenische Absicht, mit der sich nicht nur die wohlwollende Neutralität erklären würde, die der Orden gegenüber den Katharern bewies, als die Ritter des Nordens mit dem Segen des Abts von Citeaux, Arnaud-Amaury, gegen diese Sekte zu Felde zogen (der Tempel ist andere Wege als der Zisterzienser-Orden unter den streng orthodoxen Nachfolgern Bernhards gegangen), sondern auch seine kaum verhüllte Unterstützung für das Projekt des englischen Königs Heinrich II. Plantagenet, das Heilige Land mit den Moslems zu teilen, die sich im Jahr 1180 zum letzten siegreichen Sturm auf das fränkische Jerusalem vorbereiten, der ihnen sieben Jahre später gelingen soll. Das gleiche Projekt erhält das wertvolle Einverständnis des Grafen von Toulouse Raimund V., des Beschützers der Albigenser und . . . Schwager Saladins(!), mit dessen Schwester er verheiratet ist. Der Tempel, der von einer durch ihn ausgeübten Universalmonarchie träumt, betrachtet eine mögliche Allianz zwischen Christentum und Islam wohlwollend, jenem Islam, zu dem viele Brüder nach der Auflösung des Ordens übertreten werden⁵. Diesen Augenblick sucht sich das Ordenskapitel aus, um den aus dem Languedoc stammenden Robert de Sablé zum Großmeister zu machen, dessen Sympathien für niemand ein Geheimnis sind. Der König von Frankreich beunruhigt sich, wie das der Papst schon getan hat. Aber die beiden stehen denkbar schlecht miteinander, und die Streitereien zwischen Rom und Paris werden das ganze 13. Jahrhundert beherrschen, auch und gerade unter der Herrschaft des späteren heiligen Ludwig. Das geht bis zu dem Tag, an dem dank Philipp dem Schönen der Erzbischof von Bor-

deaux, Bertrand de Got, unter dem Namen Klemens V. den Heiligen Stuhl besteigt. Da ist das Schicksal des Tempel-Ordens besiegelt.

2. Der Besitz der Templer

Das militärische Potential des Ordens ist gewiß nicht zu verachten. Man schätzt (die genauen Daten sind wegen des Verschwindens der Ordens-Archive, von dem wir noch sprechen werden, nicht bekannt), daß er über 15000 Ritter und 45000 Feldweibel verfügte, zuzüglich der Laien-, Residenz- und Gastbrüder sowie der Vasallen. Dieses Heer ist allerdings nicht operativ, da es über ganz Westeuropa verstreut ist. Es kann daher den Gendarmen des Königs von Frankreich keinen Widerstand leisten. Trotzdem verdankt der Tempel seine Stärke gerade dieser Verstreuerung, da sie ihm gestattet, seine Güter bestmöglich zu verwalten, die er mit unglaublicher Habgier erwirbt und mit Methoden Früchte tragen läßt, die seit der römischen Dekadenz im Westen unbekannt waren. Denn wenn der Tempel ein religiöser Orden und eine militärische Organisation ist, so stellt er gleichzeitig auch einen riesigen Trust im kapitalistischsten Sinn des Wortes dar.

Am Anfang dieses Vermögens stehen gewiß Almosen und Krieg. Wie alle Mönche legen die Templer das Gelübde persönlicher Armut ab, aber der Orden als solcher hat wie alle Orden das Recht, Vermögen zu erwerben. Ja, seine Regeln erlegen ihm sogar die Verpflichtung auf, seine Güter zu

wahren, ohne jemals „ein Stückchen Mauer, noch ein Fußbreit Boden“ zu verkaufen. Er treibt seine Geldgier so weit, daß er sich – im Gegensatz zu den Gebräuchen der Zeit – weigert, Lösegeld für seine in Gefangenschaft geratenen Leute zu zahlen, ja sogar einen Beitrag zur Befreiung des Königs Ludwig IX. zu leisten, der bei Mansurah den Sarazenen in die Hände gefallen ist. Daß die Pilger im Heiligen Land durch freiwillige Spenden wesentlich zum Reichtum des Ordens beigetragen haben, muß bezweifelt werden. Aber die Ritter und auch einige der Feldwebel (reiche Bürger), die er aufnimmt, tragen ihr Scherflein bei. Andere Kreuzfahrer, die um ihr Seelenheil ebenso besorgt sind wie um Unterstützung in den zahllosen Feudalkonflikten, die die Kräfte der Franken endlos spalten, bieten ihr Geld und Gut „Gott, der seligen Jungfrau Maria und den Brüdern vom Tempel“ an. Nur die letzteren machen Gebrauch davon. Die Ungläubigen werden ausgeplündert und als Objekt für die Zahlung von Lösegeld verwendet, das man in den langen Ruhepausen zwischen den Kampfhandlungen geruh-sam aushandelt.

Der Tempel rüstet ferner eine Flotte aus, die zunächst mit derjenigen Venedigs rivalisiert und sodann versucht, sich das Monopol über die Schifffahrt zwischen Europa und dem Mittleren Orient zu sichern. Er verfügt in Mallorca, in Collioure, in San Rafael und in Monaco über private Häfen, die jedoch nicht ausreichen. Auch der Hafen von Marseille wird benutzt, der wichtigsten Handelsstadt der Provence, die im fränkischen Königreich Jerusalem Abgaben- und Zollfreiheit genießt, bis ihre Konsuln Einspruch erheben und eine

gerechte Verteilung der Frachten zwischen den Schiffen des Ordens und denjenigen einheimischer Reeder verlangen⁶. Es handelt sich um die Beförderung von Truppen, die die an den Kreuzzügen beteiligten Herrscher und die christlichen Fürsten des Heiligen Landes teuer bezahlen müssen, und von Pilgern, die gleichfalls nicht gratis befördert werden, aber auch und vor allem um den Transport von Handelsgütern. In Europa werden Waffen, Pferde und Lebensmittel verladen. Auf der Rückfahrt bringen die Schiffe Wein aus Palästina, Spezereien und Zucker aus Indien, Seide und Teppiche aus Persien, Stoffe aus Damaskus und wohlriechende Essenzen aus Arabien. Es ist dies ein höchst gewinnbringender Handel, von dem die Templer bald den Löwenanteil an sich reißen.

Was der Orden im Heiligen Land an Reichtümern anhäuft, ist jedoch nichts im Vergleich zu dem Besitz, den er in Europa sammelt. Frömmigkeit und wohlbedachter Eigennutz bewirken, daß die Herrscher und Feudalherren sich – wie schon im Jahr 1128 in Portugal – die Fürbitte und den militärischen Schutz der Templer sichern, indem sie ihnen Ländereien und Burgen schenken. Große und kleine Herren überschreiben oder vererben ihnen ihren Besitz ganz oder teilweise. Andere vermachen ihnen Weide-, Mahl-, Wege- und sonstige einträgliche Rechte wie das über den Transport von Holz („von jedem mit Baumstämmen beladenen Schiff, Leichter oder Schute einen Baumstamm oder, wenn es Holzbündel sind, ein solches Bündel“). Der Orden verschmäht nichts, weder die fünf Lehensgüter, die ihm 1205 in Courbepine in der Normandie geschenkt werden, noch bei

jedem eintretenden Todesfall in Moulin-Robert in der Bretagne das beste Kleidungsstück des Verstorbenen oder fünf Geldstücke nach Wahl. Der Orden kauft auch „aus Barmherzigkeit“, wie es in zahlreichen notariellen Urkunden heißt, riesige Ländereien, obwohl Philipp der Schöne das zu verbieten versucht, ehe er später zu drastischeren Mitteln greift. Man beruft sich sogar auf das umstrittene Testament Alfons' von Aragon, um dessen ganzes Königreich zu beanspruchen. Der Orden bekommt es nicht, wohl aber „Ländereien, Gebäude, Einkünfte“. Er wird so auf die eine oder andere Weise Herr ganzer Landstriche mit ihren Schlössern, Dörfern, Wäldern, Feldern und Leibeigenen. Er hat außerdem Vasallen, die mit laufenden Abgaben für einen in diesen bewegten Zeiten höchst erwünschten Schutz und für die Befreiung von königlichen Steuern bezahlen, die dem Tempel zugestanden ist.

Hätte der Orden nichts weiter getan, so wäre er nur, mit einigen zusätzlichen Privilegien ausgestattet, dem Beispiel aller religiösen Gemeinschaften des Mittelalters gefolgt, die im allgemeinen von Almosen und im besonderen von den Erträgen ihrer Ländereien lebten. Seine zu den Komtureien gehörenden und von Pächtern und Leibeigenen bewirtschafteten Landgüter – mehrere tausend allein in Frankreich – sind hervorragend verwaltet. In den Getreideanbauzonen verfügen einige von ihnen sogar über Getreidespeicher. Lagern die Templer den Weizen, um ihn in Zeiten der Knappheit zu Wucherpreisen zu verkaufen? Das Volk wirft es ihnen vor. „Die Verleumdung widerlegt sich selbst“, schreibt jedoch Louis Charpentier⁷, „durch die Tatsache,

daß es die Ordensregeln jedem Templer, auch den Oberen, verboten, irgend etwas, was dem Orden gehörte, ohne Genehmigung des Kapitels zu verkaufen. Und wenn der Weizen einmal eingefahren war, gehörte er dem Orden. Und im Tempel gab es keine Händler“. Mag sein, daß der Vorwurf der Getreidespekulation wirklich nichts anderes als eine Verleumdung war, denn es läßt sich nicht leugnen, daß die fraglichen Speicher im 11. und 12. Jahrhundert ganz wesentlich dazu beitragen, die Hungersnöte zu vermeiden, von denen bis dahin Europa heimgesucht wurde. Man weiß sogar, daß der Tempel in Zeiten der Knappheit kostenlos Mengkorn verteilt, jene Mischung aus Weizen und Roggen, die die Grundlage der mittelalterlichen Ernährung darstellt. Die Ordensregeln machen Wohltätigkeit zur Pflicht. Was man aber auch sagen mag, die Tatsache bleibt bestehen, daß der Orden sich dem Handel widmet, daß zahlreiche Komtureien Lagerhäuser besitzen und ihren Vorteil zu wahren wissen. Begnügen wir uns mit einem Beweis dafür: In Nantes weigert sich der Tempel, dem Bischof die ihm zustehenden Gebühren für den Verkauf von Wein zu entrichten. Diese Lagerhäuser der Komtureien dienen jedoch nicht allein und hauptsächlich der Speicherung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen des Ordens. Auch freie Bauern und Händler lagern hier gegen Entrichtung einer entsprechenden Gebühr ihre Waren und sichern sie so gegen Verlust nicht nur durch Räuber und Wegelagerer, sondern auch durch die Steuereinnahmer des Landesherrn. Aber das ist nur ein sekundärer Aspekt einer der wichtigsten Betätigungen des Ordens, der Bewachung der Landstraßen.

Diese sind im Mittelalter sehr wenig sicher. Im Sommer sind es die Räuberbanden, im Winter die Wölfe, die die Reisenden überfallen. Andererseits ist der Warenverkehr mit unzähligen Abgaben an Feudalherren und Gemeinden belastet, wie sie auch heute noch auf einigen Autobahnen und Brücken Europas zugunsten des Staatssäckels üblich sind. Unsichere Straßen und hohe Transportkosten lähmen den Handel. So kann es vorkommen, daß eine Gemeinde durch Hagelschlag oder Viehseuche in äußerste Versorgungsschwierigkeiten gerät, während in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft Überfluß an Vieh und Getreide herrscht, das jedoch durch die hohen Transportkosten für die Hungernden unerschwinglich wird. Der Tempel hilft diesem Übel erfolgreich ab. Seine Komtureien sind untereinander durch Landstraßen verbunden, die sich als dichtes Netz über den ganzen Westen breiten. Ordensritter garantieren mit ihren ständigen Patrouillen die Sicherheit. An den Straßen werden Unterkünfte – *hospitots* – eingerichtet, in denen die Reisenden mit ihren Zugtieren und Lasten die Nacht verbringen können. Auf diesen „Templer-Straßen“ wird kein Wegzoll erhoben. Der Orden hat seine Abschaffung verlangt, und kein Feudalherr oder Bürgermeister wird sich getrauen, ihn weiterhin zu erheben. Der Orden selbst begnügt sich mit minimalen Abgaben. Die Menge macht's. Bei dem so aufblühenden Verkehr kommt auch er auf seine Kosten.

Die Verkehrsschwierigkeiten sind jedoch nicht das einzige Hindernis, das den Handel erschwert. Bargeld ist knapp im Mittelalter, und man hebt es sich im allgemeinen auf, um damit die Steuern zu bezahlen. Tauschhandel ist auf dem

flachen Land die Regel. Aber ohne Geld ist ein Handel in größerem Umfang schwierig. So gründet der Tempel eine Bank. Jede Komturei wird eine ihrer Filialen. Hier deponieren die Kaufleute ihr Gold (wenn sie welches haben) und erhalten dafür vom Orden ausgestellte Wechselbriefe. Auch Handelsgüter werden entgegengenommen, über deren Gegenwert dem Kunden gleichfalls ein Lagerpfandschein – der Warrant von heute – ausgestellt wird. Alles natürlich gegen die Entrichtung eines gewissen Aufgeldes. Andererseits nimmt die Templer-Bank auch die Schätze der Feudalherren und Bischöfe in Depot, ja sogar denjenigen des Königs von Frankreich, für den sie gleichzeitig die Eintreibung einiger Steuern übernimmt, womit sie sich in gleicher Weise wie einige Jahrhunderte später die *fermiers généraux* (Steuerpächter) betätigt.

Das dem Tempel anvertraute und ihm selbst gehörende Edelmetall wird immer mehr, doch er läßt es nicht in den Schatzkammern seiner Burgen schlummern. Er leiht es, manchmal gegen Hypotheken, an Fürsten, große und kleine Herren, Bischöfe, Gemeinden und einfache Privatleute aus. Er richtet sogar in seinen Komtureien Pfandleihen ein. Nun ist aber Wucher – und jeder Zins ist nach den weisen Normen jener Zeit Wucher – sowohl von den kirchlichen als auch den weltlichen Behörden strengstens verboten. Nur die Juden, die aufgrund besonderer Rechte in ihren Sitten und Gebräuchen weder Kirche noch Staat untertan sind, dürfen Wucher treiben, was freilich von Zeit zu Zeit die Plünderung ihres Besitzes durch das Volk oder die Konfiszierung durch den Landesherrn provoziert. Der Tempel ist, wir wiesen

schon darauf hin, exterritorial. Niemand hindert ihn, mit den Juden in Wettbewerb zu treten. Er tut es mit Erfolg. Um wiederum nur ein Beispiel anzuführen: Einem gewissen Peronelle de la Gouberge aus dem Kirchspiel Ormes in der Normandie leiht er 50 in Tours geprägte Goldsous gegen einen Zins von 24 Sous, vier Kapaune, ein Huhn und 41 Eier⁹. Ganz schön: mehr als 50 Prozent jährlich!

3. Die Finanzierung der Kathedralen

Es gibt einige gute Gründe, zur kreditnehmenden „Kundschaft“ der Templer auch die Bischöfe und Gemeindeverwaltungen zu rechnen, die schon 1140, von den Zisterzienser-Mönchen angeregt, mit dem Bau gotischer Kirchen beginnen. Wir haben, nach dem Verschwinden der Ordens-Archive, keinerlei dokumentarische Beweise dafür. Aber Louis Charpentier stellte es mit unwiderlegbaren Beweisen in einem Werk⁷ fest, in dem sich leider das Schlechteste – eine esoterische Schau der mittelalterlichen Welt – mit dem Besten mischt. „Man muß die Dinge sehen, wie sie waren“, schreibt er. „Die meisten französischen Städte, vor allem nördlich der Loire, sind nichts anderes als kleine Menschenansammlungen mit äußerst beschränkten Mitteln. Das Geld ist knapp und läuft nicht um. Wenn eine Gemeindeverwaltung einige Mittel besitzt oder sich verschaffen kann, sind die Bauten, die sie in Auftrag gibt, in erster Linie Mauern, die ihr einen (relativen) Schutz vor den unaufhörlichen

Kriegen und den Räuberbanden gewähren. Beide machen vor offenen Städten nicht halt.

Die Städte haben daher nur kleine Kirchen und verfügen nicht über die Mittel, um große in Auftrag zu geben. Genau genommen nimmt selbst in reichen Städten wie Rouen – zweite Stadt des Königreiches – die Zahl der Pfarren zwar zu, aber die vorhandenen Kirchen sind zu ihrer Erhaltung auf Schenkungen von diesem und jenem angewiesen.

Wie konnte man dann in wenigen Jahren und überall gleichzeitig von Paris bis zu kleinen Gemeinden von einigen tausend Bewohnern das Geld zusammenbekommen, das unerlässlich ist, um derartig gewaltige Bauten zu beginnen? Um das Problem klarzumachen: Es gibt heute kaum eine Gemeinde von der Bedeutung, die Chartres damals hatte, d. h. also von etwa 10000 Einwohnern, die es sich leisten könnte, ein öffentliches Schwimmbad zu errichten, und wenn, dann wäre es nicht viel mehr als eine Grube mit verputzten Mauern. Und diese Gemeinden (Amiens und Reims sind nicht größer als Chartres) können sich den Luxus von Kathedralen leisten, in die ein Stadion bequem hineinpassen würde!“

Und Louis Charpentier schließt: „Eine einzige Organisation war also in der Lage, diese Rolle des Bankiers und Schatzmeisters zu übernehmen, eine wirkungsvolle und anhaltende Hilfe zu gewähren und die Arbeit zu organisieren: der Templer-Orden. Es ist offensichtlich, daß die Tempel-Ritter die Baukosten nicht übernehmen konnten; dazu hätten ihre Reichtümer, so groß sie auch waren, nicht ausgereicht. Sie konnten das Geld nur leihen.“

Diese Überlegung wird dadurch bekräftigt, daß sich eine Zunft von Baumeistern, Steinmetzen, Maurern und Bildhauern im Schutz des Ordens befindet. Um innerhalb von weniger als 100 Jahren mehr als 80 gewaltige Kathedralen und dazu rund 70 weitere Kirchen geringerer Bedeutung zu bauen, ist nicht nur ein außerordentliches Wissen nötig, das bekanntlich aus Citeaux kam, sondern auch eine große Menge geschickter Handwerker. Nun gibt es im Mittelalter drei Bau-Gilden, deren Mitglieder, in drei Stufen – Lehrlinge, Gesellen und angenommene Meister – gegliedert und unter strenger Disziplin stehend, das Geheimnis ihrer Kunst eifersüchtig hüten, so wie es in ihren Gildehäusern, den *cayennes*, überliefert wird, um von dem Mysterium des „großen Gesetzbuches“ zu schweigen, das bei den geheimen Zeremonien für die Neuaufzunehmenden in Erscheinung tritt, und über das wir nichts wissen. Die von einem legendären Benediktiner gegründeten „Söhne des Paters Soubise“ unterstehen dem Orden des heiligen Benedikt und widmen sich ausschließlich dem Bau romanischer Kirchen. Die „Söhne des Meisters Jacques“, deren Betätigung weniger bekannt ist, arbeiten nur im Süden Frankreichs und besonders entlang der Straße von Santiago de Compostela (Jacques entspricht dem spanischen Vornamen Santiago). Die „Söhne Salomons“ sind, wie schon der Name zeigt, dem Tempel angeschlossen. Gehören sie ihm als diensttuende Brüder an, oder stellen sie eine Art kleineren Laien-Ordens dar, den Citeaux dem Schutz der Tempel-Ritter anvertraut hat? Wir wissen es nicht. Wohl aber wissen wir, daß es der Vermittlung der Templer zu danken ist, wenn Ludwig IX.

den Bau-Gilden Abgabefreiheit gewährt, die Philipp der Schöne dann aufhebt, als er den Orden verbietet. Die „Söhne Salomons“ beugen sich nicht und gehen in den Untergrund. Viele gehen ins Exil, wo sie sich „Ausländische Gefährten der Pflicht Salomons“ nennen. Sie treten wieder in Erscheinung, als 1790 die Zünfte aufgelöst werden, und werden merkwürdigerweise geduldet, obwohl das Le Chapelier-Gesetz jede Arbeitnehmer-Organisation verbietet. Es ist kein Zufall, daß die Freimaurerei, die die Französische Revolution vorbereitete, sich bis heute auf die „einführende Erbschaft“ des Tempels beruft . . .

Trotz dieser Zusammenhänge ist die Finanzierung der Kathedralen nicht ohne Problem. Löhne und Gehälter kann man nicht mit Wechseln bezahlen. Die den Bischöfen und Gemeindeverwaltungen gewährten Darlehen müssen in harter Münze ausgezahlt werden. Nun ist, wir sagten es schon, Bargeld – d. h. also Münzen; Papiergeld war noch nicht erfunden – im Mittelalter knapp. Silbermünzen gibt es praktisch nicht. Diejenigen aus der Römer-Zeit sind durch Abnutzung längst verschwunden. Aus Palästina, wo sie einen höheren Wert als die Goldmünzen haben, bringen die Kreuzzüge nur wenig davon ein. Als das Heilige Land evakuiert wird, braucht der Tempel nicht mehr als zehn Maultiere, um seinen Schatz abzutransportieren: noch nicht einmal eine Tonne. In Europa sind keine Silberminen in Betrieb. Die deutschen sind noch nicht erschlossen, die russischen noch nicht einmal bekannt. Bleibt das Gold. Wir sind nicht in der Lage, die Baukosten für 150 gotische Kirchen, darunter 80 Kathedralen, auch nur annähernd zu schätzen.

Aber wir glauben uns mit der Behauptung nicht zu täuschen, daß alles Geld der Komtureien einschließlich der Depositen ihrer Kunden dafür nicht entfernt ausgereicht hätte. In der Gegend von Toulouse versuchen die Templer zwar, einige schon zur Römerzeit ausgebeutete Silberminen wieder in Betrieb zu nehmen, aber ihr Bemühen ist vergeblich. Trotzdem haben sie aus Deutschland Berg- und Hüttenarbeiter verpflichtet, die sie in Les Charbonnières völlig isoliert und unter starker Bewachung unterbringen. Auch als die Minen wieder geschlossen werden, arbeitet die Silberhütte weiter. In den nahen Komtureien von La Coume Sourde und Ermitage werden Münzen geprägt. Dem gleichen Zweck dient die für uneinnehmbar geltende Festung der Herren von Bézu (Vasallen des Ordens) am Rande der Templer-Straße nach Portugal. Andere Niederlassungen des Ordens in ganz Europa widmen sich der gleichen emsigen Tätigkeit. Es sind keine Gold-, sondern Silbermünzen, die hier entstehen. Es werden im Lauf des 12. und 13. Jahrhunderts immer mehr, bis sie das normale Zahlungsmittel darstellen, das überall im Umlauf ist und beträchtlich zum Entstehen einer wahren Wirtschafts-Euphorie beiträgt. Aber wo kommt das Silber her? Niemand kann die Frage beantworten. Und die es könnten, schweigen.

4. Der geheime Hafen des Tempels

Schweigen ist eines der strengsten Gebote der Templer. Der Orden ist souverän. Seine Regeln sind nur den Rittern bekannt, die ihren Wortlaut jedoch nicht aufbewahren dürfen,

damit er den Feldwebeln nicht bekannt werde, die doch auch Brüder des Ordens sind. Die *magistri* treffen ihre Entscheidungen unter größter Geheimhaltung. Immer wieder stoßen wir auf das Rätsel der spurlos verschwundenen Ordens-Archive, die uns helfen könnten, manches zu verstehen. Wir stehen daher ratlos vor ungeklärten, ja manchmal unerklärlichen Tatsachen. Eines dieser Mysterien ist die Ordens-Flotte. Sie ist beträchtlich und sicherte in den Zeiten der Kreuzzüge, wie wir gesehen haben, von ihren Häfen an der Mittelmeerküste aus einen guten Teil der Transporte von Truppen, Pilgern und Handelsgütern zwischen Europa und dem Heiligen Land. Für seine Kontakte mit den britischen Inseln, wo der Tempel Besitzungen hat, verfügt er auch über die Häfen Saint-Valery-en-Caux, wenige Kilometer südlich Dieppe und geschützt durch die Komtureien von Blosseville und Drosay, und Barfleur im Schutz der Amthauptmannschaft von Valcanville, beide in der Normandie, sowie verschiedene andere, von denen der bedeutendste der von Saint-Valery-sur-Somme an der Küste des Kanals und der Nordsee ist. Zu diesen Seestützpunkten, deren Lage erklärlich ist, kommt La Rochelle an der Atlantikküste hinzu.

Ehe diese kleine Ortschaft von den Templern befestigt wurde, hörte man nie von ihr sprechen. La Rochelle wird vorher nur ein einziges Mal erwähnt: Etwas südlich davon, auf der Insel Aix, nahm St. Malo Zuflucht, als sein Beschützer, Herzog Judicael von der Bretagne, gestorben war. Nun, dieser schon zu seinen Lebzeiten berühmte Mönch und Bischof stand im Ruf, den heiligen Brandan auf seiner *navigatio*

(Seefahrt) begleitet zu haben, die zwischen den Jahren 536 und 552 nach Amerika führte. Louis Kervran¹¹ hat die mittelalterlichen Texte, in denen diese Reise geschildert wird, einer genauen Analyse unterzogen, die wenig Raum für Zweifel läßt. Der Bericht war anscheinend gefälscht, aber

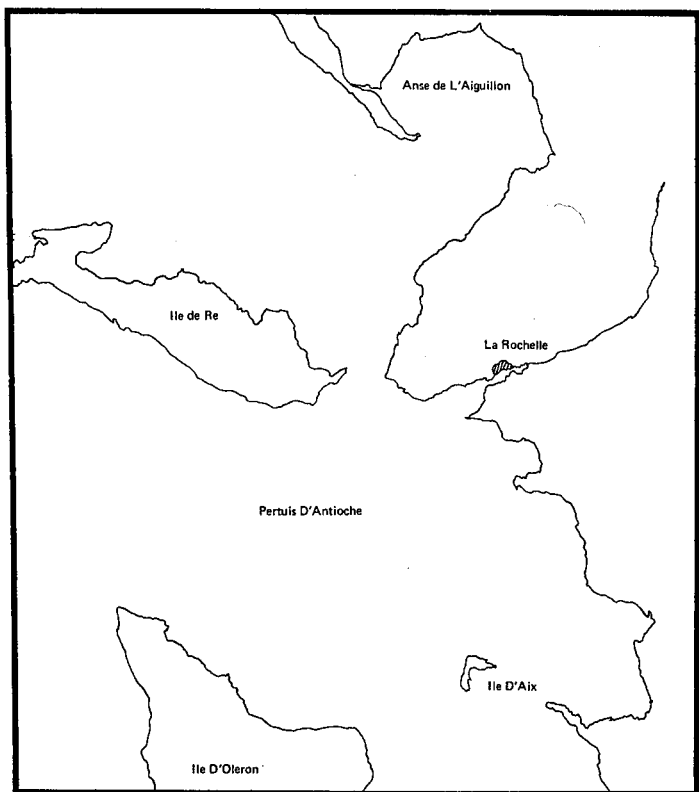


Abb. 1: La Rochelle und seine Reede.

die Legende war während des ganzen Mittelalters außerordentlich populär, besonders natürlich in den Gebieten, wo man sich aus diesem oder jenem Grund an den Heiligen erinnerte. Der Hafen (*Abb. 1*) liegt – auf heutigen Straßen – etwa 150 km südlich Nantes und 70 km nördlich Royan, also der Gironde-Mündung, am Ende einer weiten Bucht, die von den Inseln Ré und Oloron gut geschützt wird. Die zwischen den beiden Inseln hindurchführende breite Wasserstraße trägt noch heute den ihr von den Templern in Erinnerung an das Heilige Land gegebenen Namen Pertuis d'Antioche (Meerenge von Antiochia). Das Meer bildet hier ein natürliches Hafenbecken, das tief ins Land einschneidet und dessen Zufahrt leicht zu verteidigen ist, wie später Richelieu feststellen wird, wenn er sich der in der Hand der Protestanten befindlichen Stadt bemächtigen muß. Von diesem Gesichtspunkt aus hat die Wahl der Templer nichts Überraschendes. Was von vornherein nicht einleuchtet, ist der Nutzen, den ein Hafen für sie haben konnte, der zu weit im Süden Englands und zu weit im Norden Portugals lag, mit welch letzterem Land viel bessere Verbindungen über die von Komtureien beschützten Pyrenäen-Pässe bestanden als über den gefährlichen Golf von Biscaya, der scheinbar nirgendwo hinführte.

Nun ist aber La Rochelle für den Tempel alles andere als ein zweitrangiger Stützpunkt. Hier befindet sich der Sitz eines Provinzials, dem alle Komtureien und Amtmannschaften einer weiten Region unterstehen. Die Bevölkerung wächst schnell, und die Stadt stellt bei Auflösung des Ordens ein Zentrum von gewisser Bedeutung für jene Zeit dar, dessen

Fischer wie die Normannen, Bretonen und Basken die Küsten Neufundlands häufig aufsuchen. Sieben Templer-Straßen, die ganz Frankreich erreichbar machen, haben hier ihren Anfangs- und Endpunkt (*Abb. 2*):

1. La Rochelle-Barfleur auf der Halbinsel Cotentin mit Abzweigungen in die Bretagne;
2. La Rochelle-Abbéville (Somme-Bucht) über Le Mans und Evreux;
3. La Rochelle-Sédan über Angers und Paris;
4. La Rochelle-Nancy über Chatellerault und Troyes;
5. La Rochelle-Genf über Guéret, Moulins und Macon;
6. La Rochelle-Saint-Vallier über Limoges, Issoir und Saint-Etienne;
7. La Rochelle-Valence über Angoulême, Brive und Le Puy mit Verlängerung entlang der Rhone bis Marseille (wie im vorhergehenden Fall).

Nach Louis Charpentier¹², dem wir diese geographischen Daten verdanken, sollte man noch eine achte Straße hinzufügen, die nach Bordeaux führt und von dort aus in Narbonne die atlantische Küstenstraße erreicht, um so die Verbindung mit dem Hafen Collioure in der westlichen Pyrenäen-Provinz Rosellon herzustellen.

Vielleicht wurde eine dieser Straßen, die von Paris nach La Rochelle, von den Templern zum letzten Mal am 12. Oktober 1307 benutzt. Wir lesen nämlich in der Akte¹³, die im Juni 1308 von Jean de Chalon vom Tempel in Nemours (Diözese Troyes) beim Papst hinterlegt wurde, daß er persönlich am Vorabend der Verhaftung der Brüder durch die Gendarmerie des Königs drei mit Stroh gedeckte Lastwa-

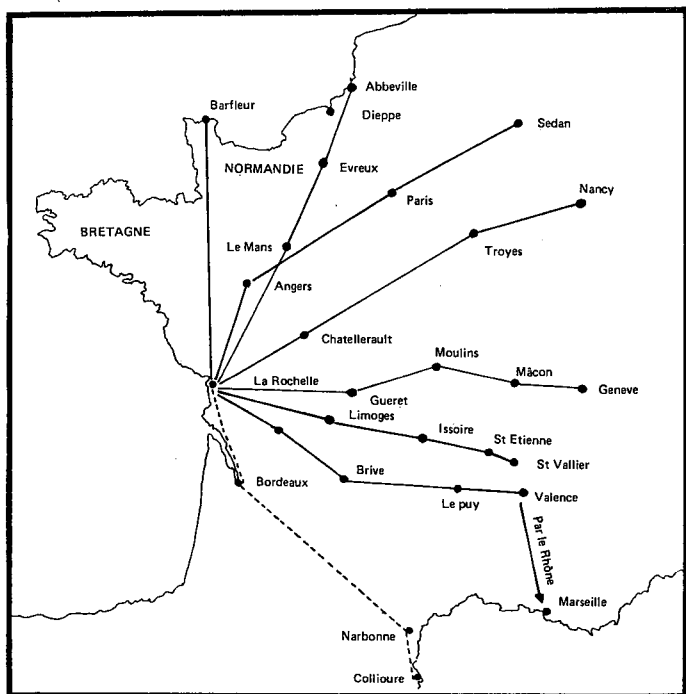


Abb. 2: Die von La Rochelle ausgehenden Templer-Straßen.

gen, in denen die Truhen mit dem gesamten Schatz des Groß-Inspektors von Frankreich, Hugues de Poiraud, verborgen waren, bei sinkender Nacht unter dem Befehl von Gérard de Villers (der 50 Pferde zur Verfügung hatte) und Hugues de Châlons den Tempel von Paris verlassen sah. Sie fuhren in Richtung auf die Küste, wo ihre Last an Bord von 17 Schiffen des Ordens verladen wurde. Auf einem in die

Briefe Klemens V.¹³ eingefügten Blatt werden die Namen von Hugues de Châlons und Gérard de Villers, „der 40 Brüder bewaffnet hat“, unter denen der Templer erwähnt, denen die Flucht gelang.

Diese beiden Dokumente müssen eingehend untersucht werden, da sie mehr als ein Problem aufwerfen. Daß der Orden von den Maßnahmen, die der König gegen ihn vorbereitete, unterrichtet war, ist nur zu erklärlich: er hatte natürlich seinen eigenen Nachrichtendienst. Erstaunlich ist nur, daß diese Unterrichtung erst so spät und offenbar im letzten Augenblick erfolgte: Das Geheimnis der Operation muß gut gehütet worden sein. Die Zusammenstellung des Flucht-Konvoys ist überzeugend: 42 Ritter stellen einen für die Zeit ausreichenden Geleitschutz dar, und 50 Pferde sind genau das, was benötigt wurde. Verwunderlich ist dagegen die Zahl der Schiffe, weil sie in keinem Verhältnis zu der Ladung von drei Wagen steht. Und doch muß sie stimmen, da der Tempel von Paris Sitz des Großmeisters ist, wo man über die Bewegungen der Flotte gewiß bestens unterrichtet sein muß. Es gibt dazu zwei Hypothesen, die einander übrigens nicht ausschließen: Entweder brachen gleichzeitig auch von anderen Komtureien Trecks nach dem gleichen Hafen auf, oder die Schiffe hatten noch eine andere Aufgabe, etwa die, die flüchtenden Ordensbrüder oder doch einen Teil von ihnen an einen bestimmten Ort zu bringen. Andererseits und entgegen dem Anschein steht durchaus nicht fest, worin die Ladung der Wagen bestand. Das Wort „Schatz“ trägt. Nach heute landläufiger Auffassung bedeutet es eine „Anhäufung von Gold, Silber und anderen Wertgegenständen“. Auch im

Mittelalter hatte es schon diese Bedeutung. Aber der Wert eines Schatzes braucht nicht in materiellen Werten so leicht realisierbar zu sein. Es kann sich auch um unschätzbar wertvolle Informationen handeln, etwa das Archiv – das geheime, versteht sich – eines Fürsten oder einer Gemeinschaft. Der König von Portugal bewahrt in seiner Schatzkammer, der *Tesouraria*, die Landkarten Amerikas auf, die Kolumbus und Magellan ihm später entwenden¹⁴. Nun wäre es schwer verständlich, daß der Groß-Inspektor Frankreichs, das heißt der mit der Inspektion der Komtureien beauftragte *magister*, persönlich über einen Schatz im üblichen Sinn des Wortes verfügen könnte. Bestenfalls verfügt er über eine „kleine Kasse“ für laufende Ausgaben, aber gewiß nicht über derartige Mengen baren Geldes, daß er drei Lastwagen benötigt hätte, sie abzutransportieren.

Vergessen wir nicht, daß der Tempel, materiell gesehen, tatsächlich eine Bank ist. Das Bargeld, das er erhält, wird sofort weitergegeben. Wenn Philipp der Schöne in den Kassen des Ordens so wenig Bargeld vorfindet, daß er die Kosten der Operation aus den Erlösen seiner (wahrscheinlich von den Johannitern zur Verfügung gestellten) Liegenschaften bestreiten muß, dann liegt das nicht daran, daß die Templer ihr Geld in irgendeiner geheimnisvollen Gruft versteckt haben, sondern daran, daß sie es ganz einfach nicht anhäufen. Sie „lassen es arbeiten“, wie der tragikomische Fachausdruck der liberalen Wirtschaftler von heute lautet. Was die Kassenschränke der Komtureien enthalten, sind Quittungen, Zahlungsverpflichtungen, Wechselbriefe und Verträge, das heißt Wertpapiere aus Bank- und Handelsoperationen ein-

schließlich Darlehen, die dem König selbst im Gesamtbetrag von 500 000 Pfund gewährt wurden. Überflüssig zu erwähnen, daß die Flüchtenden nicht das geringste Interesse daran haben, Dokumente dieser Art ins Ausland zu retten, wo keinerlei Aussicht bestand, sie irgendwann und irgendwie zu realisieren. Der wirkliche „Schatz“ des Tempels enthält dagegen geheime Papiere, die unter allen Umständen der königlichen Gerichtsbarkeit entzogen werden müssen. Diese sind es wahrscheinlich, die die berühmten drei Lastwagen und vielleicht noch viele andere mehr gefüllt haben. Denn die geheimen Archive des Ordens, deren „Verschwinden von tiefem, ja mysteriösem Geheimnis umgeben ist, wie alles, was die Templer betrifft“¹⁵, werden niemals wieder zum Vorschein kommen. Pergament – denn Papier muß damals noch aus Ägypten importiert werden und wird daher sehr wenig verwendet – ist nicht so leicht zu zerstören . . .

Bleibt festzustellen, welchen Hafen der von Paris abgefahrene Konvoy ansteuerte. Natürlich einen Templer-Hafen. Diejenigen des Mittelmeers sind zu weit entfernt, und die Meister des Tempels wissen nicht, welche Haltung die Fürsten der Region, der Graf der Provence und der Graf von Barcelona, einnehmen werden. Wenn diese dem Beispiel des Königs von Frankreich folgen, was sie tatsächlich einige Monate später tun, laufen die Flüchtlinge Gefahr, in eine Falle zu gehen. Die Häfen am Kanal und an der Nordsee liegen viel näher, aber der König von England wird sich trotz seiner Sympathie für den Orden nicht getrauen, dem Papst entgegenzutreten, und Jacques de Molay wird schon wissen,

woran er sich in dieser Beziehung zu halten hat. Es bleibt nur eine Möglichkeit: La Rochelle, ein fester Platz, den die Gendarmen sich hüten werden, anzugreifen. Der Hafen ist mit Paris durch eine Templer-Straße verbunden, die gut bewacht ist und die Möglichkeit bietet, die Pferde zu wechseln. Mit 60 km pro Tag, was damals der Durchschnitt für einen Konvoy dieser Art ist, kann man den Liegeplatz der Flotte in einer Woche erreichen. Werden die Wagen an ihr Ziel gelangen? Wir haben nicht den geringsten Beweis dafür. Aber wir wissen, daß ihre Fracht, welcher Art sie auch gewesen sei, in keiner der Beschlagnahmelisten auftritt, die die königlichen Notare anfertigten, und daß die in La Rochelle liegenden Schiffe der Templer nicht in Portugal Zuflucht suchen, wie das diejenigen tun, die aus den Mittelmeerhäfen auslaufen. Sie verschwinden vielmehr für immer.

5. Die amerikanische Hypothese

Die vorstehenden Seiten beschränken sich darauf, die Daten eines dreifachen Problems aufzuzeigen, das wir nun zu lösen versuchen wollen: Wo kam das in Europa nicht erhältliche Silber her, mit dem die Templer während zweier Jahrhunderte ihre neun Ordens-Provinzen überschwemmten und mit dem sie den Bau von 80 gotischen Kathedralen und 70 kleineren Kirchen finanzieren konnten? Wozu diente ihnen der Hafen von La Rochelle? Wohin fuhren die Schiffe, die wahrscheinlich mit dem „Schatz“ des Ordens beladen waren und 1307 spurlos verschwanden? Wir können diese Fragen nur beantworten, nachdem wir die ganz besonderen

Eigenschaften des „Ordens der Armen Brüder des Heeres Christi und des Tempels Salomonis“ noch genauer definiert haben.

Es handelt sich in erster Linie um einen religiösen Orden. Die Ritter sind Mönche, die die traditionellen Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armut ablegen. Die sonstigen Brüder, geistliche und weltliche, die in eine äußerst komplexe Struktur eingegliedert sind, gehören gleichfalls der Kirche an, ob sie nun den Bedingungen mönchischen Lebens unterworfen sind oder nicht. Alle sind dem von den Rittern gewählten Großmeister Gehorsam schuldig, der seinerseits nur dem Papst untergeordnet ist. Trotzdem nimmt sich der Tempel eine gewisse Freiheit gegenüber dem Dogma heraus. Jesus starb nicht am Kreuz. Aber wenn dem so war, fand auch keine Erlösung durch sein Opfer statt. Der Mensch bleibt also unter der Last der Erbsünde. Nur das Wort, dessen Erleuchtung er durch die Liebe erhält, kann ihn erlösen. Von der Mystik des Augustinus gelangt man leicht zur Esoterik des Johannes. Mehr noch: Die Erlösung durch das Wort bedeutet die Rettung durch den Geist. Der essentiell von der unkörperlichen Seele getrennte Leib dient nur dazu, diesen Vorgang zu behindern: er ist durch und durch schlecht. Wir sind nun schon den Katharern in ihrer gnostischen Auffassung der Welt sehr nahe und in Versuchung, die Erkenntnis und die Weisheit nicht nur in der Kontemplation, sondern auch in den Geheimnissen der Alchimie, ja der Zauberei zu suchen. Wir wissen nicht, wie weit die Templer, oder doch einige von ihnen, auf diesem Weg voranschrritten. Aber wir haben einige gute Gründe zu der

Annahme, daß auf diesen heimlichen Manichäismus – zumindest teilweise – ihr moralischer Verfall zurückzuführen ist. Wenn der Mensch machtlos gegen die Sünde ist, hat diese keine Bedeutung mehr. Die Befreiung des Geistes schließt das Fehlen von Skrupeln nicht aus. Gott hat sein Reich, und Satan hat das seine.

Das ist nur die letzte Konsequenz von Cîteaux, dessen Asketentum auf die Anachoreten Ägyptens zurückgeht, und dessen Mystizismus seine Quellen im Evangelium und der Apokalypse des Johannes und in der jüdischen Kabbala fand, wie das für die alten hebräischen Texte gezeigte Interesse vermuten läßt. Es besteht kein Zweifel, daß diese Tendenz bei den Templern durch ihre Kontakte in Palästina mit den muselmanischen Mystikern und den jüdischen Kabbalisten bestärkt wurde. Diese Tendenz bekundet sich sogar im Stil ihrer Kirchen. Die romanische Kunst mit ihren dreifachen romanisch-keltisch-germanischen Wurzeln war der vollendete architektonische Ausdruck des abendländischen Christentums. Im Gegensatz zu ihr stellt die Gotik, die Louis Bertrand¹⁷ der „Maßlosigkeit und orientalischer Schnörkel“ beschuldigt, einen klaren Rückschritt dar. Nicht nur weil die „steinernen Bücher“, als die man die gotischen Kathedralen gern bezeichnet, so viel Personen und Szenen aus dem Alten Testament enthalten, sondern auch und vor allem weil ihre Schwerelosigkeit zur mystischen Schwärmerei verleitet. Der gotische Nadelturm ist das Minarett, das in die europäische Tradition eingeführt wurde. Zum Glück ist diese noch stark genug, um auch das verdauen zu können, aber nicht ohne daß doch etwas zurückbleibt.

Der Tempel ist auch ein militärischer Orden. Seine Ritter stellen ein Elite-Korps dar, gut ausgebildet und eisern diszipliniert. Nun befinden wir uns in einer Zeit, da die Politik von den Waffen bestimmt wird. Jedes Land befindet sich in ständigem Kriegszustand, um sein Gebiet zu verteidigen oder das des Nachbarn zu erobern. Jeder Fürst hat nur so viel Macht, wie ihm seine Truppen und diejenigen wechselnder Vasallen verschaffen. Der Tempel ist wie ein Felsblock. Er kennt keine Grenzen. Als Heer Christi behandelt er die Fürsten von der Höhe seiner Mission herab. Wie so viele religiöse Orden gleicht er die Opfer, die er seinen Mitgliedern abverlangt, durch den Willen zur Macht *ad maiorem Dei gloriam* aus. Er fürchtet nichts und niemand, und während zweier Jahrhunderte läßt er sich von allen fürchten.

Wie der Tempel die Machtfaktoren seiner Zeit – Glauben und Waffen – zu nutzen weiß, so eilt er auf wirtschaftlichem Gebiet seiner Zeit weit voraus. Er ist – wir gebrauchten den Anachronismus bereits – ein Trust. Er hat Landgüter und Werkstätten. Er treibt Handel und fördert ihn. Er organisiert und schützt ein Straßennetz, das den Warenverkehr überhaupt erst möglich macht. Er prägt Münzen, verleiht Geld, stellt Wechselbriefe aus, kurz: er führt fast alle Operationen einer Bank von heute durch. Er spekuliert, nimmt Zinsen, treibt Wucher. Aber er steigert auch die Produktion, fördert den Warenaustausch und bekämpft den Hunger. In einem Wort: Kapitalismus (in des Wortes späterer Bedeutung). Der Tempel stellt eine riesige multinationale Gesellschaft dar, hält aber in seinen Händen einige Trumpf-

karten, die den „Multis“ unserer Tage versagt sind: er ist souverän, so daß er sich allen Steuern und Zöllen entzieht, er prägt Münzgeld, er hat eigene Polizei und eigene Gerichte, er verfügt über ein Heer, das ebenso ausgerüstet ist wie die Streitkräfte der Länder, auf deren Gebiet er sich niedergelassen hat. Außerdem hat er ein gutes Gewissen, die Sicherheit, vom Heiligen Geist inspiriert zu werden, und vielleicht sogar den heimlichen Beistand Baphomets. Er ist so mächtig, daß, um ihn zu stürzen, das unvorhersehbare Bündnis zwischen dem König von Frankreich und dem Papst und der Überraschungseffekt einer glänzend geplanten und durchgeführten Polizeiaktion notwendig sind.

Der Tempel verdankt seine Macht fraglos der Straffheit seiner Organisation, der Güte seiner Rekrutierung, dem christlichen Glauben seiner Mitglieder, auch und vor allem wenn er nicht sehr orthodox ist, und seinem Korpsgeist. Er verdankt die Macht auch seinem Reichtum, denn kein landwirtschaftlicher, „industrieller“ und finanzieller Trust kann ohne Kapital gedeihen. Die Templer erhalten in Grundbesitz und Einkünften unzählige Güter. Sie häufen in Palästina eine ansehnliche Beute an. Aber nicht damit können sie in weniger als hundert Jahren den Bau von 150 Kirchen finanzieren, darunter 80 Kathedralen, deren Ausmaße uns heute noch beeindrucken. Der größte Teil ihrer Mittel stammt von dem Silber, über das sie verfügen. Damit kommen wir auf unsere erste Frage zurück: Wo bekommen sie es her? Jean de la Varende, der Historiker der Normandie, läßt in einem seiner Werke¹⁸ jemand sagen, die Templer holten das Silber aus den Minen Mexikos. Noch heute benutzt die spanische

Sprache für Silber und Geld das gleiche Wort: *plata*. Silber – und nicht das wertvollere Gold – wurde zum Inbegriff des Reichtums. La Varende verrät leider seine Quelle nicht. Trotzdem stellt eine derartige Versicherung bei einem so sorgfältigen und die Überlieferungen seiner Provinz so gut kennenden Historiker einen gültigen Hinweis dar.

Dieser Hinweis wird bestärkt durch eine Gruppe von Personen, die im großen Giebelfeld der Basilika Sainte-Madeleine, der Templer-Kirche von Vézelay in Burgund aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, dargestellt ist. In der Christus umgebenden Versammlung der Völker der Welt sieht man einen Mann, eine Frau und ein Kind mit übermäßig langen Ohren (*Foto 17*). Der Mann ist nach Art der mexikanischen Krieger mit Federn bekleidet und trägt einen Wikinger-Helm. Die Frau ist mit nacktem Oberkörper und langem Rock dargestellt. Es sind die *Panotii*, unter welcher Bezeichnung in einem latinisierten Griechisch (etwa mit „Ganzohren“ zu übersetzen) sie mitunter in mittelalterlichen Tierbüchern dargestellt werden. Diese sind von einem Text des Augustinus inspiriert: „Ist es zu glauben, daß von den Kindern Noahs oder vielmehr des ersten Menschen, von dem jene herkommen, einige monströse Rassen abstammen, die die profane Geschichte erwähnt? So zum Beispiel Menschen, die, wie man sagt, nur ein Auge in der Mitte der Stirn haben; diejenigen, deren Füße nach hinten gerichtet sind; diejenigen, denen die Natur beide Geschlechter gegeben hat, links die Brustwarze eines Mannes, rechts die Brust einer Frau, und die abwechselnd zeugen und gebären; andere, die keinen Mund haben und nur durch die Nase atmen;

wieder andere von der Gestalt eines Ellenbogens, die die Griechen Pygmäen heißen, weil dies Wort in ihrer Sprache Ellenbogen bedeutet; anderwärts empfangen die Frauen – nach den gleichen Überlieferungen – schon mit fünf Jahren und werden nicht älter als acht. Man erzählt auch, daß es eine Rasse von Menschen gibt, die nur ein Bein mit zwei Füßen haben, die das Knie nicht krümmen und von erstaunlicher Geschwindigkeit sind; man nennt sie ‚sciopoden‘, weil sie sich, wie man sagt, auf dem Rücken liegend im Schatten ihrer Füße gegen die Hitze der Sonne wehren; einige hätten keinen Kopf und die Augen in den Schultern . . .“

Genug davon. Die *Panotii* erscheinen in dieser Abnormitätensschau nicht. Die mittelalterlichen Bildhauer müssen also einen entsprechenden Hinweis woanders herbekommen, von den *orejones*, den „Groß-Ohren“, gehört haben. Man weiß, daß die Inkas und wahrscheinlich auch ihre Vorfahren, die sie soweit wie möglich nachahmten, die Gewohnheit hatten, sich die Ohren langzuziehen, indem sie an ihren Ohrläppchen die sogenannten *ringrim* (vom nordischen Ring), schwere Ringe aus Gold, Bronze oder Edelstein, anbrachten. Das ist ein schwer vorstellbarer Vorgang. Wer niemals einen Peruaner gesehen hat, kann den Ausdruck „Groß-Ohr“ nur auf das Bild zurückführen, das der Bildhauer von Vézelay gegeben hat. Aber dieser wußte, daß es sich um Wikinger handelte, wie der Helm des dargestellten Mannes beweist, um „indianisierte“ Wikinger freilich, wobei er die Eingeborenen des Anden-Hochlandes mit denen des mexikanischen Anáhuac verwechselte. Seine Rekonstruktion der „Groß-Ohren“ ist logisch, wenn auch falsch.

Aber das ist noch nicht alles, und diesmal ist der Beweis, daß die Templer den Kontinent kannten, den wir heute Amerika nennen, definitiv. Im französischen Staatsarchiv fand man kürzlich die Siegel des Templer-Ordens wieder, die 1307 von den Leuten Philipps des Schönen beschlagnahmt worden waren. Auf einem von ihnen (Abb. 3) unter einem Dokument, mit dem ein unbekannter Würdenträger dem



Abb. 3: Das Siegel vom „Geheimnis des Tempels“ mit der Darstellung eines südamerikanischen Indianers (nach einer Zeichnung in der Zeitschrift „Atlantis“).

Großmeister Weisungen erteilt, liest man die lateinische Inschrift „SECRETUM TEMPLI“ (Das Geheimnis des Tempels). In seiner Mitte sieht man eine Gestalt, die nur ein

amerikanischer Indio sein kann. Nur mit einem Lendenschurz bekleidet, trägt er einen Kopfschmuck aus Federn, wie man ihn bei den Eingeborenen Nordamerikas, Mexikos und Brasiliens, oder zumindest bei einigen von diesen, antrifft. Der Bogen, den er in seiner rechten Hand hält, ist nicht vom sogenannten amazonischen Typ, aus Holz, etwa zwei Meter lang und nur wenig gekrümmt, dessen Herstellung und Form man noch heute, wenn auch von geringeren Ausmaßen, bei den Nomaden in den heutigen Vereinigten Staaten und Kanada antrifft. Der auf dem Templer-Siegel dargestellte Bogen ist dagegen derjenige der Wikinger, wie man ihn auf dem Teppich von Bayeux sieht und wie ihn die zivilisierten Indios in Mexiko und Peru benützten.

La Varende hat also zumindest in einem Punkt die Wahrheit gesagt: die Templer wußten um das Vorhandensein der „Neuen Welt“. Das war ihr Geheimnis. Ein Geheimnis von solcher Bedeutung, daß sich der Orden, um es zu hüten und auszunutzen, zumindest auf diesem Gebiet über den Großmeister gestellt hatte. Ein Geheimnis innerhalb des Geheimnisses, das die Ordens-Regeln – selbst so geheim, daß von ihnen nur ein einziges Exemplar erhalten geblieben ist – zu einer Verpflichtung für die Mitglieder des Kapitels auch gegenüber den anderen Brüdern machten¹. Ein Geheimnis, dessen Quellen wir vollkommen kennen^{20,15}. Im 10. Jahrhundert hatten sich germanisch-dänische Wikinger 22 Jahre lang in Mexiko aufgehalten, ehe sie in Peru das Reich von Tiahuanacu gründeten. Iren hatten sich schon im Osten der heutigen Vereinigten Staaten fest niedergelassen. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts hatten norwegische Wikinger

schon in Vinland – dem heutigen Massachusetts – blühende Kolonien gegründet, die die Verbindung mit der alten Heimat aufrechterhielten. Nun, im 11. Jahrhundert war es noch gar nicht so lange her, daß dem Jarl Hrólf, alias Rolon, die Normandie zu Lehen gegeben worden war, die seit damals Beziehungen zu den Ländern des Nordens unterhielt. Dem Nachrichtendienst des Tempels kann es nicht verborgen geblieben sein, daß man hier von einem fernen Kontinent auf der anderen Seite des Ozeans sprach. Sollte nicht anderseits irgendein gelehrter Kaplan des Ordens in Byzanz Gelegenheit gehabt haben, die *Geographia* des Ptolemäus zu lesen, in der die Reise beschrieben wird, die der griechische Kapitän Alexander im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Südamerika machte, indem er vom „Goldenen Chersones“, also Indochina¹⁵, in östlicher Richtung losfuhr? Es ist schwer denkbar, daß sich die Dinge anders abgespielt haben sollten.

Bleibt zu ergründen, ob es wirklich die Minen Amerikas waren, aus denen die Templer ihr Silber holten.

II.

DAS SILBER AMERIKAS

1. Das vorkolumbianische Hüttenwesen

Zur Zeit der Konquista bearbeiteten die verschiedenen Eingeborenenvölker Mexikos Gold, Silber, Kupfer und drei Legierungen: Tombak (Gold, Silber und Kupfer), Bronze (Kupfer und Zinn) und eine in Europa unbekannte Mischung aus Kupfer und Blei. Das Schmelzen und Gießen von Metallen war ihnen damals, so sagen die Archäologen, erst etwa 500 Jahre lang bekannt. Das bestätigt die Überlieferungen der Eingeborenen, nach denen die Kunst der Metallurgie im Jahr 967 unserer Zeitrechnung durch den sagenhaften Krieger und Kulturbringer, den später in den Rang eines Gottes erhobenen Quetzalcóatl, bei ihnen eingeführt wurde, oder – um ihn bei seinem ursprünglichen Titel und Namen zu nennen – durch den Wikinger-Jarl Ullman²⁰ (Jarl = Königlicher Statthalter). Das erklärt auch, warum diese Kunst zuerst bei den Olmeca-Indianern an der Atlantik-Küste auftauchte und nicht im Anáhuac*. Jedoch waren Edelmetalle und mehr noch Kupfer knapp. Für Schmucksachen wurden daher ganz fein getriebene Blättchen verwendet, während die kleinen Statuen nach dem sogenannten Wachsguß-Verfahren hergestellt und daher hohl waren. Die

* Anáhuac (aztekisch) ist das zentrale Hochland des südlichen Mexiko.

Gewinnung reiner Metalle aus dem Mineral durch den Prozeß der Verhüttung war unbekannt. Die natürliche Mischung aus Gold und Silber zersetzte sich im fertigen Werkstück durch die Verbindung von Salz und Aluminiumoxyd. Wenn die Mexikaner (um für die vielfältigen Völkerschaften dieses Gebietes die heute übliche Bezeichnung zu gebrauchen) vor der Ankunft der Skandinavier Gegenstände aus Metall gebrauchten, was zweifelhaft ist, weil kein einziger solcher aus der Teotihuacán-Kultur oder aus der klassischen Zeit der Maya gefunden wurde, so konnten es nur importierte oder im Kaltverfahren hergestellte sein.

Die einheimische Goldschmiedekunst verwendete nicht nur dieses Metall, sondern auch Kupfer, Silber und Tombak. Man weiß, daß die Mexikaner und ganz besonders die Tolteken diese Kunst derartig meisterhaft beherrschten, daß Dürer, den man wohl als Fachmann auf diesem Gebiet bezeichnen darf, nach dem Besuch einer Ausstellung in Brüssel, bei der die von Hernán Cortés an Karl V. geschickten Schmuckstücke erstmals gezeigt wurden, am 26. August 1520 in sein Tagebuch eintrug: „In meinem ganzen Leben habe ich nichts gesehen, was mein Herz so erfreut hat.“ Von diesen unvergleichlichen Kunstwerken ist nicht viel übriggeblieben. Die Konquistadoren ließen bei der Verteilung der Beute ihren Anteil einschmelzen, und – was noch weniger verzeihlich ist – der spanische Monarch tat mit dem seinen, dem sogenannten „königlichen Fünftel“, das gleiche.

Aus Kupfer, dem seltensten und daher wertvollsten Metall, wurden außer Schmuckstücken auch merkwürdige Münzen

gemacht, Glöckchen und Messerchen in T-Form, die als Zahlungsmittel dienten, ferner Äxte mit glatten, durch Hämmern gehärteten Kanten, Meißel, Nadeln, Angelhaken und sogar einige wenige Hacken, die einzigen ihrer Art in Amerika. Bronze diente fast nur zur Herstellung von Siegeln und eine Kupfer-Blei-Legierung zu derjenigen von Schellen. Waffen aus Metall waren wenig gebräuchlich – Streitäxte aus Stein wurden viel häufiger als solche aus Kupfer verwendet – und Werkzeuge machte man im allgemeinen aus Holz. In dieser Beziehung stellten nur die Tarasca- und Zapoteca-Indianer an der Pazifikküste eine Ausnahme dar, aber es gibt Gründe für die Annahme, daß sie zahlreiche ihrer Metall-Gegenstände aus Peru importierten. Die Chronisten berichten, daß Bartolomé Ruiz de Estrada, Pizarros Steuermann, auf hoher See westlich von Ekuador ein peruanisches Floß antraf, das mit Schmucksachen aus Silber und Gold sowie Tüchern aus Lamawolle und Baumwolle beladen war. Der Schiffer erklärte auf Befragen, sein Reiseziel sei Panama, wo er seine Warenladung gegen rote Muscheln (*Spondylus princeps*) eintauschen wollte, Mollusken, die nur an den mexikanischen Küsten vorkommen und als Färbemittel für Stoffe sehr begehrt waren. Wahrscheinlich gelangten diese Flöße gelegentlich bis Mexiko. Tatsächlich wurden metallene Schmucksachen peruanischer Herstellung im Grabmal von Chichén-Itzá und in Coán im Land der Maya wie auch in den Staaten Oaxaca und Michoacán an der Pazifikküste gefunden. Erwähnt seien besonders – nach Walter Krickeberg²¹ – ein getriebener Metallteller im Chavín-Stil, der in einem Grab in Zacualpa im heutigen Guate-

mala gefunden wurde, und ein goldener Ansteckschmuck von Monte Albán, hergestellt von Chimú-Indianern. Andere Gegenstände, wie die Bartzupf-Pinzetten aus Gold und Silber, die die Tarasca-Priester benutzten, wurden in Mexiko nach peruanischen Modellen hergestellt.

Ein solcher Einfluß kann uns nicht überraschen. Auf dem Gebiet des Hüttenwesens war Peru viel weiter fortgeschritten als Mittelamerika. Das ist nur logisch. Einerseits stand Peru unter bedeutsamem kulturellen Einfluß aus China und Indochina, wie Heine Geldern²² definitiv nachgewiesen hat: Die Chavín-Kultur entstand ohne örtliche Vorgeschichte mehrere Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung mit bemerkenswerten technischen Kenntnissen, wozu auch das Schmelzen und Gießen von Metallen gehörte. Andererseits hatten die Wikinger, die sich nur 22 Jahre lang in Mexiko aufhielten, während fast dreier Jahrhunderte das Tiahuanacu-Reich regiert, und ihre Nachkommen, die Inka, hatten diese Rolle noch weitere zweieinhalb Jahrhunderte lang gespielt.

In Peru wurden das Gold – oder vielmehr *champi*, eine Legierung aus Gold und Kupfer – das Silber, Kupfer und Bronze und sogar Platin bearbeitet. Man wußte die Metalle zu gießen, zu walzen, zu treiben, zu punzen, zu modellieren, zu spinnen und zu löten und beherrschte das Wachsguß-Verfahren. Man kannte das Ausglühen, das Stechen und die Herstellung von Gegenständen aus zwei verschiedenen Metallen. Mehr noch: Silber wurde vergoldet und Kupfer wurde versilbert, und zwar in derartiger Vollkommenheit, daß Hyat Verrill²³ dazu schreiben konnte: „Wer auch immer

diese Gegenstände untersuchte, ohne ihre Herkunft zu kennen, würde sagen, sie wären auf dem Weg der Elektrolyse hergestellt. Da wir jedoch nicht annehmen können, die Chimú hätten irgendeinen Begriff von Elektrizität gehabt, haben wir eine andere Theorie aufgestellt, um zu erklären, welches Verfahren sie anwandten, um ein Metall mit einer Schicht eines anderen zu überziehen. Wahrscheinlich tat man es mittels irgendeines chemischen Vorganges, obwohl das nicht weniger unwahrscheinlich als die Anwendung der Elektrolyse ist . . . Die einzig annehmbare Erklärung wäre, daß das Metallbad durch Ausdünstungen vollzogen wurde, und daß durch irgendeine Behandlung des als Überzug gedachten Goldes oder Silbers Dünste entstanden, die sich auf dem anderen Metall niederschlugen. Wie aber auch die angewandte Methode gewesen sein mag, fest steht, daß diese Kunst verlorengegangen ist.“

Die peruanische Goldschmiedekunst ist besser bekannt als die mexikanische. Denn wenn auch Karl V. durch Erlaß vom 13. Februar 1535 diesen unglaublichen Befehl gab: „Alles Gold und alles Silber Perus muß in den königlichen Münzhäusern von Sevilla, Toledo und Segovia eingeschmolzen werden“, und wenn sich auch seine Offiziere und Soldaten beeilten, ihren Teil der Beute in Barren zu verwandeln, so haben es doch unzählige spätere Entdeckungen in den von der Konquista unberührten *huacas* (Grabstätten) ermöglicht, bewunderungswürdige Sammlungen zusammenzustellen, die einen großartigen Beweis der inkaischen Kunst darstellen. Aber die zerstörte Wirklichkeit können wir leider nur in unserer Vorstellung erleben: die Gärten des

Sonnentempels von Cuzco mit ihren Bäumen und Früchten, ihren Blumen und Tieren aller Art, mit einem ganzen Maisfeld und den Menschengestalten in natürlicher Größe, alles aus Gold, und den Tempel selbst, die Wände mit Goldplatten verkleidet, und über dem Altar über die ganze Breite des Gebäudes die riesige Sonne aus dem gleichen Metall, die ein Konquistador, wie erzählt wird, in einer Nacht beim Würfeln verspielte. Was wir noch sehen können, sind die erhaltenen Tafelgeschirre, Trinkbecher, Kannen, die kleinen Statuen von Menschen und Tieren und die Schmuckstücke aller Art aus massivem Gold oder Silber, so gearbeitet, wie das später nur noch die großen Goldschmiede der Renaissance konnten.

Aus Kupfer wurden zur Inka-Zeit alle Haushaltsgeräte hergestellt, die das Volk täglich benutzte, Töpfe, Schüsseln, Teller usw. Die Bronze diente zur Fertigung von Messern, chirurgischen Instrumenten, Steck- und Schmucknadeln, *ringrim* (obwohl diese Ohrgehänge im allgemeinen aus Gold oder Stein gemacht wurden), Musikinstrumenten und vielen Dingen mehr, ja sogar Waagen. Und vor allem Waffen: Streitäxte, Hellebarden und besonders Keulen.

Leider kennen wir nur das inkaische Hüttenwesen, das heißt einer Zeit, die sich im Vergleich zu der des Wikinger-Imperiums von Tiahuanacu bereits im Niedergang befand. Diese Dekadenz bekundet sich auf dem Gebiet der Architektur, dem einzigen, wo uns Vergleichsmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Die Inka waren ja nichts anderes als Überlebende, die sich mit Zähigkeit und Mut daran gemacht hatten, ihren alten Herrschaftsbereich zurückzuerobern – bei

der Revolte des Atahualpa und der Ankunft der Spanier war ihnen das noch nicht ganz gelungen – und die im Jahr 1290 von den Araukanern²⁰ zerstörte Zivilisation wiederherzustellen. Mit anderen Worten: sie versuchten, soweit wie irgend möglich eine Vergangenheit nachzuahmen, die sie im Lauf der Generationen immer mehr vergaßen. Es gelang ihnen nicht, die Runenschrift ihrer Vorfahren wiederzufinden, in welcher zahlreiche Inschriften in Paraguay und Brasilien überlebt haben, wo sie von uns entdeckt und aufgenommen wurden^{24, 25, 26}. Auf dem Gebiet der Metallurgie gewannen sie – nach Untersuchungen, die im Auftrag von Eric Boman²⁷ von den Gebrüdern Morin, Metallexperten der Bank von Frankreich, durchgeführt wurden – Kupfer aus Silikaten, Karbonaten und Oxychlorür, während die Erbauer von Tiahuanacu, wie die Haken zum Halten der riesigen Steinblöcke, aus denen die Mauern der Gebäude errichtet wurden, beweisen, Sulfide benutzten, die eine viel raffiniertere Technik erforderten. Die Inka konnten auch nicht zum Gebrauch des Eisens zurückfinden.

2. Eisen und Stahl von Tiahuanacu

Die verschiedenen prähistorischen Zivilisationen des amerikanischen Kontinents, schreibt Hyat Verrill²³, hatten, so verschieden auch ihre Auffassungen, Beweggründe und Techniken waren, alle ein gemeinsames Charakteristikum: ihre Gebäude und Skulpturen aus Stein. „Ihre Handwerker behauten nicht nur das härteste Felsgestein, was selbst heute mit Werkzeugen aus dem besten gehärteten und bearbeite-

ten Stahl schwierig ist, sondern sie taten das auch, soweit uns das festzustellen möglich war, ohne irgendein Werkzeug aus Metall. Unter den Überresten dieser prähistorischen Zivilisationen wurde nie irgendein Instrument gefunden, das unbestreitbar aus Eisen oder Stahl gewesen wäre. Freilich ist dies nur ein negativer Beweis, und das spurlose Verschwinden von Eisen und Stahl geht schnell. Und da wir heute wissen, daß die alten Ägypter feine Stahlinstrumente besaßen, obwohl vor der Öffnung des Grabes von König Tut nie ein solches gefunden wurde, ist es immer noch möglich, daß wir eines Tages in irgendeiner amerikanischen Grabstätte oder Ruine Werkzeuge aus Stahl entdecken. Es wurden unzählige Werkzeuge aus Kupfer oder Bronze gefunden, aber keines von ihnen ist imstande, auch nur den weichsten Stein zu schneiden, und die alte Vermutung, diese Völker hätten die heute verlorengegangene Kunst beherrscht, Bronze zu härten, ist nur ein Mythos.“

Der große Archäologe, dem wir die Erforschung der gigantischen Ruinen von Coclé in Panama verdanken, stellt das Problem absolut zutreffend dar: Es ist unvorstellbar, daß die Steinmetze und Bildhauer des präkolumbianischen Amerika – den Ausdruck „prähistorisch“ wird man hier nicht mehr verwenden dürfen – ihre monumentalen Werke, deren Bearbeitung häufig von äußerster Feinheit ist, nur mit Hilfe von Werkzeugen aus (in Mexiko) Kieselstein und Obsidian und (in Peru) Bronze hätten ausführen können. Jede technische Überlegung sagt uns, daß sie Werkzeuge aus Stahl gehabt haben müssen. Gewiß, es ist kein solches je gefunden worden. Aber das Eisen leistet, wie Verrill sehr richtig fest-

stellt, Zeit und Witterung sehr wenig Widerstand. Fügen wir hinzu, daß solche Instrumente nicht sehr zahlreich gewesen sein können, und daß sie anderseits den Konquistadoren wenig interessant und mitnehmerswert erschienen, weil sie sie nicht brauchten und es bei ihnen zu Hause genug davon gab. Für die Indios dagegen stellten sie ihren wertvollsten Besitz dar, so daß sie sie sorgfältig versteckt haben dürften, nachdem sie festgestellt hatten, daß die von ihnen erwarteten „weißen Götter“ nichts anderes als gewöhnliche Plünderer waren.

Vermeiden wir von vornherein eine falsche Problemstellung und gehen wir davon aus: Eisen und Stahl waren in Amerika vor der Konquista durchaus bekannt, zumindest in den Gebieten, die Bestandteil des Imperiums von Tiahuanacu waren. Dafür gibt es handfeste Beweise in der Sprachkunde. Im Quichua, der offiziellen Sprache der Inka, begegnen wir tatsächlich dem Wort *k'kellay*, was „Eisen“ bedeutet, nicht dagegen einem solchen für Stahl. In der Guaraní-Sprache Paraguays heißt „Eisen“ *kuarepotihü* und „Stahl“ *kuarepotiata*. In der Sprache der gleichen Indianer Brasiliens sind die entsprechenden Eingeborenen-Wörter *itahúna* und *itaite*. Von den Ausdrücken dieser im ganzen Osten Südamerikas verbreiteten Sprache werden wir noch später sprechen. Aber wir wollen schon hier das Fehlen eines Ausdrucks für Stahl in der Quichua-Sprache und sein Vorhandensein im Guaraní unterstreichen.

Es steht jedenfalls außer Zweifel, daß die Wikinger, die im Jahr 967 in Mexiko an Land gingen, Waffen und Werkzeuge aus Stahl besaßen. Die Bronzezeit war für sie schon seit

1500 Jahren oder mehr überwunden. Es ist klar, daß 22 Jahre für sie nicht ausreichten, um den Tolteken das Verhüten von Eisen beizubringen, das mit den Mitteln der damaligen Zeit so viel komplizierter war als dasjenige der weichen Metalle. Die wenigen Instrumente aus Stahl, die sie in Mexiko zurückgelassen haben können, hatten genügend Zeit, zu verrosten und zu verschwinden – 500 Jahre, die zwischen dem Abzug der Wikinger und dem Auftauchen der Spanier vergingen. In Tiahuanacu dagegen müssen sie das Eisen bearbeitet haben, jedoch ging die entsprechende Technik wahrscheinlich infolge der Zerstörung ihres Imperiums verloren. Dafür gibt es wenigstens einen Hinweis, wenn auch vielleicht keinen Beweis: Die Inka hatten weder Schwerter noch Degen, während die Mexikaner diese Waffen aus Holz und eingelassenem Obsidian herstellten. Nun war das Inka-Heer jedoch anerkannt gut organisiert und bewaffnet und ohne Schwerter, die wichtigste Infanteriewaffe, kaum vorstellbar. Es wäre also denkbar, daß man früher, das heißt zur Wikinger-Zeit, zu ihrer Herstellung Stahl verwendet hatte, ohne diesen später, als die Kenntnis der Eisen-Verhüttung bereits verlorengegangen war, durch Bronze zu ersetzen, die als Material dafür längst nicht so geeignet ist. Bei der Ankunft der Spanier müssen in Peru wie in Mexiko nur noch ganz wenige Instrumente aus Stahl vorhanden gewesen sein. Vielleicht waren sie sogar ganz verschwunden, da ja selbst die Bezeichnung für Stahl verlorengegangen war, während diejenige für Eisen erhalten blieb, da dies Metall in den Minen vorhanden war, wenn man es auch nicht mehr zu behandeln wußte. Anders war es in den Gebieten

Paraguays und Brasiliens, wohin sich einige der Flüchtlinge aus Tiahuanacu nach der Katastrophe auf der Sonneninsel zurückgezogen hatten. Dort hatte man sich weiter der geteteten Waffen und Werkzeuge aus Stahl bedient, wenn ihre Zahl auch natürlich im Lauf der Zeit immer geringer wurde. Zur Zeit der Konquista war unter den Guaraní-Völkern die Erinnerung daran noch so frisch, daß ihre Sprache sogar einen eigenen Ausdruck für Stahl besaß.

Es ist möglich, daß wir einen greifbaren Beweis für den Gebrauch stählerner Waffen im Tiahuanacu-Reich erbringen können. Im Mai 1976 nämlich waren wir nach La Rioja gekommen, einer Stadt am Fuß der argentinischen Anden, um eine runenähnliche Inschrift zu untersuchen, auf die wir im Tal von Talampaya aufmerksam gemacht worden waren. Natürlich nahmen wir mit ihrem Entdecker, Martín Juárez, Verbindung auf. Dieser Liebhaber-Archäologe verbringt seit etwa 20 Jahren seine Wochenenden, wenn es das Wetter erlaubt, in der Vorkordillere und sammelt dort, was er findet, von Keramikscherben der Eingeborenen bis zu Knochenresten prähistorischer Tiere, nicht ohne die in dieser Gegend zahlreichen vorhandenen Steininschriften zu fotografieren. Seine Auslegungen sind zuweilen sehr persönlich, aber niemand hat je seine Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit bezweifeln können.

Juárez zeigte uns seine Sammlungen. Die meisten Stücke, die er uns vorführte, gehörten nicht zu unserem Wissensschaftsgebiet. Aber wir wurden hellwach, als ein metallisches Objekt völlig anderer Art erschien: eine stählerne Klinge, gut montiert auf einen Handgriff aus getriebenem

Silber ohne Querleiste oder sonstigen Handschutz (*Foto 2*). Auf den ersten Blick schien es sich um einen Stockdeggen zu handeln, eine Waffe, die die Spanier nicht kannten, die aber bei den germanischen Völkern des Mittelalters und davor durchaus gebräuchlich war. Als einer unserer Reisebegleiter, Professor José Triviño, sie mit einer Lupe untersuchte, bemerkte er etwas, das eine Inschrift sein konnte. Wir säuberten, so gut es ging, die fragliche Stelle auf der Schneide, und es erschienen vier ganz klare Runenzeichen.

Juárez berichtete uns nun – und er bestätigte es später schriftlich – daß er das fragliche Stück im Februar 1972 auf dem Cerro Velazco, 14 km von La Rioja entfernt, in einer kleinen und sehr schwer zugänglichen Höhle in einer Höhe von 2300 m zwischen den Rippen eines Skeletts gefunden habe. Das Skelett habe er wegen der Schwierigkeiten des Geländes nicht bergen können. Die Waffe war nur leicht verrostet, was in der trockenen Luft der Anden normal ist, und war nach ihrem Fund nicht gereinigt worden.

Der Finder war auch so liebenswürdig, uns das Fundstück zwecks genauerer Untersuchung zeitweilig anzuvertrauen. Wir ließen es in Buenos Aires von einem unserer Mitarbeiter, einem Fachmann in Metallurgie, prüfen. Er nahm mit den besten Instrumenten seine genauen Maße auf. Eine metallographische Analyse war uns leider untersagt, da sie nicht ohne Beschädigung des Stückes durchführbar gewesen wäre.

Die Waffe hat eine Gesamtlänge von 519 mm; die Schneide ist 409 mm lang, durchschnittlich 10,8 mm breit und 3,5 mm stark. Die Schneide ist aus kalt gehärtetem Stahl

von ausgezeichneter Qualität. Der Handgriff aus getriebenem Silber zeigt als Verzierung ein wiederholtes Motiv (*Foto 3*) von ausgesprochen nordischem Charakter (*Foto 4* zum Vergleich). Oben drüber befindet sich eine hölzerne Kugel, die jüngeren Datums zu sein scheint, und die mit Schnitzereien eines vierblättrigen Blumenmotivs verziert ist. Die beiden Scheiben an der Verbindungsstelle zwischen Griff und Klinge sind aus Kupfer die eine, aus Leder die andere. Zwei elastische Zäpfchen aus Stahl, deren eines mittels eines gelblichen Metalls, anscheinend Bronze, ausgerichtet wurde, dienten zur Befestigung der Waffe in der nicht vorhandenen Scheide. Die beiden stumpfen Schneiden des Blattes weisen Spuren von Schärfung auf, die nur an der von uns gereinigten Stelle verwischt sind, was bestätigt, daß die Waffe seit ihrer Entdeckung unberührt blieb.

Von der teils unleserlichen Inschrift sind nur noch vier Buchstaben deutlich erkennbar (*Foto 5*): ein Fehu von ganz besonderer Form, wie wir sie schon bei den Runen-Inschriften Paraguays und Brasiliens fanden^{24, 25, 26}, ein Isa, ein An-suz und ein Thuriaz: *fiath*.

Natürlich erlaubt nichts die Annahme, daß das *f* der Anfangsbuchstabe eines Wortes ist, da ihm einige nicht mehr lesbare Schriftzeichen voranzugehen scheinen. Trotzdem ist Hermann Munk, der Runologe des von uns in Buenos Aires geleiteten Instituts für Menschheitswissenschaft, der Ansicht, daß das nordische Wort *fia* auf einer Waffe nicht überraschen kann, weil es „hassen“ bedeutet. Sollte es sich wirklich um dieses Wort handeln, dann könnte das *th* nichts anderes als der erste Buchstabe eines neuen Wortes sein, wel-

che Annahme zulässig wäre, da bei Runen-Inschriften die einzelnen Wörter im allgemeinen nicht durch Abstände voneinander getrennt sind, und da man hinter dem *th* noch zwei oder drei weitere Buchstaben undeutlich wahrnimmt. Alles scheint also darauf hinzuweisen, daß es sich bei der Waffe um einen Wikinger-Stockdeggen handelt, den ersten präkolumbianischen Gegenstand aus Stahl, der in Südamerika gefunden wurde. Mehr können wir wegen der bisher nicht möglichen metallographischen Untersuchung nicht behaupten. Die Tatsache des Fundes an sich wäre nicht unwahrscheinlich. Eine der inkaischen und vorinkaischen königlichen Straßen, von der einige Abschnitte noch heute erhalten sind, führte durch die heutige argentinische Provinz La Rioja. Der ausgezeichnete Zustand der Erhaltung des Stückes wäre in der Kordillere normal, während sich jeder mehrere Jahrhunderte alte Gegenstand aus Eisen oder Stahl in der tropischen oder Äquator-Zone schon längst zersetzt hätte. Andererseits ist jeder Verdacht in bezug auf die Echtheit der Waffe zu verwerfen. Wozu hätte ein gefälschtes Objekt in einer schwer zugänglichen Höhle versteckt werden sollen, in der es unwahrscheinlich war, daß es jemals gefunden würde? Herr Juárez, dessen Ehrenhaftigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann, bewahrte den Stockdeggen jahrelang auf, ohne ihm größere Bedeutung beizumessen, und hat sich vor wie nach unserer Untersuchung geweigert, ihn zu verkaufen.

3. Die Minen Perus

Die Tatsache, daß die Völker Mittelamerikas die Arbeit im Bergwerk nicht kannten, wäre Beweis genug dafür, daß in Mexiko nie Eisen erzeugt wurde. Aus dem gleichen Grund waren dort auch Edelmetalle knapp. In den Flüssen der heutigen Staaten Oaxaca, Veracruz und Guerrero wurde Gold durch mühevolltes Waschen gewonnen zusammen mit einem kleinen Prozentsatz Silber, während heute der vierte Teil der Weltproduktion dieses Metalls aus Mexiko stammt, und das Gold dabei nicht mehr als ein Nebenprodukt darstellt. Das Kupfer stammte aus einigen wenigen Adern reinen Metalles an der Oberfläche und wurde daher mehr geschätzt als das Silber, das man seinerseits dem Gold vorzog, obwohl dieses gewiß nicht im Überfluß vorhanden war. Der in mehreren Generationen zusammengetragene Schatz Moctezumas, so berichtet Bernal Díaz del Castillo²⁸, enthielt nur 600 000 Pesos Gold, das heißt – nach Schätzungen – 2487 oder 2730 kg, während allein das Lösegeld für Atahualpa in Peru 1326535 Gold-Pesos (5545 oder 6035 kg) zuzüglich 51610 Silber-Mark oder 10786 beziehungsweise 11742 kg betrug.

Wenn Peru von Edelmetallen überfloß, wobei noch nicht einmal von Kupfer und Zinn die Rede ist, so einfach deshalb, weil die Produktion großartig organisiert war. Gold wurde durch Waschen in den Flüssen gewonnen, die von den Anden kommen. Zusätzlich wurden Kanäle angelegt, manche von mehreren Kilometern Länge, wie der von Vinaque bei Tiahuanacu und der von Chungamayo in der Umgebung

von La Paz, in denen das Schmelzwasser aus den Anden durch goldhaltige Böden geleitet wurde, ehe es die Waschstellen erreichte. Aber es wurden auch Bergwerke ausgebeutet. In Huamba (Ñusta Hispana) kann man noch die in den Fels getriebene Anlage einer Goldschmelze sehen, in der das Mineral behandelt wurde. Und in Machu Pichu befinden sich die Ruinen einer Mühle, in der der goldhaltige Quarz zerkleinert wurde, um aus ihm das Metall nach einem Verfahren zu gewinnen, das – wie Poznansky²⁹, von Beruf Ingenieur, berichtet – „Europäer vor der Konquista mitbrachten“. Das Silber stammte fast ausschließlich aus Minen. Die wichtigsten von ihnen lagen im Gebiet von Porco am Ostabhang der bolivianischen Anden, die die Spanier später Sierra de la Plata (Silbergebirge) nannten. Hier befand sich Villa de Plata oder Villa de la Plata (Silberstadt, später Charcas, heute Sucre) in der Nähe des berühmten Silberberges Cerro de Potosí, der vor der Konquista noch nicht ausgebeutet wurde, und aus dem jahrhundertlang Ströme von Reichtum quellen sollten.

Zur Zeit der Inka gab es keine berufsmäßigen Bergleute. Die Produktion wurde durch einen Arbeitsdienst sichergestellt. Jedes Jahr kamen requirierte junge Eingeborene in die metallreichen Gebiete, um während der vier heißesten Monate das Metall in Gestalt von Körnern und Klümpchen aus den Flüssen und Waschstellen oder als Mineral aus den Schächten zu holen. Es war für sie eine Ehre, da das Metall für die Sonne und den Kaiser, ihren Sohn, bestimmt war. Die Arbeitsordnung war außerordentlich genau. Während der restlichen acht Monate des Jahres war die Arbeit in den

Waschstellen und Bergwerken verboten. Der Rekrut war verpflichtet, sich von seiner Frau begleiten zu lassen. Die reichliche Lebensmittelversorgung erfolgte aus den königlichen Magazinen. Um die Arbeit fröhlich zu machen, wurden Feste veranstaltet. Wir wissen nicht, ob dieses System schon während der Zeit des Tiahuanacu-Reiches in Kraft war. Aber wir dürfen es annehmen, da die Inka im Rahmen ihrer Möglichkeiten nichts taten, ohne ihre Vorfahren genauestens nachzuahmen.

Um die Körner und Klümpchen, das zermahlene Gestein oder Mineral zu schmelzen, wurden vor der Konquista Holzkohlenöfen verwendet, deren Feuer durch große Blasebälge angefacht wurde. Diese letzteren, die große Kraftanstrengung erforderten, wurden häufig durch zwei äußerst

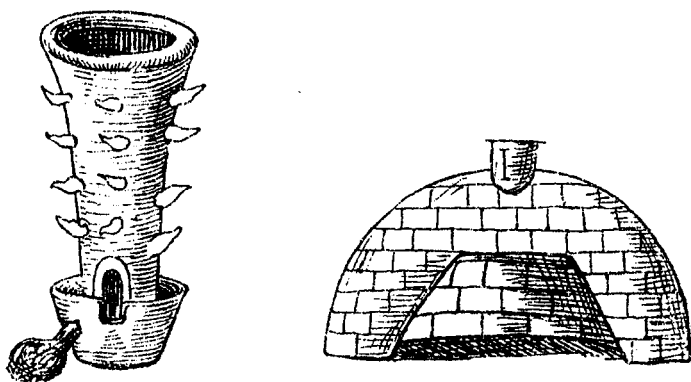


Abb. 4: Schmelzöfen in Peru. Links: *huayra*; rechts: *toco chimpo*.
Zeichnungen: P. Barba.

geistreiche Systeme ersetzt. Das einfachste bestand – nach einer Darstellung von Cieza de León³⁰ – in der Herstellung von „Tongefäßen in der Größe und Art der in Spanien üblichen großen Blumentöpfe mit Luftlöchern an vielen Stellen“. Diese *huayra* – das Wort bedeutet „Wind“ – hatten – nach Pater Barba³¹ – etwa 1 m Höhe und 0,40 m Durchmesser und waren oben breiter als unten (*Abb. 4*). Sie wurden unten mit Kohle und oben mit Metall oder Mineral gefüllt und „auf Bergspitzen oder -abhänge, wo der Wind am stärksten blies“ gestellt. So erhielt man Zapfen von Metall, die dann in *tocochimpo*, kleinen Öfen, raffiniert wurden. In den *kjory-huayra-china* (in Aymará: „Windöfen zum Goldschmelzen“) und in den *kollke-huayra-china* („Windöfen zum Silberschmelzen“) wurde so ein außerordentlich reines Metall gewonnen. Es ist noch nicht so lange her, daß man an den Abhängen des Cerro de Potosí nachts die Lichter der indianischen „Hochöfen“ funkeln sah.

4. Das Silber-Phantom Paraguays

Im Februar 1516 fuhr Juan Díaz de Solís, der Groß-Steuermann Spaniens – eine Art Marineminister – mit drei Karavellen auf der Suche nach der Ost-West-Durchfahrt des Kontinents, deren Vorhandensein bekannt war, die man aber noch nicht gefunden hatte¹⁵, die Küste Südamerikas entlang, als er eine gewaltige Flußmündung erreichte, die Vereinigung der Ströme Paraná und Uruguay, die man später Rio de la Plata nennen sollte. Er fuhr etwa 250 km in sie hinein, und dort, wo die beiden Ströme zusammenfließen,

versuchte er, an Land zu gehen, wurde aber von den Indianern angegriffen und zusammen mit seinen Begleitern umgebracht. Ihres Führers beraubt, fuhr die kleine Flotte zurück. Eines ihrer Schiffe zerschellte an der Küste des Guayrá (Küstenprovinz Paraguays), aber die Besatzung konnte sich auf die der Küste vorgelagerte Insel, die wir heute Santa Catalina nennen, retten, wo sie von den Eingeborenen gut aufgenommen wurde. Die Spanier stellten nicht ohne Wohlgefallen fest, daß diese trotz ihrer niedrigen Kulturstufe über Gegenstände aus Silber verfügten. Sie gaben ihrer Zufluchtsstätte daher den Namen Silber-Insel, der sich für einige Jahrzehnte auf verschiedenen Landkarten erhielt. Trotzdem sollte ihr Enthusiasmus bald gedämpft werden. Die Indios, deren Sprache die Schiffbrüchigen schnell erlernt hatten, erklärten ihnen nämlich, daß das kostbare Metall weder von der Insel selbst, noch von der nahen Küste stammte, sondern aus dem Herrschaftsbereich des Weißen Königs, dessen Hauptstadt mit ihren aus goldverkleideten Steinen errichteten Palästen im Gebirge an den Gestaden eines riesigen Sees läge. Man gelange dorthin, indem man einen Fluß herauffahre, der durch das Innere jener Landschaften fließe, um sodann ein besonders unwirtliches Gebiet passieren zu müssen. Immer wieder hätten die Guaraní versucht, in dieses märchenhafte Land zu gelangen, das ihren Vorfahren bekannt gewesen sei, aber jedes Mal seien sie im Verlauf der letzten Jahrhunderte von den Grenztruppen des Reiches zurückgewiesen worden. Es war, wie sich später herausstellen sollte, dasjenige der Inka.

Einer der Schiffbrüchigen, Alejo García, ein Portugiese im

Dienst Kastiliens, entschloß sich, zusammen mit drei Spaniern und einer kleinen Gruppe von Eingeborenen das Abenteuer noch einmal zu wagen. Im Jahr 1521 durchzog er dank einem gut angelegten Weg²⁴ Guayrá, erreichte die Stadt Paragua'y, das heutige Asunción, wo er etwa 2000 Indios rekrutierte, mit denen er weiterzog „in Richtung der untergehenden Sonne, um jene Länder wiederzufinden, woher viele schöne Kleider und Sachen aus Metall zum Gebrauch im Krieg wie im Frieden kamen“³¹. Die starke Truppe fuhr den Paraguay-Strom hinauf bis zum Cerro San Fernando, einige Meilen von der Ortschaft entfernt, die damals noch ihren nordischen Namen Weibingen trug^{24, 15, 26}, durchquerte den Chaco, erreichte die Ausläufer der Anden und drang bis Tomina und Tarabuco auf inkaischem Territorium vor (die Spanier hatten damals Peru noch nicht erobert). Aber die Charcas, Vasallen der Inka, schlugen García, der ein regelrechtes Invasionsheer anführte, zurück. Er begnügte sich mit der bisher schon gemachten reichen Beute an Gold und Silber und trat den Rückmarsch in Richtung Paraguay an. Bereits dicht an dem Fluß dieses Namens fiel er feindlichen Eingeborenen in die Hände, die ihn, seine weißen Begleiter und viele der Hilfswilligen umbrachten. Einige überlebende Indios der Gruppe gelangten auf die Insel Santa Catalina zurück, wo sie erzählten, was sich zugetragen hatte, und die mitgebrachten „Souvenirs“ vorzeigten. Als Sebastian Cabot, der von Spanien ausgeschiedt worden war, um mit vier Schiffen den Spuren Magellans zu folgen, im Jahr 1526 die überlebenden Schiffbrüchigen auf Santa Catalina aufnahm und von ihnen die Geschichte der Expedition des García

hörte, vergaß er die Befehle seines königlichen Herrn und zögerte nicht, in den Rio de la Plata zu fahren mit der Absicht, den Paraguay aufwärts das sagenhafte Silber-Gebirge zu erreichen. Auf der Höhe von Asunción von Eingeborenen zurückgeschlagen, mußte er umkehren.

Wir wollen hier nicht all die in den folgenden Jahrzehnten von Spaniern unternommenen Versuche schildern, von Paraguay aus die sagenhaften und doch durchaus realen Gebiete des Weißen Königs zu erobern. Wir erinnern nur daran, daß Ayolas auf den Spuren Garcías dessen Schicksal erlitt, nachdem er die Anden erreicht und fette Beute an Edelmetallen gemacht hatte, und daß später Irala gleichfalls ins Silber-Gebirge gelangte, das jedoch, ohne daß er es wußte, bereits von Pizarros Mannen erobert worden war. Ihnen war überall, auch noch viel weiter nördlich, im Gebiet der Xaraye-Indianer, von den Eingeborenen die Existenz jenes weißen Souveräns von unschätzbarem Reichtum bestätigt worden, dessen Hauptstadt mit ihren von Langohren bewohnten goldenen Palästen auf der Paradies-Insel in der Nähe der Dörfer der Frauen ohne Männer³² lag. Der Geschichtsschreiber Enrique de Gandía³³ hat sehr deutlich aufgezeigt, daß sich ein Teil der von den Spaniern aufgeschnappten Gerüchte in einem nicht sehr präzisen geographischen Zusammenhang auf den Titicacasee und die darin befindliche Sonneninsel bezog. Es ist dies für uns ein Punkt von besonderer Bedeutung. Die Guaraní, die zuweilen das Herrschaftsgebiet der Inka angriffen, waren sich über deren Herrscher und seine Hauptstadt keineswegs klar. Für sie handelte es sich weiterhin um das Imperium von Tiahua-

cu, was nichts Überraschendes hat, da Paraguay zu diesem gehörte.

Wir haben in früheren Arbeiten^{24, 26} gezeigt, wie die auf dem Altiplano angesiedelten Wikinger „Weiche Wege“ (in Guaraní: *peaviru*) anlegten, die, mit den Königlichen Straßen verbunden, zum Atlantik führten und diesen an zwei Hauptpunkten erreichten: am Golf von Santos und an der Küste gegenüber der Insel Santa Catalina. Auf dem nördlichen Weg, der von Weibingen über die Stadt Pedro Juan Caballero nach Santos führte, befand sich der gewaltige Komplex von Cerro Corá²⁶ mit seiner imposanten Festung, nicht weit von welcher entfernt wir am Cerro Guazú²⁶ Hunderte von Runen-Inschriften aufnahmen, von denen 71 durch Hermann Munk entziffert werden konnten. Nun, am Cerro Corá machten wir 1975 eine Entdeckung, von der wir solange nicht sprechen konnten, als sie im Rahmen unserer Forschungen nicht einen bestimmten Sinn ergab, wie das jetzt der Fall ist.

Sehr dicht beim Itaguambypé, der fraglichen Festung, fließt ein Bach, der Aquidabán-Nigüi, der von einem kleinen Wasserfall unterbrochen wird, wie wir ihn früher²⁶ beschrieben haben. In den Felsen, über den er herabstürzt, sind so große Stufen gehauen, daß sie nur von Menschen benutzt werden konnten, die viel größer waren als die Guaraní und die Paraguayer, die heute in diesem Gebiet leben. Oben sieht man am Ufer die Ruinen eines Gebäudes von 16,80 m Länge. Wir stellten die Hypothese auf, es habe sich um einen Wachtposten, um eine kleine Befestigung gehandelt, dazu bestimmt, die offenbar unbewaffneten Badegäste zu be-

schützen, die das vom Wasser ausgespülte natürliche Schwimmbecken benutzten, wie das heute noch die Soldaten der Garnison vom Cerro Corá tun, oder vielleicht sogar eine Sauna. Wir müssen heute auf diese Auslegung zurückkommen.

Hinter einer der Seitenwände des Gebäudes, dessen Fundamente aus natürlichem, aber von Menschenhand behauenen Gestein erhalten sind, fanden wir nämlich zwischen den verstreuten Steinblöcken einen unerwarteten Gegenstand (*Foto 6*). Es handelt sich um einen rechteckigen Ziegel von 11,5 cm Breite und 6 cm Stärke. Seine derzeitige Länge beträgt 21 cm, jedoch verhindert eine Bruchstelle seine genaue Messung. Aus Gründen der Symmetrie darf man seine ursprüngliche Länge mit 24 cm annehmen. In seiner Mitte sieht man eine Aushöhlung in Form einer abgestumpften rechtwinkligen Pyramide von 2,8 cm Tiefe. Die Grundfläche – d. h. die offene Oberfläche – mißt 11 mal 3,5 cm und der Scheitel – d. h. der Grund – 8,6 mal 2,1 cm. Vom Mittelpunkt der beiden Schmalseiten der Grundfläche führt je ein Kanal in Form eines der Länge nach halbierten Röhrchens (6,5 cm lang, 1,7 cm breit und 1,2 cm tief) zu der äußeren Seitenbegrenzung des Ziegels. Dies sind die Ausmaße des intakten Stückes, die nur annähernd sein können, da es sich dem schlechten Zustand seiner Erhaltung nach um ein sehr altes Stück handeln muß.

Dies Fundstück kann nichts anderes als eine Gußform für Barren von Edelmetall sein. Die Form seiner Aushöhlung entspricht nämlich genau der noch heute üblichen für Gold- und Silberbarren, eine Form, die durch die Notwendigkeit

gegeben ist, den Metallblock nach dem Erstarren möglichst leicht aus der Form heben zu können. Die beiden Kanäle dagegen sind nicht ohne weiteres zu erklären. Die Annahme, der eine hätte der Zuführung der Schmelzmasse, der andere dem Entweichen der verdrängten Luft gedient, wäre nur berechtigt, wenn es sich um eine doppelte Form handelte, was jedoch unwahrscheinlich ist. Ein Goldschmied, Absolvent einer deutschen Fachschule, den wir darüber befragten, stellte folgende Vermutung an: Die Seitenflächen der Vertiefung sind nicht und waren vermutlich nie vollkommen glatt, wie das heute bei derartigen Gußformen der Fall ist; das Herausnehmen des gegossenen Barrens konnte daher Schwierigkeiten bereiten; durch die beiden Kanäle hätte der Barren zwei seitliche Zapfen erhalten, an denen man ihn leicht aus der Form heben konnte, um sie danach abzuschneiden. Sei dem wie auch immer, an der Eigenart des Objektes bleibt durch diese kleine Unklarheit kein Zweifel. Ebenso wenig an seiner präkolumbianischen Herkunft. Niemals nach der Konquista wurde Gold oder Silber, welcher Herkunft und zu welchem Zweck es auch gewesen sein möge, im Amambay, im Innern Paraguays, gegossen, wo sich der Cerro Corá befindet, der bis vor etwa 30 Jahren nahezu unbewohnt war, wenn man von einigen kleinen Indianer-Stämmen und einer Gruppe nomadisierender Guayakí-Indianer absieht, und der auch heute außerhalb des Städtchens Pedro Juan Caballero nur von einigen im Urwald isolierten Bauern bewohnt wird. Wir müssen also unsere früheren Annahmen über den Verwendungszweck des Gebäudes am Aquidabán-Nigüi revidieren, dessen Ausmaße

übrigens auch für einen Wachtposten oder eine Sauna zu groß erscheinen. Es handelte sich vielmehr um eine Schmelze für Edelmetall, die logischerweise am Ufer eines Baches und im Schutz einer Festung liegen mußte.

Bleiben zwei Fragen zu klären: Woher kamen diese Edelmetalle? Und warum hielt man es für nötig, sie in Barren zu gießen? Die erste Frage ist leicht zu beantworten. Die nächsten goldführenden Flüsse sowie Gold- und Silberminen befinden sich in der Kordillere. Es gibt keine solchen Vorkommen in Paraguay, dessen Eingeborene außerdem den Gebrauch von Metallen nicht kannten. Ihr Gebrauch war ihnen unbekannt, nicht aber ihr Name, was auf den ersten Blick höchst merkwürdig erscheint. In dem südlichen Guaraní-Dialekt *Avañe'e* gibt es nämlich folgende Wörter:

Metall: *kuarepoti*, von *kuare* = Öffnung, *re* = war, *tepoti* = Rest: Rest aus einer Öffnung, das heißt einem Bergwerksschacht. Von diesem Wort werden die Namen aller Metalle abgeleitet:

Gold: *kuarepotiju* = gelbes Metall

Silber: *kuarepotiti* = weißes Metall

Kupfer: *kuarepotitinë* = übelriechendes Metall, und
kuarepotipyta = rotes Metall

Blei: *kuarepotimembe* = biegsames Metall

Zinn: *kuarepotijy* = wörtlich: kochbares, also schmelzbares Metall

Eisen: *kuarepotihü* = schwarzes Metall

Stahl: *kuarepotiata* = hartes Metall.

Wie man sieht, sind diese Ausdrücke künstlich, wenn auch im Geist einer agglutinierenden (d. h. durch Anhängung

von Silben neue Formen bildenden) Sprache, die das Guaraní ist, zusammengesetzt. Die Frage ist, ob sie vor oder nach der Konquista entstanden, und die Ansichten der Sprach- und Völkerkundler darüber gehen auseinander. Stellen wir zunächst einmal fest, daß diese Wörter keinerlei spanischen Einfluß aufweisen, wie es logisch gewesen wäre, hätten sie ihren Ursprung in der Berührung der Eingeborenen mit den ihnen bis dahin unbekannten, von den Eroberern eingeführten Metallen. Sodann hat sich das Guaraní, eine Sprache, die nur von einigen wenigen Spezialisten geschrieben, aber von Millionen Menschen gesprochen wird, im Lauf der Zeit hispanisiert. Es hat zahlreiche spanische Wörter aufgenommen, sei es um neue Begriffe auszudrücken, sei es, was seltener vorkommt, um Wörter zu ersetzen, die heute in den Wörterbüchern als Archaismen aufgeführt oder ganz einfach weggelassen werden. Das ist bei den Bezeichnungen für Metalle der Fall. Im Wörterbuch Guaraní-Spanisch von Jover Peralta und Osuna³⁴ erscheinen – unter Wahrung der alten Orthographie* – *cuarepotiti* = Silber und

* Die Orthographie des Guaraní wurde 1950 durch die Vertreter Argentiniens, Boliviens, Brasiliens und Paraguays, die sich zu diesem Zweck in Montevideo versammelt hatten, vereinheitlicht. Die Beschlüsse des Kongresses werden jedoch gewiß nicht immer beachtet. Das gilt besonders für das Gebiet der Ortsbezeichnungen. Man müßte alle Landkarten berichtigen, und zwar auf die Gefahr hin, das Verständnis von Dokumenten und Büchern, die sich auf 400 Jahre Geschichte von vier Ländern beziehen, zu gefährden. Die Verwirrung zeigt sich ganz besonders auf dem Gebiet der Akzentsetzung, die unter dem doppelten und widersprüchlichen Einfluß des Spanischen und des Portugiesischen steht. Den Regeln nach wird über Guaraní-Wörter ein Akzent in Form eines

als Archaismen *cuarepotiyu* = Gold und *cuarepoti* in der doppelten Bedeutung von Metall und Eisen. In bezug auf das letztgenannte Wort ist jeder Zweifel ausgeschlossen: Am Paraguay-Strom und gegenüber einer nach Peru führenden Straße gibt es eine Ortschaft, die heute Rosario heißt, bis zur Konquista aber Cuarepoti genannt wurde. Alles erlaubt also anzunehmen, daß die Bezeichnungen der Guaraní-Sprache für die verschiedenen Metalle, die ja nur von diesem Hauptbegriff abgeleitet wurden, wie dieser selbst vor der Ankunft der Spanier entstanden sind. Wäre es anders, müßte man sich fragen, wie die vorkolumbianischen Guaraní das Gold des Weißen Königs, von dem sie sprachen, und das Silber nannten, das sie, wie wir gesehen haben, besaßen.

Aus dem Zusammenhang²⁶ wissen wir, daß die Schmelze am Cerro Corá aus der Tiahuanacu-Zeit stammt, als die Wikinger und ihre Kuriere, um nach Santos zu gelangen, den *peaviru* des Nordens benutzten. Die örtlichen Überlieferungen fügen hinzu, daß damals Karawanen von Indios fraglos mit Herden von Lamas auf diesem Weg regelmäßig bedeutende Ladungen von Metall transportierten³⁵. Dieser Verkehr wurde offenbar um das Jahr 1290 unterbrochen, als das Tiahuanacu-Reich zusammenbrach, und in den Zeiten der Inka nicht wiederaufgenommen, da diese ihre Ostgebiete nie zu-

Akut-Zeichens (accent aigu) auf den Vokal der zu betonenden Silbe gesetzt, wenn diese nicht die letzte ist, was im Dialekt des Südens fast immer der Fall ist, in dem des Nordens wegen der häufigen Anhängung phonetischer Nachsilben weniger oft.

rückerobern konnten, und die einzigen Kontakte, die die Guaraní mit ihnen unterhielten, unfriedlicher Art aus Anlaß sporadischer Grenzkonflikte waren.

Das Silber, das nach Paraguay gelangte, kam also über den *peaviru* aus der Gegend von Porco. Warum verwandelte man es in Barren? Auf diese Frage gibt es eine einzige logische Antwort: um es in gleichmäßigen und leicht zu zählenden Einheiten zu exportieren. Welch andere Verwendung sollten auch die Guaraní dafür gehabt haben, die, auf neolithischem (steinzeitlichem) Entwicklungsstand zurückgeblieben, Metalle nicht gebrauchten? Das Silber – und vielleicht auch Gold, obwohl in geringeren Quantitäten – setzte seine Reise auf einem Weg fort, der nur an die Küste des Atlantik führte. Und dann? Welches war sein Endziel, und wie gelangte es dorthin?

5. Die geheimnisvollen Minen Brasiliens

Außer den Straßen, die von Tiahuanacu über das Silbergebirge durch Paraguay führten, benutzten die Wikinger, um an den Atlantik zu gelangen, zumindest in der trockenen Jahreszeit, wenn die Wasser weniger Treibholz führten, auch den unvergleichlichen Wasserweg, den der Amazonas darstellt. Von ihren einstigen Anlagen auf der Insel Marajó im Delta des Riesenstromes ist nichts geblieben außer den Runenmotiven, die viele Stücke der berühmten örtlichen Keramik zieren, und von denen wir einige in einer vorhergehenden Arbeit²⁵ wiedergegeben haben. Man muß sich 500 km weiter östlich begeben, um in der Bucht von São

Marcos die Spuren der Mauern eines „großen festen Platzes“ zu finden und an den Seen, die der Grajaú-Fluß bildet (Abb. 5), die Hafenanlagen, von denen man noch heute

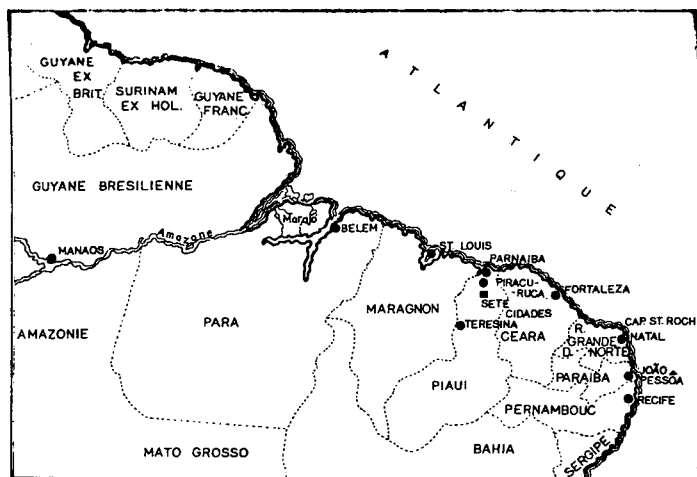


Abb. 5: Karte vom Nordosten Brasiliens.

Die Bucht von São Marcos ist jene bei St. Louis. In sie mündet, von Südwesten kommend, der Fluß Grajaú.

„lange Reihen versteinerner Fundamente, auf denen sich die Werften erhoben“, sieht, wie Ludwig Schwennhagen³⁶ schrieb, der sie um 1925 genau untersuchte und beschrieb. Etwa 300 km weiter in gleicher Richtung gelangen wir an die Mündung des Parnaíba (Abb. 5), eines schiffbaren Flusses, dessen Delta einen ausgezeichneten natürlichen Schutz bietet, der seit undenklichen Zeiten entsprechend wahrgenommen wurde. Hier, und zwar in der Nähe des Dorfes Tu-

tóia (heute: Luiz Correia), dessen Kazike alle Guaraní-Stämme der Gegend beherrschte, erlebten die portugiesischen Kolonisatoren die Überraschung, die Ruinen starker Mauern aus zementiertem Stein anzutreffen. 100 km landeinwärts befindet sich die Kultstätte Sete Cidades (Sieben Städte), eine Felsformation von erstaunlicher Ähnlichkeit mit den Externsteinen in Niedersachsen, mit ihren Statuen von Menschen europäischen Aussehens und ihren großartigen Runen-Inschriften, die Hermann Munk mühelos übersetzen konnte²⁵.

Dort, wo sich heute die Stadt Parnaíba (früher: Amarração = Anlegeplatz) befindet, lag wahrscheinlich der Mineral-Hafen der Wikinger. Der Piauí (*Abb. 5*), dessen Ausgang zum Meer er bildet, ist seit seiner Besetzung durch die *Bandeirantes*, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus São Paulo kamen, bis heute die unglücklichste Region Brasiliens geblieben. Die Bevölkerung des flachen Landes – Mestizen, vielfach mit blondem Haar – lebt unter primitivsten Verhältnissen von ihren Ziegen und einigen Batate-Anpflanzungen wortwörtlich von der Hand in den Mund. Einige Jahrhunderte früher war die Lage ganz anders. Als die Portugiesen dorthin gelangten, entdeckten sie unzählige restlos ausgebeutete Bergwerke, besonders in der Serra do Sumidouro, wo man in dem silberhaltigen Gestein zahlreiche offene Schächte sieht. Nach Schwennhagen³⁵ sind die Sandbänke des Longá-Flusses, eines Nebenflusses des Parnaíba, nichts anderes als die Überreste ehemaliger Feingold-Wäschereien. Aber das ist noch nicht alles. Der São Francisco ist einer der bedeutendsten Flüsse Brasi-

liens (Abb. 6). Er entspringt im Südwesten des brasilianischen Bundesstaates Minas Gerais, den er ebenso durchquert wie den von Bahia, um dann seinen bis dahin nördlichen Lauf jäh zu ändern und zwischen den Staaten Alagoa und Sergipe, deren Grenze er bildet, in den Atlantik zu

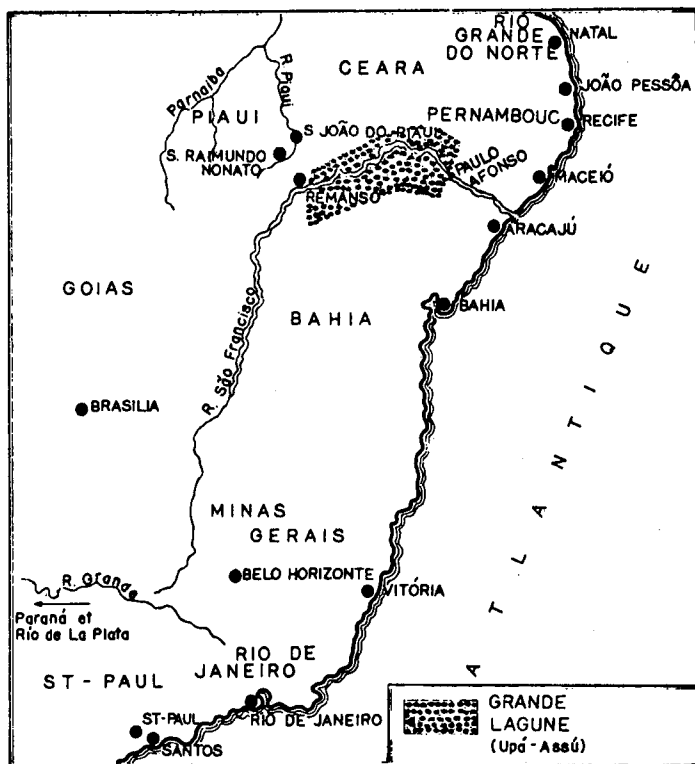


Abb. 6: Der São Francisco-Fluß und die Große Lagune.

münden. Er ist auf mehr als zwei Dritteln seines Laufes schiffbar, und man sieht noch heute auf ihm große Schiffe, die in ihrer Form, ihrer Konstruktion und ihren Galionsfiguren eine erstaunliche Ähnlichkeit mit den Drakkaren der Wikinger haben. Die Wikinger hatten an seinen Ufern, wie an allen Flüssen, die sie als Schifffahrtswege benützten, ihnen treu ergebene Guaraní-Stämme angesiedelt. Man begegnet ihnen jedoch heute nur noch an der Mündung und an den Quellen des São Francisco. Die Erklärung dafür ist zugleich einfach und doch schwer vorstellbar: einen Mittelauf hatte der Fluß damals nicht. An seiner Stelle erstreckte sich, und zwar zwischen der heutigen Stadt Remanso und den Paulo-Afonso-Wasserfällen, in einer durchschnittlichen Breite von 200 km eine riesige Lagune, die aus Sümpfen und sich nur im Winter mit Wasser füllenden Seen bestand (*Abb. 6*). Von ihr gingen zahlreiche Hügelketten aus, die sich bis zu einer Höhe von 300 m ü. d. M. erhoben. Drei Flüsse wurden von ihr gespeist. Zwei von ihnen flossen nach Osten: der Opala, der heute São Francisco heißt, und der Realá, der spurlos verschwunden ist. Der dritte floß durch das Tal, das die Berge zwischen Remanso und São João de Piauí durchschneidet und in den heutigen Piauí mündet, dem er eine wesentlich größere Wassermenge zugeführt haben muß, als er selbst vom São Raimundo Nonato empfangt und heute noch empfängt. Der Fluß mußte also schiffbar sein, zumindest von dem Zusammenfluß seiner beiden Arme an, und im Winter von der Lagune flußabwärts. Über den Parnaíba, dessen Nebenfluß er war, führte er bis zum Ozean. Im Jahr 1587 hörte der von Schwennhagen³⁵ zitierte Chro-

nist Gabriel Soares die Guaraní von Bahia, Sergipe und Piauí von der – wie sie meinten, noch existierenden – großen Lagune, der *Upa-Assu*, mit ihren Inseln und deren gewaltigen Silberminen sprechen. Die Entwässerung der Sümpfe war also damals noch gar nicht so lange her. Aber wie ging sie vor sich? Wir wissen das dank einer Mitteilung, die der General Ivo do Prado dem 1919 in Belo Horizonte tagenden Geographischen Kongreß über den Realá-Fluß machte: Die Wasser der Lagune fanden in einem bestimmten Augenblick einen Ausweg zu den Paulo-Afonso-Wasserfällen, und von der *Upa-Assu* blieb bald nichts übrig als der Mittellauf des São Francisco, wie wir ihn heute kennen. Der Realá verschwand, und der Piauí verlor einen seiner Arme. War diese Verwandlung ein Wunder der Natur? In einem vulkanischen Gebiet könnte man sich vorstellen, daß ein Erdbeben die Schwelle der Abzugsrinne plötzlich erniedrigte, die den Opala entstehen ließ. Aber diese Gegend ist nicht vulkanisch. Es bleiben daher nur zwei Erklärungen: Entweder war die Erweiterung des Paulo-Afonso-Wasserfalls das Ergebnis der Erosion durch die hier durchflutenden Wassermassen, oder es handelte sich um ein großartiges Werk der Wasserbaukunst. Die erste Hypothese müssen wir von vornherein verwerfen, denn die Abnutzung des Gesteins hätte Tausende oder Millionen von Jahren erfordert. Bleibt also nur die zweite. Und tatsächlich untersuchte Ludwig Schwennhagen³⁵, dessen blühende Phantasie niemals die Ergebnisse seiner genauen Beobachtung beeinträchtigen konnte, mit peinlicher Genauigkeit – er selbst benutzt diesen Ausdruck – die Wasserfälle, die das jetzt dort befindli-

che Elektrizitätswerk damals noch nicht verändert hatte, und entdeckte die Spuren eines ungewöhnlichen Wasserbauvorhabens: „Fünf symmetrische Kanäle, die ihre Wassermengen jeder für sich in das gleiche rechteckige Becken von 50 m Tiefe ergießen, das in das lebende Gestein gehauen wurde.“

Was war der Sinn dieser Bauten? Vor allem der, eine ständige Wasserstraßenverbindung (die über die Große Lagune nicht möglich war) zwischen einer an Erzen ungewöhnlich reichen Zone und dem Atlantik herzustellen, einer Zone, die nicht nur die alten Silber-Minen der *Upa-Assu* umfaßte, sondern auch das Gebiet des heutigen Staates Minas Gerais, wo unzählige korkolumbianische Bergwerke zu sehen sind, und wo die Portugiesen nach einem von Fawcett³⁷ zitierten, aber nicht namentlich genannten Chronisten im 16. Jahrhundert einem Stamm begegneten, der von heller Hautfarbe war, und dessen Männer Bärte trugen, die Molomaques, deren Frauen „weiß wie Engländerinnen, von goldenem, silbernem oder kastanienfarbenem Haar“ waren und „zarte Gesichtszüge, kleine Hände und Füße und wunderbar seidiges Haar“ hatten.

Andererseits kannten die hiesigen Guaraní, ebenso wie diejenigen Paraguays, die verschiedenen Metalle ganz genau, obwohl alles darauf hinzudeuten scheint, daß sie mit ihrem Gebrauch nicht vertraut waren. Die Namen, die sie ihnen gaben, waren jedoch nicht dieselben wie im Süden. Sie unterschieden sich grundsätzlich von ihnen dadurch, daß sie als ständiges Grundwort für die anzuhängenden Nachsilben statt *kuarepoti* (wie im Süden) das Wort *ita* gebrauchten,

dessen gewöhnliche Bedeutung „Stein“ ist, das aber auch jeden harten Körper und vor allem die Metalle bezeichnen kann. Erwähnen wir die phonetische Silbe nur am Rande, die keine Bedeutung hat und im *ñe'engatu*, dem Guaraní des Nordens, im allgemeinen auf den betonten Vokal folgt*. So ergibt sich:

Gold:	<i>itajúba</i> = gelbes Metall
Silber:	<i>itatinga</i> = weißes Metall
Kupfer:	<i>itanéma</i> = übelriechendes Metall und <i>itaiqueza</i> = Metall für Draht (von <i>ita</i> = Metall, <i>i</i> = bestimmendes Fürwort, <i>que</i> (<i>ke</i>) = bestimmendes Partikel und <i>sä</i> = Faden, Draht)
Blei:	<i>itamembéca</i> = biegsames Metall
Zinn:	<i>itajýka</i> = schmelzbares Metall
Eisen:	<i>itaúna</i> = schwarzes Metall
Stahl:	<i>itaite</i> = hochwertiges Metall.

* In unseren vorhergehenden Arbeiten haben wir für die Bezeichnung der Guaraní-Sprache Brasiliens das allgemein übliche Wort *tupiguaraní* verwendet und für die Stämme, die so sprechen, das Wort *tupí*. Das hat uns eine durchaus angebrachte Rüge unseres Mitarbeiters und Freundes, des Professors Vicente Pistilli, Direktor des Paraguayschen Instituts für Menschheits-Wissenschaft und profunden Kenners der Guaraní-Sprache, eingetragen. *Tupí*, so erklärte er uns, bedeutet „roh“, „grob“, „ungesittet“. Die Guaraní verwenden den Ausdruck für andere Eingeborene von geringerer Kulturstufe. Die Guaraní des Südens nannten ihre etwas unterentwickelten Stammverwandten im Norden *tupina* („den Wilden ähnlich“). Die Missionare des 16. und 17. Jahrhunderts, die die Eingeborenensprache nur unvollkommen beherrschten, reduzierten das Wort auf seine Wurzel und gaben ihm, das als spöttisch-witziger Beiname ge-

Ludwig Schwennhagen übersetzt *itaite* mit „Doppelstein“. Aber dieser Österreicher dürfte das Guaraní kaum beherrscht haben, das im Piaui, wo er lebte, nicht mehr gesprochen wurde. Professor Pistilli erläuterte uns, daß *ite*, eine den Superlativ ausdrückende Nachsilbe, in Ableitung auch „wirklich“ oder „echt“, aber nichts anderes bedeuten könne. Andererseits sieht er in der Endsilbe *nga* von *itátínga*, die nicht Guaraní ist, eine Zusammenziehung von *inga*, der ursprünglichen Form von *inca*. *Itátínga* würde dann also „weißes Metall der Inka“ bedeuten. Dank einer Runen-Inschrift von Sete Cidades²⁵ wissen wir, daß sich schon die Wikinger von Tiahuanacu Inka nannten, welch nordischer Ausdruck nichts anderes als „Nachkomme“ bedeutet. Es überrascht uns daher nicht, daß die Indios des Piaui dies Wort zur Kennzeichnung eines Metalls gebrauchten, das von ihren Herrschern ganz besonders gesucht wurde. Halten wir schließlich fest, daß alle oben angeführten Wörter wie ihre Entsprechungen in Paraguay zusammengesetzt sind (die Wurzeln sind verschieden, aber die Endungen im allgemeinen dieselben) und daß man ihnen in den vorkolumbianischen Ortsbezeichnungen begegnet. Die Bezeichnung *itai-queza* („Metall für Draht“) für Kupfer zeigt, daß die Metallurgie im Piaui einen hohen Grad technischer Entwicklung erreicht hatte.

dacht war, eine andere, irreführende Bedeutung. Ihre gemeinsame Sprache nannten und nennen heute noch die Guaraní des Amazonas-Beckens *ñe'engatu* („gute Sprache“) und die des La-Plata-Beckens *aveñe'e* („Menschen-sprache“). Die Abweichungen der beiden Guaraní-Dialekte voneinander sind minimal.

Bleibt zu ergründen, warum die Wikinger im brasilianischen Nordosten Minen, vor allem solche mit Silber, ausbeuteten und warum sie den dort gewonnenen Metallen so viel Bedeutung beimaßen, daß sie die gewaltigen Arbeiten in Angriff nahmen und zu einem glücklichen Ende führten, die die Trockenlegung der Großen Lagune erforderte, um so leichteren Zugang zu den Vorkommen im Zentrum Brasiliens zu haben, nachdem diejenigen im Piauí erschöpft waren. Wahrscheinlich brauchten sie für sich und die eingeborene Bevölkerung Eisen, Kupfer und Zinn, um daraus Waffen und Werkzeuge herzustellen. Aber was konnten ihnen das Gold und Silber nützen, das sie gewiß nicht nach Peru schickten, wo es im Überfluß vorhanden war? Sie konnten es nur über ihren Hafen am Parnaíba exportieren. Und wohin exportieren und wie? Das ist die doppelte Frage, die wir schon in bezug auf die Edelmetalle gestellt haben, die an der zum Atlantik führenden Straße verhüttet wurden.

6. Eine Vermutung bestätigt sich

Wir haben jetzt ein vollständiges Bild der vorkolumbianischen Metallurgie. In Mexiko wurden Kupfer, Silber und Gold und in viel geringerem Umfang Tombak, Bronze und eine Kupfer-Blei-Legierung bearbeitet. Die Verhüttung der Metalle aus dem Mineral war unbekannt. Gold und Silber wurden durch Waschen aus den Flüssen gewonnen, und man schürfte Kupfer, Zinn und Blei aus einigen an der Oberfläche liegenden Adern, in denen das Metall rein vorkam. Von einigen wenigen Waffen und Werkzeugen abgesehen, wur-

den Erzeugnisse der Goldschmiedekunst von ungewöhnlicher Qualität hergestellt. Silber schätzte man mehr als Gold, das nur ein Nebenprodukt des Erstgenannten war. In Peru dagegen, wo Gold, Silber, Kupfer und sehr wahrscheinlich auch Eisen bearbeitet wurden, waren die hervorragend angelegten Bergwerke und Goldwäschereien Gegenstand einer intensiven industriellen Ausbeutung. Das Silber kam vor allem aus dem Gebiet von Porco in einer Bergkette der Kordillere am Ostrand des heute bolivianischen Altiplano südöstlich von Tiahuanacu. Die Spanier nannten diese Bergkette die Sierra de la Plata (Silber-Gebirge) und eine Ansiedlung Villa de Plata oder de la Plata (Silber-Stadt). Die Wikinger von Tiahuanacu und ihre Nachkommen, die Inka, benutzten die Edelmetalle zur Ausschmückung ihrer Tempel und Paläste, zur Herstellung von Geschirr und Kunstwerken von erlesenem Geschmack, von denen viele erhalten sind, obwohl die Spanier alle, die sie fanden, rücksichtslos einschmolzen. Im alten Imperium jedoch wurde nicht alles in den Minen gewonnene Silber örtlich verwertet. Ein Teil – vielleicht auch Gold, aber nur in geringerem Umfang – nahm seinen Weg zum Atlantik auf dem nördlichen Zweig des *peaviru*, der in Paraguay über den Cerro Corá führte, wo das Metall in Barren umgeschmolzen wurde. Wir haben die volle Gewißheit, daß die örtliche Bevölkerung diese nicht verwendete, da die Eingeborenen hier noch im Zustand der Jungsteinzeit lebten und die Namen, die sie den Metallen gaben, durch Zusammensetzung künstlich bilden mußten. Vom Hafen von Santos aus wurde das Silber offenbar auf dem Seeweg an ein unbekanntes Ziel verbracht. Die-

ser Verkehr wurde bei der Einnahme Tiahuanacus durch die Araukaner um das Jahr 1290 unterbrochen. Die Erinnerung daran aber erhielt sich unter den Guaraní, die den Spaniern die in einem fernen See gelegene Hauptstadt des Weißen Königs mit ihren Palästen aus Gold schilderten. Es war die Hauptstadt eines zerstörten Imperiums, aber das wußten die Erzähler nicht, so daß noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts Expeditionen dorthin geschickt wurden, die, obwohl immer wieder zurückgeschlagen, doch den Erfolg hatten, daß wenigstens einige Probestücke des Metalls ihrer Träume und Erzählungen auf die Insel Santa Catalina, die Silber-Insel, gelangten. Es war die Hauptstadt, zu der man über einen großen Strom gelangte, der bald Rio de la Plata – Silber-Strom – heißen sollte.

Nach dem brasilianischen Nordosten gelangten die Edelmetalle nicht aus Peru. Ihr Transport über den Amazonas wäre unregelmäßig und von Zufällen abhängig gewesen, und der Zugang zum Fluß von den Bergwerksgebieten der Anden aus hätte unverhältnismäßig große Anstrengungen erfordert. Das Silber kam hier zunächst aus dem Piaui und später aus den Vorkommen der trockengelegten Großen Lagune. Über den Parnaíba gelangte es flußabwärts ohne Schwierigkeiten zum Ozean, ohne daß sein Endziel bekannt ist. Auch dort verwendeten es die Eingeborenen nicht und gaben den verschiedenen Metallen künstliche Namen, Produkte einer sprachlichen Angleichung an eine Wirklichkeit, die ihnen fremd war und auch nach dem Abzug der Wikinger-Einheiten fremd bleiben sollte, da sie auch später nie über ihren neolithischen Entwicklungsstand hinausgelangten.

Die Wikinger von Tiahuanacu schickten also im 12. und 13. Jahrhundert einen Teil ihres in den Minen des Silber-Gebirges gewonnenen Silbers und dasjenige aus den Vorkommen des Piaui und *Upa-Assu* nach Santos und Parnaíba. Das Metall verschwand hinaus auf den Ozean. Wir wissen nicht, wohin es ging. Jedoch: Wir haben im 1. Kapitel gesehen, daß zur gleichen Zeit die Templer, denen die Existenz Amerikas bekannt war, wie ihr Geheimsiegel beweist, und die in La Rochelle am Atlantik einen Hafen besaßen, dessen Verwendungszweck bisher schwer erklärlich war, daß diese Templer Westeuropa mit Silbergeld überschwemmten, dessen Herkunft stets mysteriös geblieben ist, in den Erzählungen des Volkes aber jenseits des Ozeans vermutet wurde. Die logische Schlußfolgerung liegt auf der Hand: Der Tempel importierte das amerikanische Silber.

III.

DIE TEMPLER IN MEXIKO

1. Das Land der Vorfahren

„Für mich seid Ihr Verwandte; denn wie mir mein Vater sagte, der es wieder von dem seinen hörte, waren unsere Vorfahren und Könige, von denen ich abstamme, keine Söhne dieser Erde, sondern Fremdlinge, die mit einem großen Herrn kamen, der nach seiner Art bald weiterzog; und nach langen Jahren kehrte er zurück, um sie mit sich zu nehmen; aber sie wollten nicht, weil sie sich hier angesiedelt und schon Kinder und Frauen und viel Besitz auf dieser Erde hatten. Des war er unzufrieden und sagte ihnen bei seiner Umkehr, daß er seine Söhne schicken werde, um sie zu regieren und in Frieden und Gerechtigkeit zu halten und die alten Gesetze und den Glauben der Väter zu wahren. Darauf also haben wir immer gewartet und geglaubt, daß eines Tages die von jenseits kommen würden, um uns zu unterwerfen und zu regieren, und ich glaube, daß Ihr es seid, die daher gekommen sind.“

Das waren – nach López de Gomara³⁸, dessen Text mit demjenigen anderer Chronisten aus der Zeit der Konquista übereinstimmt – die Worte, die Motecuhzóma II. Xocoyótzin, den wir Moctezuma nennen, beim Einzug der Spanier in Tenochtitlán, die heutige Stadt Mexiko, an Hernán Cortés richtete. Der rotbärtige Kaiser²⁸ bezog sich auf die Ge-

schichte des fünften der Tolteken-Herrscher, der Vorgänger der Azteken-Dynastie im Anáhuac, von denen er tatsächlich abstammte, da sein nächster direkter Vorfahr, Acamapíchtli, der erste König seines Stammes im Jahr 1376, der Sohn einer Prinzessin des vorher regierenden Hauses war. Nach seiner Landung in Pánuco im Jahr 967 hatte sich Quetzalcóatl, ein Wikinger-Jarl, „weißhäutig, blond, bärtig und von feinen Sitten“³⁹, der wahrscheinlich Ullman hieß, mit den Tolteken verbündet, die ihn als Führer anerkannten. Im Lauf einer zwanzigjährigen persönlichen Herrschaft hatte er seinen besonders aufnahmefähigen Untertanen die hohe Kultur des mittelalterlichen Europa vermittelt. Im Jahr 987 hatte er das Land verlassen, nicht um in seine Heimat zurückzukehren, sondern um die Maya in Yukatan zu unterwerfen. Schwierigkeiten mit den Eingeborenen, wie sie uns die Fresken im Kriegertempel von Chichén-Itzá mit der Darstellung von Kämpfen zwischen Indianern und Weißen bestätigen, zwangen ihn, zwei Jahre später ins Anáhuac zurückzukehren, wo ihn die von Moctezuma erwähnte schlechte Nachricht erwartete. Er war erneut in See gestochen, nach Südamerika, wo seine Nachkommen das Tiahuanacu-Reich gründen sollten. Das alles haben wir in einer vorhergehenden Arbeit²⁰ ausführlich beschrieben. Was wir hier festhalten müssen, ist in erster Linie der Grund, aus dem der Azteken-Kaiser die Spanier als die „Söhne“ Quetzalcóatls anerkannte: „... ich glaube, daß Ihr es seid, die daher gekommen sind.“ Er hegte also keinerlei Zweifel, daß die Zivilisation von jenseits des Ozeans nach Mexiko gekommen war. Halten wir weiter fest, daß es sich bei diesen

Eroberern aus Übersee nur um eine kleine Gruppe handelte, die in Mittelamerika natürlich eine schon vorher vorhandene Bevölkerung antraf.

Die letzte Bemerkung wäre überflüssig, erlaubte sie uns nicht, den wirklichen Sinn der historischen Daten zu verstehen, die uns die Eingeborenen-Handschriften und gewisse von den Chronisten wiedergegebene Überlieferungen über die Bewohner Mexikos verschaffen. Die einen wie die anderen sprechen tatsächlich davon, daß Stämme aus dem Norden oder Osten übers Meer gekommen seien, und zwar aus Chicomóztoc, den „Sieben Höhlen“, die jedoch andere Texte nur als eine in Amerika selbst befindliche Kultstätte erscheinen lassen. So schreibt Sahagún⁴⁰: „Alle Völker dieses Landes pflegen zu versichern, nicht ohne ihrer Eitelkeit damit zu schmeicheln, daß sie aus diesen Sieben Höhlen stammen und ihre Vorfahren von dort kamen, was nicht stimmt, weil sie nicht von dorthier kamen, sondern dorthin gingen, um ihre Opfer zu verrichten, wenn sie sich in jenem Tal befanden“, ehe sie nach Tula kamen. Unter diesen Völkern erwähnt der *Codex Vaticanus*, dessen Auslegung wir bei Kingsborough⁴¹ finden, die Olmeca, Totonaca und Chichimeca, um nur die bekanntesten zu nennen, und bestimmt den Zeitpunkt ihrer Ankunft auf das Jahr 1194, während der erstgenannte Volksstamm schon im Jahr 31 v. d. Zwd. (Spur der drei Sapotillbäume) an der Küste des Golfes ansässig war, der zweite in Tajín Gebäude hinterließ, die auf das Jahr 400 unserer Zeitrechnung zurückgehen, und lediglich die letztgenannten gegen Ende des 12. Jahrhunderts in Mexiko einfielen, aber auf dem Landweg und aus dem Sü-

den der heutigen Vereinigten Staaten kommend. Tatsächlich beginnt die Geschichte eines Volkes erst an dem Tag, an dem ein ungewöhnliches Ereignis die Monotonie eines Daseins unterbricht, das sich bisher ohne merkliche Veränderungen abgespielt hat. Ein Führer geht aus seiner Mitte hervor und führt es zu irgendwelchen Taten; ein Eroberer setzt sich durch und verändert seine Gewohnheiten: Tatsachen ergeben sich, die sich dem Gedächtnis eingraben und die man erzählen kann. Aber die Geschichte, die so beginnt, wird von einem Mann oder einer Gruppe von Männern gemacht, auf die eine Veränderung – zum Guten oder zum Schlechten – zurückzuführen ist, die das Volk erleidet, später hinnimmt und schließlich im Lauf der Zeit sich zu eigen macht. So beginnt die Geschichte Galliens mit Cäsar. So geht die Geschichte Mexikos auf die Landung Ullmans und seiner Männer in Pánuco zurück. Nun hat der Pater Diego Durán⁴² die Ankunft der „Stämme“ auf das Jahr 902 festgesetzt, also ein Datum, das der Landung der Wikinger sehr nahe liegt. Was übrigens nicht ausschließt, daß eine andere Gruppe von Bedeutung, von der uns allerdings nichts bekannt ist, im Jahr 1194 aufgetaucht sein könnte. Wenn jedenfalls Chicomóztoc der jenseits des Meeres gelegene Herkunftsort von Einwanderern gewesen sein soll, so waren diese bestimmt keine amerikanischen Indianer.

Pater Bernardino de Sahagún⁴⁰, der gelehrteste und nüchternste der Chronisten Mexikos, der eine für seine Zeit sehr fortgeschrittene Forschungsmethode anwandte, indem er gebildete Indios, häufig Priester, denen die später bei den Autodafés der Spanier verbrannten alten Handschriften

noch zugänglich waren, über ihren Glauben, ihre Sitten und ihre Geschichte befragte, gibt im Vorwort seines Werkes eine Auslegung von den Sieben Höhlen, die uns persönlich viel mehr befriedigt: „Der Bericht, den die Alten über die Herkunft dieser Leute geben, ist, daß sie übers Meer vom Norden kamen, und es ist gewiß, daß einige Schiffe ankamen, von denen man nicht weiß, wie sie gebaut waren, aber aufgrund einer bei all diesen Eingeborenen verbreiteten Sage, daß sie von den Sieben Höhlen kamen, nimmt man an, daß diese Sieben Höhlen sieben Schiffe oder Galeeren waren, mit denen die ersten Siedler auf diese Erde kamen; nach wahrscheinlichen Vermutungen gingen die Leute, die als erste dies Land bevölkerten, . . . in dem Hafen von Pánuco an Land, den sie Panco (tatsächlich Panutlán) nennen, was bedeutet: Ort, wo diejenigen ankamen, die über das Wasser fuhren.“ Natürlich handelte es sich bestimmt nicht um Eingeborene. Einerseits besaßen die Indianer Mexikos keine Schiffe, die in der Lage gewesen wären, den Ozean zu überqueren, andererseits stimmen alle Überlieferungen in einem Punkt überein: Es war Quetzalcóatl, der im Jahr 967 in Pánuco an Land ging. Man muß sich außerdem fragen, woher Menschen gelber Hautfarbe über den Atlantik gekommen sein sollten. Außerhalb des „neuen Kontinents“ gibt es Mongoloide nur in Asien und Polynesien.

Dieser Umstand war es wahrscheinlich, der gewisse Chronisten, unter ihnen auch den Pater de Sahagún, zu der Annahme verleitete, die Indianer Mexikos kämen aus Nordamerika, was nur für einige von ihnen zutrifft, die auf dem Landweg von dort nach hier gelangten. Die Annahme wird

noch durch die Eingeborenen-Überlieferungen erleichtert, die die Herkunft der auf dem Seeweg angelangten Gruppen im Norden sehen, von denen zumindest eine, diejenige von Ullman-Quetzalcóatl, wie wir gesehen haben, aus weißhäutigen, blonden und bärtigen Männern bestand. Aber mit Norden konnte nicht derjenige unmittelbar über dem Anáhuac gemeint sein. Die Texte sind eindeutig und übereinstimmend: Die Nahua-Völker, das heißt tatsächlich ihre kulturbringenden weißen Minderheiten, waren von jenseits des Ozeans gekommen. Ihr Heimatland wird mit dem Namen Tlapallán bezeichnet, und alle Welt ist sich über die Bedeutung dieser Ortsbezeichnung einig: „Land jenseits des Meeres“ (Sahagún⁴⁰), „Land im Osten“ (Rendon⁴³), „Meer des Ostens“ (Beauvois⁴⁴), „Land der Morgenröte“ oder „Land des Orients“ (Krickeberg²¹). Diese letztere Auslegung ist um so merkwürdiger, als ihr Autor Tlapallán von *tlapalli* = rot ableitet, und diese Farbe eher auf die untergehende als die aufgehende Sonne hindeutet; der Augenschein der Texte war überzeugender als die Etymologie – eine irrtümliche Etymologie, nebenbei bemerkt. Die Erklärung Beauvois' ist viel einleuchtender: *tlap* = Osten, *al* = Wasser, *lan* = in (also: „Osten inmitten von Wasser“). Für Sahagún bedeutet *tlapcopa* „Osten“. *Al* ist für ihn eine Form von *atl*, die man in einigen zusammengesetzten Wörtern wie *alpíchia* = Wasser blasen, sprengen, *altía* = ins Wasser gehen, *altépetl* = feuchtes Gebirge findet. Und *lan* ist nichts anderes als das in allen germanischen Sprachen übliche „Land“. Der genaue Sinn von *Tlapallán* ist also „Land des Meeres im Osten“. Wenn noch irgendein Zweifel daran be-

stünde, so verschwände er, wenn wir in der Chronik des Indio-Fürsten Chimalpáhin über die Einwanderer, denen wir den nächsten Abschnitt widmen, lesen, daß sie „das Land Tlapallán verließen“ und „das große Meer, den Ozean überquerten“. Ein nördliches Land im Osten Mittelamerikas kann nichts anderes als Europa sein.

In dem uns interessierenden Fall war es tatsächlich der Norden Europas. Die Berichte der Nahua geben nämlich an, daß es in Tlapallán eine Stadt gab, deren Name in den Chroniken unverändert als Tulán, Tullán, Tollán, Tulla oder Tula wiedergegeben wird. Nun, in Mexiko nannte sich die Hauptstadt des Tolteken-Königreiches ebenso, was eine gewisse Verwirrung geschaffen hat, der auch wir uns in einer vorhergehenden Arbeit²⁰ nicht ganz entziehen konnten. Die Erklärung gibt uns López de Gomara³⁸, wenn er schreibt: „Weil sie aus Tulla kamen, besiedelten sie dann Tullán“. Anders ausgedrückt, gab Ullman, als er unter dem Namen Quetzalcóatl König der Tolteken geworden war, seiner Hauptstadt den Namen seines fernen Heimatlandes, einen Namen, der sich beim Übergang vom Nordischen ins Náhuatl kaum veränderte. Denn Tullán – einige Kommentatoren wiesen schon darauf hin – ähnelt Thule sehr, einer Ortsbezeichnung, die im Altertum und Mittelalter für die Länder des Nordens, besonders Island, gebraucht wurde.

„Der Name Thule“, schreibt Isidoro de Sevilla⁴⁶ zu Beginn des 7. Jahrhunderts, „kommt von Sonne, weil diese dort zur Sommersonnenwende ihren Stand nicht verändert“, d. h. nicht untergeht. Die Erklärung ist nicht sehr überzeugend. Und doch „hat sie für uns große Bedeutung, wenn sie zu-

trifft“, schreibt Beauvois⁴⁷, „und nichts beweist, daß sie falsch ist. Die gälischen Stämme waren nämlich, was wegen der Nachbarschaft nur natürlich ist, die ersten, die Island besetzten, und in ihrer Sprache muß man einen Thule entsprechenden Namen der Sonne finden. Es wäre schwierig, wenn man nicht wüßte, daß der griechische Buchstabe Theta dem gälischen *s* entspricht; es gibt dafür zahllose Beispiele . . .; es ist also nicht unwahrscheinlich, daß Θούλη eine Übertragung von Suli = Sonneninsel oder Sulia, Sulai = Sonnenland ist (aus dem gälischen *sul*, *sol* = Sonne, *i*, *innis* = Insel, *ia*, *ai* = Gegend)“. Obwohl philologisch begründet, ist diese Auslegung trotzdem falsch (leider, denn sie käme uns zugute). Wir begegnen nämlich in den Berichten von der Seefahrt des Pytheas nach dem hohen Norden im 4. Jahrhundert v. d. Zwd. dem Wort Θούλη, d. h. lange bevor die Iren Island entdeckt und wahrscheinlich besetzt hatten. Aber nicht nur in den gälischen Sprachen steht das *s* häufig für *th* (das griechische Theta), sondern auch in den germanischen, um von den lateinischen nicht zu sprechen. Θούλη könnte daher vom nordischen Soley, der Sonneninsel, kommen. Das wäre vom historischen Gesichtspunkt aus durchaus befriedigend, da die Hyperboräer, die Vorfahren der Wikinger, die arktischen Gewässer schon tausend Jahre und mehr vor unserer Zeitrechnung befuhren und Pytheas mit ihnen Verbindung gehabt hatte.

Wenn zwischen Thule und Tula (Tulla, Tullán, Tollán) nur eine formelle Ähnlichkeit bestünde, könnte das eine zufällige Übereinstimmung sein. Aber die Ortsbezeichnung in Náhuatl bedeutet genau dasselbe wie die nordische: Son-

nenland. Sie kommt von *tonalli* = Sonne (gemäß dem Sprachgebrauch endverkürzt) und *lan* = Land. Das ergibt Tonalán (Tonallán), verkürzt zu Tollán, Tullán, Tulla und Tula. Über diese Entwicklung kann es keinen Zweifel geben. Schreibt doch Tezozómoc⁴⁸, daß die Azteken auf ihrem Zug vom Norden ins Anáhuac „in die Gegend kamen, die sie Coatépec nennen, was Tonalán, Ort der Sonne, entspricht.“ Und weiter: „Die Geschichte der Mexikaner in ihren Maleereien“⁴⁹ beschreibt im einzelnen, daß sie „zu einem Berg kamen, der sich vor Tula befindet und Coatebeque heißt“, während Pater Durán⁴² schreibt: „In der Gegend von Tula . . . ein Berg, der Coatépec heißt“.

Dies Tula, auch Aztlán genannt, „das Land der Weißen“⁴⁷, ist nur die erste Station der Azteken und vor ihnen Quetzalcóatl. Der Geschichtsschreiber der Stadt Cholula, G. de Rojas⁵⁰, drückt sich in dieser Hinsicht ganz eindeutig aus: „Man sagt, daß die Gründer dieser Stadt (Cholollam = Cholula) aus einer Ortschaft namens Tullam (Tula) kamen, von der man keine Kenntnis hat, weil sie sehr weit und sehr alt ist, und daß sie auf dem Weg, 12 Meilen von Mexiko, Tullam gründeten, und daß sie in dieser Ortschaft (Cholollam) haltmachten und sie gleichfalls Tollam nannten, und diese Ansicht ist die wahrscheinlichste von allen, weil es bei allen Völkern Brauch ist, der Ortschaft, die sie gründen, den Namen ihrer Heimat zu geben, wie das ja vor allem auch die Spanier in West-Indien tun.“ Wie wir gesehen haben, war auch schon López de Gomara derselben Ansicht. Vom ursprünglichen Tula berichtet der Pater Agustín de Vetancur⁵¹, daß es 700 Meilen jenseits von Neu-Mexiko gelegen

habe. „Alles beweist eindeutig und entspricht ganz dem gesunden Menschenverstand, daß sie sich Tolteken und die erste Stadt, die sie gründeten, Tollán nannten, weil sie aus dem Königreich Tollán kamen, das in den Provinzen des Nordens liegt.“ Und jenseits des Ozeans, da die Chronisten, wie z. B. der so zuverlässige Sahagún, häufig Tula mit Tlapallán verbinden, dessen genaue Bedeutung wir kennengelernt haben. Was übrigens das historische Vorhandensein einer gleichfalls Tula genannten Zwischenstation in Nordamerika nicht ausschließt. Beauvois vermutet sie am St. Lorenz-Strom. Er stützt sich bei dieser Annahme auf die Übereinstimmung der Ortsbezeichnungen Aztlán und Huitramannaland (beide bedeuten „Land der Weißen“), welches letztere nach den isländischen Sagen in Kanada von den gälischen *papas* kolonisiert wurde, auf das oben wiedergegebene Zitat von Vetancur und auf die Tatsache, daß die Chronisten die Tolteken oder „Leute von Tollán“ – d. h. die Mitglieder ihrer führenden Minorität – als „groß, weiß und bärtig“⁵² beschreiben und verwundert feststellen, daß dieser oder jener ihrer Nachkommen „groß von Gestalt und so weiß wie der weißhäutigste Spanier“⁵¹ oder „so weiß und mit bärtigem Gesicht“³⁹ sei. Der Indio Ixtlilxochitl⁵⁹ vermerkt, daß Menschen dieses Typs zur Zeit der Konquista nur deswegen nicht mehr sehr zahlreich waren, weil nach der Zerstörung des Tolteken-Reiches „durch Gesetz bestimmt wurde, daß jedes sehr weiße und blonde Kind fünf Jahre nach seiner Geburt zu töten sei, was bis zur Ankunft der Spanier eingehalten wurde“. Jedenfalls befand sich das ursprüngliche Tula-Tlapallán nicht in Amerika, sondern in Europa.

Unsere Schlußfolgerungen über die Herkunft der weißen Kulturbringer in Mexiko werden durch ein Werk von besonderer Bedeutung bestätigt, das sich nicht auf die Überlieferung der Nahua, sondern der Maya bezieht. Bald nach der Konquista im Quiché-Dialekt, aber in lateinischen Buchstaben von einem gebildeten Indio geschrieben, der sich zumindest äußerlich zum Christentum bekehrte, aber bemüht war, das historische Erbe seiner Ahnen zu bewahren, ist dieses „Manuskript von Chichicastenango⁵⁴“ nach Angaben seines anonymen Verfassers eine Wiedergabe „des sogenannten *Popol Vuh*, in dem die Herkunft von der anderen Seite des Meeres klar zu Tage tritt . . . Das vor langer Zeit geschriebene Original des Buches existierte, wird aber vor dem Forscher und Gelehrten verborgen gehalten.“ Der Titel des fraglichen Werkes, der „Buch des Volkes“ bedeutet, bestätigt das Eindringen lateinischer und germanischer Wörter in den Quiché-Dialekt, was auf die irischen *papas* zurückzuführen ist, die zu Beginn des 10. Jahrhunderts nach Mittelamerika gelangten, und auf die Wikinger, die sich dort im Jahr 967 niederließen. Vielleicht waren es im erstgenannten Fall nicht ausschließlich *papas*, wie wir noch sehen werden. *Popol* kommt nämlich erwiesenermaßen vom lateinischen *populus* und *vuh* vom deutschen „Buch“, welche Wörter jeweils die gleiche Aussprache und den gleichen Sinn haben. Es wundert uns nicht, daß sich der indianische Verfasser der fraglichen Handschrift auf ein verschwundenes Buch bezieht. Die Maya besaßen ebenso wie die Nahua bedeutende Bibliotheken, deren in Hieroglyphen geschriebene Werke – „nur die Götzenpriester und irgendein bedeu-

tender Indio konnten sie lesen“⁵⁵ – von den spanischen Mönchen systematisch vernichtet wurden. Nur einige wenige solche Handschriften, die von den Eingeborenen versteckt und später wiedergefunden wurden, sind erhalten geblieben. Einige wenige andere Berichte wurden von den Chronisten wiedergegeben oder von hispanisierten Indios nachgeschrieben. Der *Popol Vuh* ist der wichtigste.

Die ersten beiden Teile des Werkes interessieren hier nicht. Ihr Inhalt ist rein mythologisch. Der dritte und vierte dagegen sind für uns von höchster Bedeutung, weil sie die Geschichte des Quiché-Volkes berichten. Wir finden darin vor allem die Schöpfungsgeschichte des Menschen durch die Götter-Ahnen und die Vermehrung der Völker „dort drüben im Osten“: „Dort waren damals in großer Zahl schwarze Menschen und weiße Menschen, Menschen vieler Klassen, Menschen vieler Sprachen.“ Die Vorfahren der Quiché – unter ihnen die Tecpane, merken wir uns diesen Namen – „hatten keine guten Kleider anzuziehen, Tierfelle waren ihr einziges Gewand. Sie waren arm, sie besaßen nichts, aber ihre Erscheinung war die wunderbarer Menschen.“ Sie wanderten aus und „da sie von einer Stadt gehört hatten, wandten sie sich ihr zu“. Diese Stadt war Tullán. Sie blieben nicht lange dort und setzten ihre Reise fort. „Sie starben vor Kälte. Es gab viel Hagel, finsternen Regen und Nebel, und es war unbeschreiblich kalt.“ Sie folgten trotzdem „dem großen Stern, der Icoquih (Venus) heißt und als erster vor der Sonne aufgeht, der glänzende Icoquih, der immer vor ihnen stand, als sie noch in Tulán-Zuivá waren“. Dann kreuzten sie das Meer: „Es ist jedoch nicht ganz klar,

wie sie über das Meer kamen; als wenn es kein Meer gegeben habe, kamen sie auf diese Seite; sie gingen über Steine, über Steine in einer Reihe von Sand.“ Der Anfang ihres Aufenthaltes in Amerika war schwierig, und sie beklagten sich, ihr Land verlassen zu haben. Es gab Kriege unter ihnen und Kriege mit den Einheimischen, denen sie schließlich ihre Herrschaft aufzwangen, nicht ohne sich mit ihren Frauen zu verheiraten.

Eines Tages entschlossen sich die Söhne der Ankömmlinge „von der anderen Seite des Meeres, wo die Sonne aufgeht“ – Qocaib, Sohn von Balam-Quitze, Qoacutec, Sohn von Balam-Abay, und Qozhau, Sohn von Mahucutah – nach Osten zu ziehen. „Sie zogen über das Meer, und als sie dort im Osten ankamen, erhielten sie die Investitur des Königreiches.“ „Nach einer Reise von mindestens einem Jahr“, präzisiert ein anderer anonymes Quiché-Text aus dem Jahr 1554, der *Título de los señores de Totonicapán*⁵⁶. „Und dies war der Name des Herrn, Königs des Ostens, wohin sie kamen. Als sie zu dem Herrn Nacxit kamen, denn dies war der Name des großen Herrn, gab dieser ihnen die Insignien des Königreiches und alle seine Würdezeichen . . . All dies brachten die Ankömmlinge mit, als sie auf der anderen Seite des Meeres die Bilder von Tulán bekommen hatten, Bilder, wie sie das nannten, worin sie ihre Geschichten niederlegten.“ Zurück in Guatemala, organisierten sie das Gebiet und brachten ihre Nachbarn unter ihre Oberhoheit. Bei der Ankunft der Spanier regierte die zwölfte Generation der Könige von Quiché.

Was können wir diesem Text entnehmen? In erster Linie,

daß zwischen der Erschaffung des Menschen und dem Aufbruch der „Vorfahren“ der Quiché sich nichts ereignete. Das ist nur logisch, denn Guatemalas Indios lebten im Zustand von Wilden. Für sie beginnt ihre Geschichte mit dem Aufbruch ihrer Kulturbringer von Tulán. In zweiter Linie, daß die fragliche Stadt – von Amerika aus gesehen – im Osten jenseits des Ozeans lag. Es ist höchst merkwürdig, daß sich die Kommentatoren des *Popol Vuh* einschließlich sogar eines Walter Krickeberg²¹, dessen Werke klassisch sind, darauf versteifen, diesen Osten als „das Küstengebiet der heutigen mexikanischen Bundesstaaten Tabasco, Campeche und Yukatan“ zu identifizieren, wie der jüngste der Übersetzer des Werkes, Adrián Recinos⁵⁴, schreibt. Dieser gelangt sogar zu dem unwahrscheinlichen Satz: „Die Erinnerung an ihre Brüder aus Mexiko verschwand nie aus der Erinnerung der guatemalteckischen Stämme, und man wird noch sehen, wie sie sogar in der Stunde ihrer größten Freude, als die Sonne ihrer Zivilisation aufging, die Abwesenheit derjenigen beweinten, die *in den Ländern des Nordens, also im Osten* (Hervorhebung durch uns) geblieben waren, welche Bezeichnung sie dem Land gegeben hatten, von dem sie gekommen waren und von dem sie, wie von seiner Ortsbezeichnung, im Lauf der Jahre nur eine höchst vage und ungenaue Vorstellung hatten.“ Die drei erwähnten mexikanischen Staaten liegen tatsächlich im Norden Guatemalas (Karte Abb. 7). Aber den Norden „Osten“ zu nennen, ist denn doch der Höhepunkt der Ungenauigkeit! Und wenn wir lesen, daß besagter Osten tatsächlich das Land des Sonnenaufgangs ist, und daß man von dort übers Meer muß, um

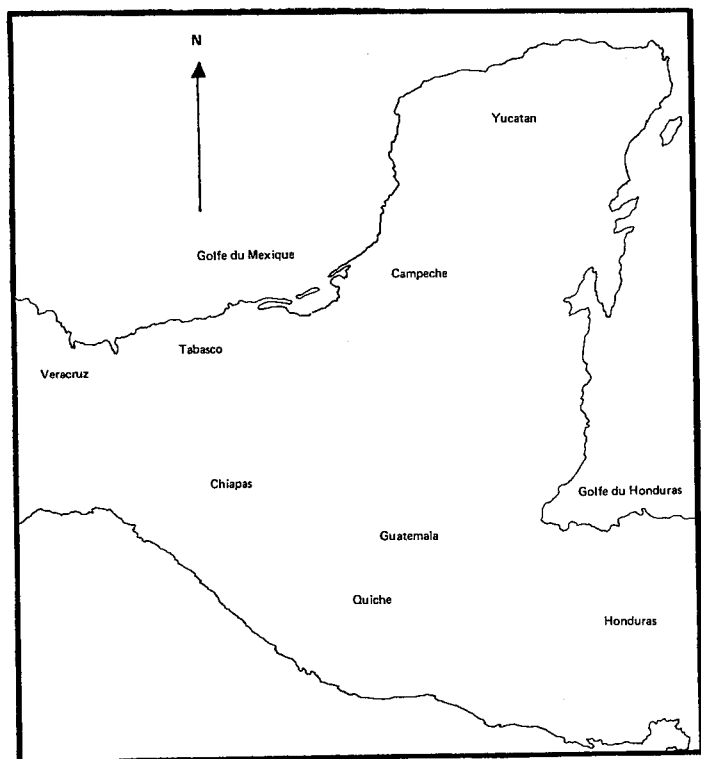


Abb. 7: Die Halbinsel Yukatan und Guatemala.

nach Amerika zu gelangen, dann wird man zugeben, daß die soeben wiedergegebene Auslegung nicht nur mißbräuchlich, sondern ganz und gar willkürlich ist. Um so mehr, als andere Texte aus der Zeit der Konquista den *Popol Vuh* in dieser Beziehung weitgehend bestätigen und daher jeden

Irrtum des Autors oder seiner Übersetzer ausschließen. Zum Beispiel derjenige Text, den Fuentes y Guzmán⁵⁷ zitiert, und der so anfängt: „Ich, Don Francisco Gómez, erster Ahzib Quiché, beschreibe auf diesem Papier die Ankunft unserer Väter und Großväter von dort, der anderen Seite des Meeres, wo die Sonne aufgeht.“ Oder auch das *Libro de Chimam Balam de Mani*, das berichtet, daß die Vorfahren der Maya, von Nonoualc gekommen, nach Westen fuhren, Zuivá verlassend, ein Gebiet oder eine Stadt in Tulapán, im Land Tula.

Halten wir weiter fest, daß die Ankunft der Kulturbringer, die nach Unterwerfung der örtlichen Bevölkerung den Beginn der Geschichte der Quiché kennzeichnen, relativ jungen Datums ist. Die Könige Oxib-Queh und Beleheb-Tzi (die Quiché-Könige regierten stets zu zweit), die Pedro de Alvarado im Jahr 1524 aufhängen ließ, stellten nämlich, wie bereits erwähnt, erst die zwölfte Generation seit Balam-Quitze, dem Führer der aus dem Osten gekommenen Eroberer, dar. Eine Generation umfaßte damals in Mexiko einen Zeitraum von 16 Jahren, wenn wir von der mit ihren Daten bekannten Genealogie der Azteken-Kaiser ausgehen. Die Ankunft fand also um 1332 statt.

Diese Ankunft überlagert sich beim Verfasser des *Popol Vuh* und wahrscheinlich auch ganz allgemein in den Überlieferungen der Quiché mit derjenigen Quetzalcóatl's, so wie die Azteken diese mit der Ankunft der irischen Mönche verwechselten, die zu Beginn des 10. Jahrhunderts Mexiko evangelisierten, und denen die Eingeborenen den Namen gegeben hatten, unter dem sie auch in Europa bekannt wa-

ren: *papas* vom irischen *paba*, das wiederum vom lateinischen *papa* = Vater kommt. Wir haben nämlich gesehen, daß der Sohn von Balam-Qitzé und seine Begleiter in die Alte Welt zurückgekehrt waren, um sich dort vom Herrn Nacxit ihre „Investitur des Königreiches“ bestätigen zu lassen. Nun ist der Name Nacxit derjenige, den die Quiché – abgekürzt und etwas abgewandelt – dem Topiltzin Acxiti Quetzalcóatl gaben, den die Maya im Norden Kukulcán nannten. Ein solcher Irrtum darf uns nicht überraschen, da die Völker Guatemalas in der Zeit, da sich der weiße König der Tolteken in Yukatan aufhielt, noch geschichtslos waren und ihre spätere Kenntnis von Vorgängen unter den zivilisierten Maya nur von späteren Kontakten mit diesen herühren konnte. Für die Quiché des 16. Jahrhunderts war das Land ihrer Vorfahren die Heimat Quetzalcóatls (was gar nicht einmal so verkehrt war), deren in einen Gott verwandelter Herrscher unsterblich sein mußte, also noch lebte. Von wem Qocaib, Qoacutec und Qoahau, falls ihre Reise wirklich stattgefunden haben sollte, die Bestätigung ihrer Herrschaft erhielten, wissen wir nicht. Aber der Name Nacxit – Quetzalcóatl – beweist, daß die Ankunft der Kulturbringer der Quiché viel später lag als die der Wikinger.

2. Die „Leute vom Tempel“

Die Einzelheiten, die wir den eben erwähnten Texten über das Erscheinen von Gruppen über den Ozean gekommener europäischer Einwanderer in Mexiko verdanken, werden in einem für unsere Forschung wesentlichen Punkt durch die

Chronik des Francisco de San Antón Muñon Chimalpáhin Cuauhlehuanítzin⁴⁵ bestätigt, verstärkt und ergänzt. Dieser getaufte und hispanisierte Nachkomme der Fürsten von Chalco, eines Gebietes um den gleichnamigen See – in Wirklichkeit der südliche Teil des Texcoco-Sees, auf dessen einer Insel sich México-Tenochtitlán befindet – schrieb zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Geschichte seines Volkes. Nicht die der Chalca, eines gegen 1250 eingetroffenen Náhuatl-Stammes, sondern einer ganz besonderen Gruppe: „Die Nonohualcas Teolixca Tlacoachcalca, die heute Tlamanaca Chalca heißen, weil diese Bezeichnung der Chalca, wie man sie heute nennt, erst hier angenommen wurde.“

Der Herkunftsort dieser Gruppe war Tlapallán Nonohualco oder Tlapallán Chicomóztoc. Wir haben weiter oben gesehen, welche Bedeutung Tlapallán hat, die Chimalpáhin mit den mythischen Sieben Höhlen gleichsetzt, wobei er sich an den Codex Telleriano-Remensis⁵⁸ und den *Codex Vaticanus*⁴¹ hält, die die Nonohualca unter den aus Chicomóztoc gekommenen Stämmen erwähnen. Für unseren Chronisten gab es, wie wir gesehen haben, keinen Zweifel, daß dieser Herkunftsort jenseits des Meeres lag: „Als die Nonohualca Tlacoachcalca das Land Tlapallán verließen, überquerten sie das große Meer, den Ozean.“ Der im Original verwendete Ausdruck *teohuatl Ylhuicoatoyatl* bedeutet genau übersetzt „das große göttliche Meer“. Der französische Übersetzer dieses Textes, Rémi Siméon⁵⁹, Verfasser eines *Dictionnaire de la langue nahuatl*, das heute noch als einzigartig zuverlässiges Werk gilt, fügt hinzu, daß sie „sur des coquillages“, auf Muscheln, fuhren. „Die Verwendung dieser Vokabel für ein

Schiff“, kommentiert Beauvois⁴⁴, „kann uns nicht besonders verwundern, die wir das Wort *coque* (Schale, „Nußschale“) im gleichen Sinn für ein Schiff verwenden, ein Wort, das vom lateinischen *concha* (Muschel) hergeleitet ist.“ Eine kürzliche Übersetzung ins Spanische gibt uns jedoch eine völlig verschiedene Version⁴⁵: „... führten sie Muscheln von Seeschnecken und Schalen von Schildkröten mit sich“, nicht ohne in Klammern hinzuzufügen: „(als Musikinstrumente)“. Wir sind nicht in der Lage, zwischen diesen beiden Auslegungen zu wählen. Begnügen wir uns mit dem Hinweis, daß – nach Krickeberg²¹ – eine Handschrift über die Züge einer Gruppe von Tolteken diese bei ihrer Ozeanüberquerung auf Hunden und Schildkröten zeigt, was die erstgenannte Auslegung zu bestärken scheint. Es ist dies ein Detail ohne größere Bedeutung.

Wenn der Sinn von Chicomóztoc und Tlapallán keinen Zweifel zuläßt, so ist das in bezug auf Nonohualco nicht der Fall. Krickeberg²¹ übersetzt diese Ortsbezeichnung mit „Land der Stummen“, d. h. „Land derer, die eine fremde Sprache sprechen“. Brinton⁶², der die Schreibweise Onohualco verwendet, wie wir sie bei Torquemada⁴⁰ finden, leitet das Wort von *onoc* = „hingestreckt sein“ ab und verbindet es mit *onohuayan* = „Wohnort“. Auch hier können wir keine Meinung abgeben. Wenn wir den philologischen Aspekt beiseite lassen, für den wir nicht zuständig sind, vermerken wir zugunsten der ersten der beiden Auslegungen, daß der Ausdruck Nonohualca in zahlreichen Náhua-Texten auf verschiedene Gruppen der Bevölkerung angewandt wird, die über ganz Mexiko einschließlich des

Maya-Landes verstreut sind, und zugunsten der zweiten, daß die Zusammenstellung Nonohualca Teolixca Tlacochoalca, die Chimalpáhin erwähnt, diese Auslegung geradezu erfordert, wie wir noch sehen werden.

Das Wort Teolixca, erklärt Beauvois⁴⁴, setzt sich zusammen aus *téotl* = Gott, *ixtli* = Antlitz und *ca* = Plural von *catl*; die Zusammenstellung wäre zu übersetzen mit *Menschen im Angesicht Gottes* oder *Menschen mit göttlichem Antlitz* oder *nach dem Ebenbild Gottes*. „Aber wie der Bote oder Botschafter das Bild dessen ist, den er repräsentiert, so bedeutet *ixtli* auch Gesandter, Missionar, und *teotlīxcatl* entspricht genau dem griechischen ἄγγελος = Bote, Priester und ἀπόστολος = Bote.“ Torquemada⁴⁰ macht dazu aus *Teotlixco*, Land der Teotlixken, „Ort, wo die Sonne aufgeht“ – der Sonnengott, d. h. der Osten. Tlacochoalques ist nicht weniger einfach zu übersetzen: Das Wort ist – immer nach Beauvois⁴⁴ – „zusammengesetzt aus *tlacochtli* (abgekürzt) = Pfeil und *calli* = Haus mit der Nachsilbe *ca* zur Bezeichnung der zu diesem Ort gehörenden Personen; also „Leute vom Haus der Waffen, lateinisch *milites*“ (Soldaten). Später, im Azteken-Reich, wird man einem der beiden wichtigsten militärischen Führer den Titel *tlacóhcatl* geben. Soustelle⁶¹ meint, daß es sich um den für die Arsenale Verantwortlichen handelte. Da der andere Würdenträger sich als *tlacatéccatl*, „der die Krieger befehligt“, bezeichnete, womit die im Einsatz befindliche Truppe gemeint gewesen sein dürfte, scheint es uns logischer, daß der andere nicht für die Arsenale, sondern für die Kasernen, d. h. für die in Ausbildung befindliche Truppe verantwortlich war.

Nach der Bedeutung, die wir der Bezeichnung Nonohuálca beimessen, würde also die dreifache Zusammenstellung von Chimalpáhin entweder „Ausländer, Gottgesandte, Soldaten“ oder „Ansässige, Gottgesandte, Soldaten“ bedeuten. Wir haben die im Originaltext nicht stehenden Kommata gesetzt, weil es sich hier nicht um eine einheitliche Bezeichnung, sondern um eine Aneinanderreihung von Kategorien handelt. Einerseits nämlich hätte das Náhuatl als agglutinierende Sprache den Begriff der „religiösen und militärischen Ausländer“ beziehungsweise der „religiösen und militärischen Ansässigen“ mit einem einzigen Wort ausgedrückt. Andererseits tragen diese Leute in ihrer Gesamtheit eine andere Bezeichnung: Tecpantlaken, die uns Beauvois⁴⁴ unanfechtbar erklärt. Das Wort ist zusammengesetzt aus *tecpán* = Tempel, Palast und kommt seinerseits von *tecuhitli* = Herr und *pantli* = Pavillon (im Sinn eines Gebäudes), Mauer und *tláca*, Mehrzahl von *tlácatl* = Person. Die Tecpantlaken sind also „Leute vom Haus des Herrn“ oder „Leute vom Tempel“. „In dieser letzten Bedeutung“, sagt unser Autor, „muß der Name der Tecpantlaken verstanden werden, denn der *tecpán* (Tempel), in dem sie Dienst taten, war der des Gottes Tezcatlipoca.“ Diese Bedeutung wird schon zur Zeit der Konquista zugegeben. Der Chronist Muñoz Camargo⁶² nennt die mexikanischen Priester „Templer“. „Dieser Tempel oder zumindest einer der diesem Gott geweihten“, fügt Beauvois hinzu, „hatte den charakteristischen Namen Tlacochoalco (Haus der Pfeile, Arsenal). Im Gegensatz zu *teopán* (von *téotl* = Gott und *pantli*), was ausschließlich ‚Haus des (himmlischen) Herrn‘ bedeutet, kann *tecpán* auch den

Sinn von ‚Haus des (irdischen) Herrn‘ (Großmeister der Templer) haben.“ Für den angesehenen Amerikanisten gibt es also nicht den geringsten Zweifel: Die Tecpantlaken waren die nach Mexiko ausgewanderten Mitglieder des *Ordo Pauperum Commilitonum Christi Templique Salomonici*. Er sieht daher in den drei aneinandergereihten Begriffen, die Chimalpáhin verwendet, eine reine Übersetzung der Bezeichnungen für die drei Kategorien von Brüdern: Ritter (*milites* oder *tlacochcalcas*), Kaplane (*clerici* oder *teotlixcas*) und Feldweibel (*servientes*), die hier zu Ansässigen (*residents* oder *nonohualcas*) gemacht worden sind. Wenn wir „Ansässige“ durch „Ausländer“ ersetzen würden, gelangten wir übrigens zu einem nicht minder verständlichen Ergebnis. Das würde nämlich bedeuten, daß die aus Europa gebrachten *servientes* zu wenige an Zahl waren, um aus ihnen weiterhin eine eigene Kategorie zu machen. Mit „Ausländern“ hätte man dann die Ritter und Kaplane bezeichnet. Diese Vermutung scheint durch einen Satz von Chimalpáhin bestätigt zu werden, der uns sagt, daß die Nonohualca „eine Sprache hatten, die sie aufgaben. Ihre Vorfahren haben das Jahr verheimlicht, in dem sie die Sprache wechselten,“ um danach Náhuatl zu sprechen zu beginnen. Zwar läßt der Chronist das Ereignis schon zur Zeit des Turms zu Babel stattfinden, aber er fügt unschuldsvoll hinzu, daß die Chronologie der Chalca nicht mit der christlichen übereinstimme. Was an dieser Information Substanz hat, ist, daß die Tecpantlaken zunächst eine eigene Sprache hatten, was nicht überraschend ist, da sie aus Europa kamen, und daß sie diese im Lauf der Zeit vergaßen.

Das Vorhandensein von Feldwebeln (*servientes*) im mexikanischen Orden, aber nur auf dem untersten Niveau der Templer-Organisation (*residentes*), scheint sich jedoch aus der Hierarchie zu ergeben, die noch im 16. Jahrhundert unter den Tlamanalca und den Chalca, d. h. den Stämmen bestand, die der direkten Herrschaft der Tecpantlaken unterworfen gewesen waren. Die drei wichtigsten Minister des Königreiches nannten sich nämlich der eine *tetzauhquaculi*, der „Ehrwürdige Mönch“³⁹, „mit einer Tonsur wie Tezcatlipoca“^{39,40}, der andere *xochpoyo*, der „Prediger“, und der dritte *caccole*, der „schlecht Beschuhte“. Diese Titel scheinen den drei Kategorien von Tempel-Brüdern zu entsprechen. Vielleicht hatten die Einwanderer eingeborene Rekruten aufgenommen, um die traditionelle Struktur des Ordens wiederherzustellen.

Die Tecpantlaken, schreibt Chimalpáhin, waren Ende des 13. Jahrhunderts nach Mexiko gekommen. Die zwei verschiedenen Daten, die er dafür angibt (1272 und 1294), können entweder mit ihrem Auseinanderklaffen die Ungenauigkeit widerspiegeln, die für jemand bestand, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts über geschichtliche Vorgänge schrieb, die sich lange vor der Konquista abspielten, oder sie entsprechen zwei aufeinander folgenden Einwanderungswellen. Nachdem sie Tlapallán, das heißt Europa, wie wir gesehen haben, verlassen hatten, überquerten die Templer das „große göttliche Meer“ und „erreichten festes Land an einem Punkt, wo sich die Mündung eines sehr großen Flusses befand, dem sie an seinen Ufern bis dahin folgten, wo der Fluß seine erste Biegung hat; dann verließen sie das Ufer des

Flusses und marschierten in östlicher Richtung weiter, ohne der Sonne den Rücken zu kehren“. Danach gingen sie wieder aufs Meer, um die Insel Acihuatlmichintlaco zu besuchen. Dann kamen sie durch zahlreiche Orte, die zu identifizieren unmöglich ist, und erreichten nach dreijähriger Wanderfahrt Tullán, das sie 20 Jahre später wieder verließen, um sich im Jahr 1299 an den Ufern des Chalco-Sees niederzulassen. Daher rührt ein drittes, freilich in den gleichen Zeitraum gehörendes Datum ihrer Ankunft in Mexiko: 1279.

Dieser Reiseweg ist nicht so ungenau, wie er auf den ersten Blick scheint, und Eugène Beauvois⁴⁴ hat ihn in überzeugender Weise rekonstruiert. Was für ein „sehr großer Fluß“ konnte das sein, der in Amerika von Segelschiffen aus Europa erreicht wurde? Die Winde und Strömungen zeichneten zwei Routen vor: die eine, die über die (im 13. Jahrhundert noch nicht wiederentdeckten) Kanarischen Inseln führte und im Golf von Mexiko endete, in den nur ein bedeutender Fluß, der Mississippi, mündet, auf den die Beschreibung des Chronisten nicht zutrifft; die andere führte direkt zum St. Lorenz-Golf an der Ostküste Kanadas. Wenn man dem St. Lorenz-Strom aufwärts bis zu seiner ersten Biegung folgt und sich dann auf dem Landweg gen Osten wendet, gelangt man auf die Halbinsel Acadia (Neu-Braunschweig und Neu-Schottland), wo sich die irischen *papas* im 10. Jahrhundert niedergelassen hatten^{20,63}, und befindet sich wieder am Ozean (Karte Abb. 8). Nördlich davon liegt die für ihre Fischerei berühmte Insel Neufundland. Das entspricht voll und ganz dem Namen der von den Einwanderern

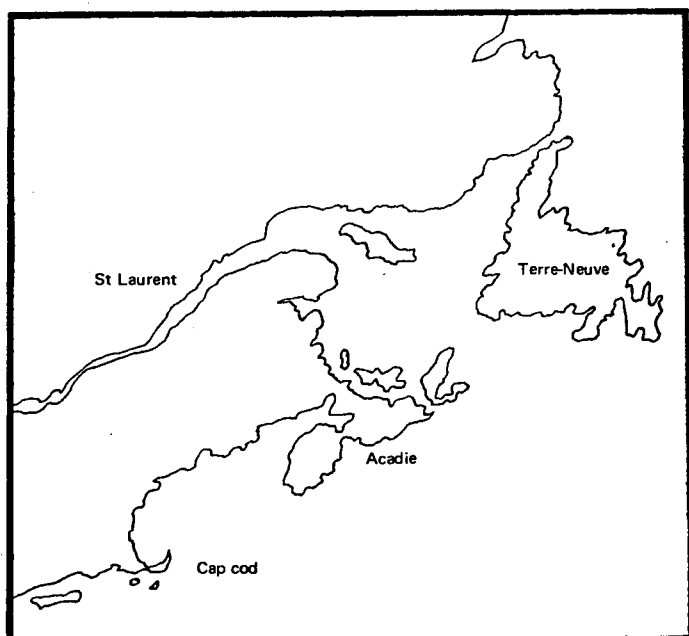


Abb. 8: St. Lorenz-Golf, St. Lorenz-Strom und Halbinsel Acadia (Kanada).

besuchten Insel Acihuatlmichintlaco. *Michin* bedeutet nämlich in Náhuatl Fisch, *ila* Überfluß und *co* Ort, woraus sich für den zweiten Teil des Wortes die Bedeutung „Ort, wo Fische im Überfluß vorhanden sind“ ergibt. Bleibt der erste Teil zu klären. Beauvois⁴⁴ zergliedert *acihuatl* so: *atl* (abgekürzt) = Wasser und *cihuatl* = Frau, was „Frau des Wassers“ ergibt, eine Übertragung der *stella maris* aus den katholischen Gebeten und aus dem von einem Templer ver-

faßten Dokument² „*Maria, Stella maris, perducatur nos ad portum salutis*“ (Maria, Gestirn des Meeres, führe uns zum Hafen des Heils). Die Seefahrer der katholischen Länder haben stets eine besondere Ergebenheit für Unsere Liebe Frau bekundet, ein Name, der häufig den Kirchen in Fischereihäfen gegeben wurde. Die Templer ihrerseits, *servi Dei et beatae Mariae* (Diener Gottes und der seligen Jungfrau Maria), hatten sich unter den Schutz der Muttergottes, *chié de la religion* (Chefin des Ordens), gestellt, der gegründet worden war *in honore beatae gloriosae virginis Mariae* (zur Ehre der seligen und glorreichen Jungfrau Maria)². Vielleicht ist es nur ein reiner Zufall, daß das Gebirge an der ersten Biegung des St. Lorenz-Stromes auch heute noch *monts Notre-Dame* heißt. Wir wissen jedoch durch den Bericht der Brüder Zeno²⁰, daß es in diesem Gebiet gegen Ende des 14. Jahrhunderts Nachkommen der *papas* oder doch ihrer verheirateten Laienbrüder gab, die nach europäischer Art zivilisiert waren und lateinische Bücher besaßen, auch wenn sie diese schon nicht mehr verstanden. Es kann also nicht verwundern, daß es schon hundert Jahre zuvor auf Neufundland ein der Jungfrau Maria geweihtes Kloster oder eine solche Kapelle gegeben hat. Es sei denn, daß die Insel Acíhuatl – denn im Mittelalter schrieb man häufig „Insel“ statt „Halbinsel“ – Neu-Schottland war, das „Escosiland“⁶⁴ der Brüder Zeno, das „Land der Schotten“ oder Iren.

Es war also – nach Chimalpáhin – im Jahr 1299, daß die Tecpantlaken das Gebiet von Chalco erreichten, wo sie sich einige Jahre später endgültig niederließen, nachdem sie durch eine neue Gruppe Verstärkung erhalten hatten, die

Payauhteken oder Leute aus Panohuayán, d. h. aus Pantla, dem Hafen, den die Spanier – wir erwähnten es schon – Pánuco nannten, in dem bereits Ullman-Quetzalcóatl und seine Wikinger im Jahr 967 an Land gegangen waren. Unter dem Befehl eines religiösen und militärischen Führers, der den Titel eines *teohuateguhli* (Herr, der Gottes teilhaftig ist: Großmeister) führte, und dem außer vielen anderen Würdenträgern die drei oben erwähnten Minister beistanden, unterwarfen die Tecpantlaken die in der Gegend lebende Bevölkerung, darunter auch zwei Tolteken-Stämme von beträchtlichem kulturellen Niveau. Diese waren, wie der Chronist sagt, „keine chichimeca (Barbaren), sondern höfische Leute, wie man sie nannte“. Unter ihnen befand sich „eine Menge von Rittern und Adligen von Rang, denn, wie man weiß, gab es niemand, der sie Lasten tragen oder irgendwelche gemeinsame Arbeiten verrichten ließ“. Es waren Männer „von außerordentlich alter Herkunft“.

Während rund eines Jahrhunderts eroberten oder gewannen die Neuankömmlinge, obwohl sie schwach waren⁴⁵, nach und nach 25 Herrschaften, die einen guten Teil der heutigen Bundesstaaten Mexico, Morelos, Puebla und Tlaxcala ausmachten. „Obwohl ihre Ausdehnung“, wie Beauvois schreibt, „sich nicht entfernt mit derjenigen der mexikanischen Föderation vergleichen konnte, der sie später angeschlossen wurden, stellten sie einen recht eindrucksvollen Verband in einer Breite von 100 bis 150 km dar. Wenn die Unterwerfung (mehr unter den religiösen Einfluß, meinen wir, als unter die militärische Gewalt) zunächst nicht überall freiwillig war, so wurde sie es schließlich doch, da sich die

Bevölkerung zur Verteidigung ihrer Fürsten erhob, als diese von den Mexikanern abgesetzt wurden.“ Die Templer konnten sogar die noch wilden Chichimeca etwas zivilisieren, die ein großes Reich auf den Ruinen desjenigen der Tolteken errichtet hatten. Ihr Verdienst ist zum großen Teil „die Wiedergeburt der Zivilisation vor Cortés, die die Bewunderung der Spanier erregte. Es ist möglich, daß ohne sie das Hochland des Anáhuac weiter barbarisch geblieben wäre.“ Eine Gruppe ging sogar – auf den Spuren von Quetzalcóatl – ins Maya-Land, wo die Texte, wie bereits erwähnt, die Ankunft übers Meer der „tecpanes“ berichten, die von Nonóuac oder Tulapán, dem Gebiet von Tullán-Zuivá, irgendwo im Norden, auf der anderen Seite des Ozeans, aufgebrochen waren.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts waren schon offensichtlich keine echten Tlacochoalca (Ritter) oder Teotlixca (Kaplane) mehr übriggeblieben. Selbst die jüngsten der letzten Einwanderer waren schon längst gestorben, ohne Nachkommen zu hinterlassen, wenn man vielleicht von einigen Bastarden absieht. Die aus Europa gekommenen verheirateten Residenten hatten ihre Frauen auf eine Reise nicht mitnehmen können, die eine militärische Expedition war, und wenn sie in Amerika Kinder hatten, konnten es nur Mestizen sein. Die institutionelle Ordnung, die Funktionen und die Titel hatten sich erhalten, aber der Geist konnte nicht mehr derselbe sein, denn die Rasse war eine andere geworden. Man sprach auch nicht mehr von den Tecpantlaken, sondern nur noch von den Chalca, wie sie nach dem Namen ihrer Hauptstadt genannt wurden. Auch ihre Religion, die

von derjenigen der Eingeborenen so verschieden war, hatte sich, wie wir sehen werden, im Lauf der Zeit verändert, nicht ohne viele in dieser Umgebung merkwürdig anmutende Eigenarten zu bewahren. Das Náhuatl hatte ihre vergessene Muttersprache ersetzt, jedoch einige ihrer Wörter aufgenommen. Schon im Jahr 1407⁴⁵ war ihre Dekadenz klar erkennbar, als ihre Führer das Land verließen, um sich den Forderungen der Technochca oder Azteken zu entziehen. Die aus dem Norden gekommenen nomadisierenden Jäger begannen, den Anáhuac zu erobern und sich dabei durch die Berührung mit ihren neuen Untertanen zu zivilisieren. Sie stürzten ein Fürstentum nach dem anderen, in dem die Autorität der *teohuateguhtli* anerkannt war. 1459 verlangten sie vergebens, daß die Erben der Tecpantlaken Steine zum Bau eines ihrem Gott Uitzilopochtli^{42,48,65} geweihten Tempels herbeischleppten. Die Weigerung löste einen blutigen Krieg aus, der 1465 mit der Niederlage der Chalca endete, deren Fürsten hingerichtet und zeitweilig durch ausländische Gouverneure ersetzt wurden.

Als die Spanier erschienen, befand sich das Land der Tempeler schon mehr als ein halbes Jahrhundert lang unter fremdem Joch. Die Bevölkerung erhob sich von Zeit zu Zeit gegen ihre Unterdrücker, wobei sie sich mit den Feinden Mexikos, vor allem den Tlaxcalteca, verbündete. Im Jahr 1519 empfingen die Chalca-Fürsten Cortés in Amaquemecán, nannten ihn ihren *téotl* und erzählten ihm, ihre Vorfahren „hätten gesagt, dieses Land würden einst Männer beherrschen, die mit Bärten von dort kämen, wo die Sonne aufgeht, und daß nach allem, was sie sähen, wir diese Männer

seien“. So berichtet es der Chronist Bernal Díaz de Castillo²⁸. Und einer der Konquistadoren, Francisco de Aguilar⁶⁶, fügt hinzu, daß „Chalco von Anfang an dem König (Karl V.) unterworfen wurde und den Spaniern sehr befreundet war“. Und tatsächlich trugen die Chalca zusammen mit den Tlalcateken wirkungsvoll zur Einnahme Mexikos bei. Zwischen ihnen und den Tenochca war der Gegensatz nicht nur politischer Natur. Für die Feindseligkeit war der religiöse Faktor bestimmend, wie uns soeben die Episode mit dem Tempel des Uitzilopochtli gezeigt hat.

3. Die feindlichen Götter

Wir müssen hier auf das zurückkommen, was wir in einer vorhergehenden Arbeit²⁰ geschrieben haben: Wer ohne tiefe theologische Bildung den religiösen Glauben der indianischen Völker Amerikas betrachtet, gerät in schwere Gefahr. Wir kennen deren Religion nämlich fast ausschließlich durch die Berichte der spanischen oder hispanisierten Chronisten, die sich darauf beschränkten, den „Götzendienst“ der Nahuatl, Maya und Quichua so zu beschreiben, wie er ihnen von den Eingeborenen geschildert worden war, und sie taten das, von wenigen Ausnahmen abgesehen, unter denen die des Paters Bernardino de Sahagún hervorzuheben ist, mit wenig Urteilsvermögen und noch weniger Wohlwollen. Wir wissen daher so gut wie nichts über die vorkolumbianische Theologie der amerikanischen Völker, die uns überdeckt von zahllosen häufig widersprüchlichen, ja widersinnigen Mythen erscheint. Nun ist es für uns, die

wir an offenbarte Religionen gewöhnt sind, deren Dogmen sich verstandesmäßig aus unveränderlichen Texten ableiten, nicht leicht, den Sinn einer Mythologie und ihrer – sagen wir – Verfahrensweise zu verstehen. Die heidnischen Völker nahmen nämlich ihre Zuflucht zu symbolischen Vorstellungen, die als Rahmen für Auslegungen dienten, deren Tiefegrad je nach der intellektuellen und mystischen Fähigkeit eines jeden verschieden war. Ja, mehr noch: Diese Symbolisierung war nicht einheitlich. Nicht nur, daß jeder Stamm, ja jedes Dorf einen gemeinsamen Glauben auf seine besondere Art ausdrückte, so daß wir die gleiche Geschichte in verschiedenen, sich manchmal widersprechenden Versionen zu hören bekommen, sondern auch die mythischen Gestalten ermangeln der Beständigkeit. Von einem Gott löst sich plötzlich eine neue Gestalt, die nichts anderes ist als der Ausdruck einer besonderen Fähigkeit oder Kraft ihres „Vaters“, während umgekehrt auch zwei Götter miteinander verschmelzen können, ohne deswegen die Verschiedenheiten zu verlieren, an denen man sie zuvor erkannte. Dies letztere Phänomen ist besonders in der mittelamerikanischen Mythologie zu beobachten, weil sich im Anáhuac und im Maya-Land durch das aufeinander folgende Erscheinen weißer Kulturbringer und nomadisierender Jägervölker, die sich mit Völkern von alter Kultur vermischten und sie häufig beherrschten, die verschiedensten Einflüsse überlagerten. Alle brachten ihre Götter mit sich, und diese wurden in dem bereits vorhandenen Pantheon aufgestellt, das sie im Rahmen eines – nennen wir ihn so – synkretistischen Pantheismus bereicherten und wesentlich veränderten. Denn was die

mexikanische Mythologie kennzeichnet, ist die anthropomorphe Personifizierung der Naturkräfte, die man für Ausstrahlungen oder Verkörperungen eines höchsten Gottes hält, der die Welt erschaffen hat und gleichzeitig in ihr lebt. Das ist keine einzigartige Auffassung, wir begegnen ihr auch bei den indoeuropäischen Völkern, besonders den germanischen.

Diesen höchsten Gott betrachteten die Bewohner Mittelamerikas als „unsichtbar und nicht greifbar, so wie die Nacht und die Luft“, schreibt Sahagún⁴⁰. „Der Gott, durch den wir leben; der Allmächtige, der all unsere Gedanken kennt und alle Gnaden erteilt; der unsichtbare, unkörperliche Gott höchster Vollkommenheit und Reinheit, unter dessen Flügeln wir Ruhe und sicheren Schutz finden.“ Diesem Vater im Himmel war keinerlei Kult geweiht, weil er über Opfergaben erhaben, Gebeten nicht zugänglich und physisch nicht vorstellbar war. Man ehrte ihn in Gestalt der geschaffenen Götter, die nur verschiedenartiger Ausdruck seiner absoluten Gewalt waren. Nur unter den Maya scheint er einen Namen – Hunabcu – gehabt zu haben, aber auch das ist nicht sicher. Die Nahuas bezeichneten ihn nur durch Umschreibung: „Der aus der unmittelbaren Nachbarschaft“, „Der, von dem wir kommen“ und am häufigsten Tonacatecuhtli = „Herr von unserem Fleisch“.

In den Augen der Gläubigen war der Vater im Himmel ganz besonders durch einen Hauptgott verkörpert (*téotl* in Náhuatl, ein des gleichen Ursprungs – Dyeva – wegen dem griechischen *theos* sehr ähnliches Wort), der als der oberste der geschaffenen Götter galt und dem die höchsten Ehren er-

wiesen wurden. Aber dieser Gott war nicht notwendigerweise zu allen Zeiten und bei allen Völkern gleichen Glaubens derselbe. Es hatte nicht nur jede Gruppe, jede soziale Schicht, jeder Stamm und jede Gemeinschaft ihren eigenen Schutzgott, sondern sie wählten auch ihren Hauptgott nach eigenem Ermessen. So verehrten die Azteken als solchen Ollin Tonatiuh, der aus der Verbindung von Tonacatecuhtli, dem Vater im Himmel, und Tonacacihuatl („Liebe Frau von unserem Fleisch“), der Mutter Erde, geboren war. Er ist der eigentliche Sonnengott, was bedeutet, daß die Sonne sein sichtbarer Ausdruck ist. Wir haben an anderer Stelle²⁰ gesehen, daß das Wort Tonatiuh, das im Náhuatl keinerlei Sinn hat, aus den Namen zweier germanischer Götter, Thonar (Thor) und Tiu (Tyr), gebildet zu sein scheint, und daß man sich fragen muß, ob Ollin, obwohl dies Wort „Bewegung“ bedeutet, nicht eine (angesichts der Ungenauigkeit spanischer Namenswiedergaben übrigens nur leichte) Abwandlung des Namens Odin ist (nordisch: Odhinn mit einem *dh*, das sich wie das gehauchte englische *th* ausspricht). Vielleicht war Ollin Tonatiuh nur eine neue Personifizierung von Huehuetéotl, des „alten Gottes“ oder Feuergottes (*Foto 7*), der noch im Pantheon der Azteken einen nicht genau bekannten Platz einnahm und dessen Name anzudeuten scheint, daß er früher der Hauptgott war.

Nach einem anderen Mythos^{40,49} hatte (der manchmal mit Uitzilopochtli verwechselte) Ollin Tonatiuh einen vom gleichen höchsten Paar stammenden Bruder: Quetzalcóatl. Die hier Coatlicue genannte Mutter Erde hatte ihre beiden Söhne auf ganz besondere Weise empfangen, die an das

christliche Mysterium der Verkündigung Mariä erinnert: den ersten, nachdem sie unter ihrem Gewand eine in einem Tempel gefundene Feder verborgen hatte, den anderen, nachdem sie einen Edelstein verschluckte. Andere Berichte machen aus Quetzalcóatl den Sohn des Iztac Mixcóatl, des Helden und Kulturbringers, der sich in den Gott der Milchstraße und des Sturmes verwandelte, und der hier Chimalpan oder Chimalman genannten Mutter Erde³⁸. Dieser Mixcóatl wird auch mit dem Namen Camaxtli genannt. Seine von den Spaniern aufgefundenen blonden Haare wurden in Tlaxcala als Reliquie aufbewahrt, was – wie Muñoz Camargo⁶² sagt – die Richtigkeit dessen beweist, was „die Alten versichern, daß er ein Mann von weißer Haut und blonden Haaren war“. Eine spätere Handschrift versucht, diese widersprüchlichen Daten zu vereinheitlichen: Das höchste Paar habe vier Söhne gehabt, den roten Tezcatlipoca – Xipe, Gott der Erde –, den schwarzen Tezcatlipoca, Quetzalcóatl und Uitzilopochtli. So verschwindet Ollin Tonatiuh zugunsten der ihn verdrängenden jüngeren Götter. Lassen wir Uitzilopochtli beiseite, den Sonnengott der Azteken, mit dem diese bei ihrer Eroberung des Anáhuac manchmal den Ollin Tonatiuh, manchmal den Quetzalcóatl überlagerten. Dieser letztere und mehr noch Tezcatlipoca sind es, die uns hier interessieren.

Quetzalcóatl, der Hauptgott der Tolteken, hoch angesehen auch noch, als Uitzilopochtli ihn verdrängt oder sich mit seiner Gestalt verschmolzen hatte, hat einen zweifachen geschichtlichen Ursprung²⁰. In seiner Erscheinung als Krieger ist er der Wikinger-Jarl Ullman, der fünfte König der Tolte-



Abb. 9: Quetzalcóatl, der Krieger. (Zeichnung: Abel Mendoza, nach dem Codex Borgia in Séjourné, Laurette⁶⁷).

ken im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts; und als Priester ist er die Personifizierung der irischen *papas*, die einige Jahrzehnte zuvor den Anáhuac und das Maya-Land evangelisierten. Auf der einen Seite ein Eroberer und Organisator (Abb. 9), dem die Völker Mexikos ihre Gesetze, ihren Kalender, die Technik der Landwirtschaft und der Metallurgie und einen Teil ihrer hohen Kultur und ihres religiösen Glaubens verdanken. Auf der anderen Seite ein Reformator, der den Menschen eine neue Auffassung vom Leben und eben deshalb der Moral bringt und versucht, den blutigen Heldenkult durch eine Religion der Buße zu ersetzen (Abb. 10). Mit ihm erscheinen die verwandten Begriffe der Sünde, der Reue, der Vergebung und, als Folge, der Erlösung. Unter den Nahuas vereint, bleiben diese beiden, auch dort nicht weniger göttlichen Gestalten unter den Maya deutlich getrennt. Die Eigenschaften ihres Itzamna sind denen des asketischen Quetzalcóatl ähnlich, während ihr Ku-



Abb. 10: Quetzalcóatl, der Asket. (Zeichnung: Abel Mendoza nach Codex Borgia in Séjourné, Laurette⁶⁷).

kulkán die Persönlichkeit des kriegerischen Quetzalcóatl behält, der im Anáhuac allmählich mit Ollin Tonatiuh, dem Gott des Krieges, verschmilzt und in der Ikonographie die Gestalt Odins annimmt²⁰.

Ob nun als asketischer oder kriegerischer Gott, zeigt Quetzalcóatl in den widersprüchlichsten Mythen eine beständige Eigenschaft: er verkörpert stets das aufgehende Licht. Wir sehen ihn zuerst unter dem Namen eines Herrn der Morgenröte die Rolle eines Führers der Sonne annehmen. Er wird mit dem Morgenstern identifiziert, dem Planeten Venus, der vor der Sonne aufgeht, und er trägt dessen Symbole (*Abb. 11*). Als solcher herrscht er in der Welt des Ostens. Er nähert sich so Apollo, dem Gott der Hyperboräer, den die Achäer beim ersten Zug der Skandinavier zum Mittelmeer

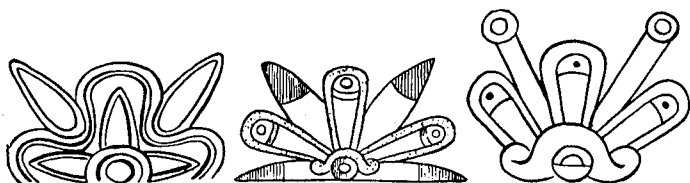


Abb. 11: Venus-Symbole, wie sie Quetzalcóatl trug. (Zeichnung: Abel Mendoza nach dem Wiener Codex und dem Codex Féjerváry in Séjourné, Lautette⁶⁷).

nach Griechenland brachten. Er ist noch nicht mehr als ein Sonnengott. Nach und nach aber tritt er an die Stelle von Ollin Tonatiuh, bis er mit ihm verschmilzt und ihn schließlich als Hauptgott ablöst. Die Tolteken gehen so weit, ihm die Schöpfung des Himmels, der Sonne und der Erde zuzuschreiben, das heißt, ihn zu ihrem einzigen Gott zu verwandeln^{21,67}.

Im Lauf seines Erdenlebens habe der kriegerische Quetzalcóatl ernste Schwierigkeiten mit seinem „Bruder“ Tezcatlipoca gehabt, unter dessen Oberbefehl er bei seiner Fahrt nach Yukatan die Garnison von Tollán zurückließ. Einige Erzählungen zeichnen diesen Stellvertreter als Rebellen, der sich gegen seinen Herrn erhoben habe, als dieser bei seiner Rückkehr mit Mißfallen feststellte, daß sich einige Wikingier in seiner Abwesenheit mit eingeborenen Frauen verbunden und mit diesen Kinder gezeugt hatten. Andere, schon mehr legendenhafte Berichte machen aus Tezcatlipoca einen Zauberer, der durch seine Künste den Priester-König verführt habe, sich zu berauschen und sich der schö-

nen Quetzalpétatl beizulegen. Angewidert von dem erstgenannten Fall und den zweiten bereuend, habe Quetzalcóatl auf seinen Thron verzichtet und sei mit seinen Getreuen zur Küste gezogen, um sich einzuschiffen. Deswegen machten die Tolteken aus seinem ungetreuen Gefährten den Gott der sengenden Sonne, den Feind der Menschen und der Erde. Nach dem Verschwinden des Königreiches Tula gewinnt Tezcatlipoca immer größere Bedeutung. Als feindlicher Bruder Quetzalcóatls ist er der Gott des Abendsterns, des Planeten Venus, der der Sonne auch bei ihrem Untergang vorangeht, und dementsprechend der nächtlichen Dunkelheit, während welcher er, durch einen Jaguar symbolisiert, die Sonne verschlingt. Ein Sonnengott also, der die Sonne bekämpft, ein mächtiger, aber böser Gott. „Er wurde für einen wirklichen und unsichtbaren Gott gehalten“, schreibt Sahagún⁴⁰, „der überall gegenwärtig war, auf der Erde, im Himmel und in der Hölle; und sie meinten, daß er, wenn er auf der Erde weile, Kriege, Feindschaften und Zwietracht hervorrufe, woraus viel Mühe und Unruhe entstand. Sie sagten, daß er die einen gegen die anderen aufhetze, um sie zum Krieg zu treiben; und deswegen nannten sie ihn Necociautl, das heißt Säer von Zwietracht auf beiden Seiten; und sie sagten, daß im Regiment der Welt er allein das Sagen habe, und daß nur er Wohlergehen und Reichtum vergebe; und daß nur er sie auch wieder nähme, wenn es ihn danach gelüestete.“ Als ewig junger Gott, der „besser zu Fuß war und als erster ankam“⁴⁰, war er der Krieger, ja der Feind (*yáotl*) schlechthin, wie ihn die Aztekenpriester Uitzilopochtli nannten. „Obwohl ein Gott“, schreibt Laurette Séjourné⁶⁷,

„ist er voller Widersprüche wie irgendein Mensch. Er fördert die sexuelle Freizügigkeit und tritt gleichzeitig als Beichtvater auf. Er ist Herr über die Güter dieser Welt, die er vergeben und wegnehmen kann. Er ist der Freund der Mächtigen, ob sie ihm schmeicheln oder ihn schmähen, und der Sklaven, deren bestellter Beschützer er ist.“ Man nennt ihn *Moyocoya*, „der nach seinem Willen und seinen Launen handelt“. Es wird der Tag kommen, an dem, von ihm angetrieben, die Ungeheuer der Götterdämmerung aus dem Grunde des Westens aufsteigen, um die Lebewesen zu vernichten, während das Ungeheuer der Erde den Globus zwischen seinen Kiefern zermalmen wird.

Wie soll man es unter diesen Umständen erklären, daß Tezcatlipoca plötzlich im 14. Jahrhundert und nur in einem einzigen Gebiet des Anáhuac, dem von Chalco, seinen „satanischen“ Charakter verliert, so daß man ihm sogar die Bezeichnung *Napatecuhtli* beilegt, was „viermal Herr“ bedeutet, „weil er verzieh, Gunst erwies, barmherzig war und Gebete entgegennahm“³⁹, um schließlich in den Rang des alleinigen Gottes aufzusteigen, ja seinen Namen zu verlieren und *Téotl* schlechthin zu werden? „Auch wenn einige Führer und Herren“, schreibt der Indio Juan Battista de Pomar⁶⁸, „die Götzen verehrten und ihnen Opfer darbrachten, zweifelten sie doch an ihrer Göttlichkeit; sie meinten, es sei ein Irrtum, zu glauben, daß von Menschenhand aus Holz und Stein gemachte Statuen Götter sein könnten. *Nezahualcoyótzin* (König von Texcoco und Urgroßvater des Chronisten) besonders war sehr bestürzt, als er die Erleuchtung in bezug auf den wirklichen Gott sucht . . . Dieser Fürst kehrte

zu dem zurück, was seine Vorfahren verehrten, wie das zahlreiche alte Gesänge bezeugen, von denen Bruchstücke bekannt sind⁶², da in ihnen viele Namen und Bezeichnungen zum Lobe Gottes vorkommen: in ihnen wird gesagt, daß es nur einen Gott gäbe, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der alles, was er getan und geschaffen habe, erhalte; daß er an einem Ort ohnegleichen wohne, jenseits der neun Kreise des Himmels; daß er sich nie in menschlicher oder körperlicher Form, noch in irgendeiner anderen Gestalt gezeigt habe.“ Diesem höchsten unbekannten Gott – dem Gott, den „seine Vorfahren verehrten“ – errichtete Nezahualcoyótzin einen Tempel von neun Stockwerken, der *Chililico* genannt wurde, „Ort, wo sich der *chilitli* befindet“, die *schilla* oder *chilla*, wie man in mittelalterlichem Latein die Glocke nannte⁴⁴. Das geschah im 15. Jahrhundert. Hundert Jahre zuvor hatte der Gott des Nezahualcoyótzin noch einen Namen: Texcatlipoca. Hundert Jahre später, als Chalco schon eine Zeitlang von den Azteken unterworfen war, hatte sich sein Bild noch nicht ganz verwischt. „Die Eingeborenen“, schreibt Torquemada⁴⁰, „hielten ihn für nicht erschaffen und unsichtbar und für den wichtigsten aller Götter; sie sagten von ihm, er sei die Seele der Welt . . . Sie beteten Tezcatlipoca oder Titlacahua an (Titlacahuan = der, dessen Sklaven wir alle sind) und anerkannten ihn als Gott oder Bild der Göttlichkeit, dessen Anfang und Ursprung sie nicht kannten, den sie nicht für sterblich hielten, sondern für den unsterblichen Schöpfer aller Dinge. Es war nicht die gleiche Hochachtung, mit der sie einen anderen Gott namens Huitzilpochtli betrachteten und anbeteten, obwohl sie

ihn für ihren Gott der Schlachten und den Beschützer im Krieg hielten.“

Versuchen wir, das Bild zu klären. Der Quetzalcóatl des mexikanischen Pantheons hat zugleich teil an Odin, dem kriegerischen Sonnengott der Skandinavier, und an dem Gott der Christen. Der Ursprung dieser unklaren Doppelpersönlichkeit ist bekannt. Es ist der kulturelle Beitrag der Wikinger und der *papas*. Ihm gegenüber erhebt sich Tezcatlipoca, Lóki und Satanas zugleich. Aber hier geschieht es, daß sich dieser Sonnengott der Nacht, dieser böse Gott, mit den Tecpantlaken plötzlich in den unbekannten höchsten Gott verwandelt, oder, wenn man so will, daß die Tecpantlaken ihrem Gott den Namen einer schon vorher im Anáhuac vorhandenen Göttlichkeit geben, deren Eigenschaften sich jedoch auf den ersten Blick in übelster Weise für eine solche synkretistische Operation zu eignen scheinen. Aber nur auf den ersten Blick, denn im europäischen Mittelalter hatten die Katharer bereits eine gleiche Verwandlung vollzogen.

Wir wissen, daß für die Gnostiker der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeit das Neue Testament sich nicht darauf beschränkte, das Alte zu berichtigen, sondern im Gegenteil einen Bruch mit der hebräischen Tradition bezeichnete. Jehova ist nicht Gott, sondern der Dämon, Schöpfer der durch und durch schlechten Materie. Der wirkliche unbekannte Gott strahlt die vollkommene Schöpfung aus, aber vom fünften Himmel an stößt der Geist auf das Chaos, das ihn hemmt und gefangennimmt. „Im Anfang war das Wort“, sagt das Johannes-Evangelium, an dem sich die Gnostiker

inspirieren (oder umgekehrt, „und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort . . . In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis . . .“ Unsere Welt ist der Schauplatz des Konfliktes zwischen den beiden Mächten: dem Licht, der geistigen Projektion des unbekannten Gottes, und der Finsternis, der stofflichen Schöpfung Demiurgs, Jehovas. Der Mensch hat an beiden teil. Nur die Erkenntnis kann ihn aus seinem leiblichen Gefängnis befreien. Gott läßt sie ihm zuteil werden durch seine Erleuchtung, aber auch durch seine Gesandten, deren hervorragendste Luzifer und Christus sind. Das sind die grundlegenden Thesen, die die Katharer tausend Jahre später wiederaufnehmen. Für sie liegt die Erlösung in der Zurückweisung des Stofflichen. Askese, Betrachtung, Magie – alles ist recht, um den Zustand der Vollkommenheit zu erlangen. Selbst die menschliche Liebe, die die leibliche Vereinigung ausschließt, und der Zeugungsvorgang werden zum Gegenstand vergeistigender Exerzitien: Mann und Frau legen sich unbekleidet ins gleiche Bett und beherrschen ihr fleischliches Verlangen, so daß sie einander nicht berühren . . .

In der Symbolik der Katharer wird das Wort durch die Sonne dargestellt. Für die Albigenser (die südfranzösischen Katharer) ist die Sonne nicht – wie für die Heiden – der sichtbare Ausdruck der Ordnung der stofflichen Welt und der Werte der moralischen Ordnung – Rangordnung, Heldentum, Kraft, Schönheit, schöpferische Liebe – sondern des unbekannten Gottes, Quelle des ewigen Lichtes. Luzifer oder Luzibel, wie sie ihn nennen, ist nicht der Dämon – wie

für die orthodoxen Christen – sondern der Licht-Träger, der von Johannes einstweilen besiegte Sonnen-Engel, ein göttliches Wesen wie der nicht Fleisch gewordene Christus, auch wenn er Menschengestalt annahm. Nun, Luzifer ist kein biblischer Name, so häufig er auch für Satan gebraucht wird, er ist vielmehr der Name, den die Lateiner dem Planeten Venus gaben, dem Morgenstern, dem Sohn Jupiters und Auroras, den die Dichter als Führer der Gestirne darstellten, den Boten, der das Licht der Sonne verkündet. Aber der Morgenstern ist im Neuen Testament (2.Petri 1,19) eine der auf Christus angewandten Bezeichnungen.

Die Katharer rehabilitieren also den satanischen Luzifer der offiziellen Kirche und sehen in ihm ein *Alter ego* des entmaterialisierten Erlösers. Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß die Templer ihnen auf diesem Weg folgen – oder sogar vorangehen: besonders ihre Auffassung vom nicht gekreuzigten Christus weist darauf hin. Heißt es zu weit gehen mit der Vermutung, daß Baphomet für sie der Licht-Träger sein könnte, sie, die in ihrem Festkalender Weihnachten und Ostern auf den zweiten Platz verweisen und Pfingsten – die Ausschüttung des Heiligen Geistes – zu ihrem Hauptfest machen? Das versichert im vergangenen Jahrhundert Conteulf de Cantelen⁶⁹: „Der große Erreger der magischen Energie, das lebende und kosmische Feuer ist die Schlange des alten Buches der Schöpfungsgeschichte. Die Weltlichen nennen ihn Teufel, aber für die Hermetisten ist er der Gott Pan, der Gott unserer Philosophenschule, der Gott der Theurgen der Schule von Alexandrien, der neoplatonischen Mystiker unserer Tage, der Gott der ersten Gnostiker-Schu-

len, der Ahriman der Perser, der Typhon der Ägypter, der Python der Griechen, die Schlange der alten Hebräer. Es ist der Baphomet der Templer . . .“ Auf jeden Fall nehmen die Tecpantlaken mit Tezcatlipoca eine noch vollständigere Verwandlung vor als die Katharer mit Luzifer. Der Abendstern wird zum Morgenstern, die Sonne der Nacht zur Sonne des Lichts. Tezcatlipoca, der zu Anfang mit dem asketischen Quetzalcóatl gleichgestellt war, verdrängt diesen bald aus seinem Rang als Hauptgott, um sich schließlich mit dem unbekannten Gott selbst zu identifizieren. In Mexiko machten die Templer also einen Geheimkult, den sie schon in ihren Komtureien Europas getrieben hatten, öffentlich. Es war der Kult vom leuchtenden Wort, das sich den Katharern, mit denen sie soviel Gemeinsames im Glauben hatten, und vielleicht auch ihnen selbst in der zwiefachen Erscheinung von Luzifer und Christus offenbarte. Es ist unter diesen Umständen nur logisch, daß sie, ohne den letzteren abzulehnen, dem anderen Vorrang eingeräumt haben, dem streitbaren Erzengel, der von Rom ungerechterweise geschmäht und verdammt wurde – wie sie. Alles führt daher zu der Ansicht, daß Tezcatlipoca Luzifer war. Wir werden im nächsten Kapitel sehen, daß eine greifbare Tatsache diese Auffassung stützt.

4. Die Weißen von früher

Man darf wohl annehmen, daß es kein Zufall war, wenn sich die Tecpantlaken in Chalco niederließen. Verschiedene Stämme waren vor ihnen dort ansässig gewesen, die ersten,

die Aztlán verlassen hatten^{42,49}, das „Land der Weißen“, den in Amerika mythischen Aufenthaltsraum der zivilisierten Völkerschaften Mexikos und der Azteken, die sich ihnen zurechneten: die Xochimilca, die Quilaztli anbeteten, den doppelköpfigen Hirsch – Pferd und Reiter, nach Beauvois⁴⁴ – mit dem sie Iztac Mixcóatl bekannt gemacht hatte, der weißhäutige und blonde Kulturbringer, von dem wir schon gesprochen haben; die Cuitlahuaca, deren Gott der Fischerei, Amímitl (von *atl* = Wasser und *mitl* = Doppelpfeil), durch die ihnen von Mixcóatl vermachte Harpune symbolisiert wurde; die Mizquica mit ihrem Gott Quetzalcóatl und die Chalca mit Tezcatlipoca. Die Xochimilca⁷⁰ und die Mizquica⁴⁹ stammten von den Tolteken ab und hatten deren Fähigkeiten und Kenntnisse auf dem Gebiet der Künste, der Architektur, der Tischlerei und der Mechanik⁷⁰ geerbt. Die Erstgenannten hatten einen guten Ruf als Wundertäter, so daß ihr Name später in diesem Sinn für die Spanier verwendet wurde. Die Cuitlahuaca und die Chalca waren mit den Tolteken zumindest verwandt, und sei es auch nur durch ihre Vermischung mit zwei kleinen Stämmen, den Tlaylolla⁴⁵ und den Cimalpaneca⁵², die aus dem Mixteco kamen, dem Land an der Küste des Pazifischen Ozeans, und deren Angehörige sich durch ihre Fähigkeiten auf dem Gebiet der Redaktion und Illustration von Geschichtsbüchern sowie durch ihre Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit auf dem Gebiet der Astrologie auszeichneten. All diese Völker hatten eine gemeinsame Eigenart: sie bewahrten das Andenken an die Europäer, die im 10. Jahrhundert Kenntnisse nach Mexiko gebracht hatten, die zum kulturellen Fort-

schritt der Tolteken und Maya beitrugen, und einen Glauben, der, so verschwommen er auch war, die Mentalität der Indianer nicht unbeeinflußt lassen konnte.

Von den vier Hauptstämmen, die die Tecpantlaken unterwarfen, ehe sie sich mit ihnen vermischten und den Namen Chalca annahmen, waren also drei mit einer doppelten Tradition verbunden, derjenigen der Wikinger, d. h. auf religiösem Gebiet einem indoeuropäischen und, was die in seiner kulturellen Symbolik ausgedrückte Auffassung der Welt und der Sonne betrifft, pantheistischen Heidentum, und derjenigen der gälischen *papas*, die trotz ihrer etwas dem Judentum zuneigenden Besonderheit orthodoxe Christen waren. Die ursprünglichen Chalca dagegen verehrten den finsternen Gott der Nacht-Sonne, der – wir sagten es schon – dem skandinavischen Loki und dem Satan der Christen vergleichbar ist. Die Templer hatten nichts Heidnisches und waren, da sie ja ihren Glauben frei bekunden konnten, nicht zum Jehova-Kult zurückgekehrt. Der Einfluß früherer europäischer Kulturbringer auf die Mizquica, Xochimilca und Cuitlahuaca begünstigte gewiß ihre Durchdringung, und wenn – wie Beauvois⁴⁴ schreibt – „die Prophezeiung des Quetzalcóatl auf sie angewendet wurde, hatte die Überzeugung von einer künftigen Herrschaft der Männer aus dem Osten vermutlich Einfluß auf das Übergewicht, das sie erhielten, kaum daß sie sich in ihrer neuen Heimat befanden“. Paradoxerweise fanden sie jedoch vor allem unter den Chalca die für ihren Synkretismus unerläßliche theologische Grundlage, ohne welche sie ihre religiösen Überzeugungen nie hätten durchsetzen können. Gerade wegen seiner Ähn-

lichkeit mit Luzifer bot sich Tezcatlipoca für eine Verwandlung ähnlich derjenigen an, die die Katharer vollzogen hatten, über welche sich seine Verehrer nicht zu beklagen brauchten, da ihre Stammes-Gottheit sich so in den höchsten Gott, den einzigen Ausdruck des Allerhöchsten, verwandelte.

Die Berichte der Chronisten lassen nicht den geringsten Zweifel daran, daß diese vier Völker enge Beziehungen zu den verschiedenen europäischen Gruppen unterhielten, die sich vor der Konquista in Mexiko niederließen. Als Moctezuma von der Atlantikküste die ersten Nachrichten über die Landung des Juan de Grijalba erhielt, die wie üblich von bildlichen Darstellungen der spanischen Schiffe und Reiter begleitet waren, wandte er sich an die Bewohner des Bezirks von Chalco, um von ihnen die Unterlagen zu erbitten, die für ihn unerlässlich waren, um eine Entscheidung über die den Invasoren gegenüber einzunehmende Haltung zu treffen. Die Xochimilca beauftragten einen ihrer Ältesten, Quilaztli, dem Kaiser illustrierte Handschriften ihrer Altvorderen zu zeigen und ihm zu sagen, wie der Pater Durán⁴³ berichtet, „die Nachricht, die er habe, sei die, daß diesem Land Männer zu Hilfe kommen würden, die als Ritter mit einem Berg von Baumstamm kommen würden, so groß, daß er ihnen als Haus diene, in dem man essen und schlafen könne und das Essen zubereiten, das man zu sich nähme, und daß sie darin gingen und spielten wie auf fester, harter Erde, und daß es bärtige und weiße Männer sein würden, in verschiedenen Farben gekleidet und mit runden Kopfbekleidungen, und daß mit ihnen andere Männer kommen würden, Ritter auf

Tieren so ähnlich wie Hirsche und andere auf Adlern*, die flögen wie der Wind. Und indem er eine sehr alte Malerei vorwies, deutete er auf die Schiffe und die Männer, die so gekleidet waren, wie er sie beschrieben hatte, und (Moctezuma) sah da andere Männer auf Pferden und fliegenden Adlern und alle in verschiedene Farben gekleidet und mit Schwertern gegürtet.“

Die Mizquica und die Cuitlahuaca erwähnten die auf Quetzalcóatl und die Rückkehr seiner Söhne bezüglichen Überlieferungen, nicht ohne näher darauf einzugehen, daß diese eine von derjenigen der Indios verschiedene Kleidung tragen und eine Sprache sprechen würden, die sie nicht verstünden. Und auch die Bilder, die sie zur Unterstützung ihrer Erklärungen vorwiesen, zeigten Weiße, die von den Spaniern sehr verschieden waren, wie sie auf den dem Kaiser aus Pánuco geschickten Darstellungen zu sehen waren⁴². Gewiß waren die Cuitlahuaca in der Erklärung ihrer Handschriften äußerst vorsichtig, denn es war noch gar nicht so lange her, daß Moctezuma (im Jahr 1517) einen Nachkommen des Iztac Mixcóatl, Tzompantecuhtli, hatte töten lassen, weil dieser Herr von Cuitlahuactizico den Uitzilopochtli als falschen Gott behandelt und angekündigt hatte, es näherte sich die Herrschaft des wahren Gottes, des Schöpfers aller Dinge⁴². Er kannte, wie versichert wird, 600 Prophezeiungen . . .

Die Chalca ihrerseits besaßen keine Handschriften mehr

* Auf Schiffen, die wegen ihres Segelwerkes wie Adler wirkten, nach der Erläuterung von Beauvois⁴⁴.

über die Männer aus dem Osten, sondern nur noch einige jener Tierbücher^{43,67} aus dem europäischen Mittelalter, wie wir sie im 1. Kapitel erwähnten, mit den aus der Phantasie der Alten entsprungenen und von Augustinus der christlichen Welt bekanntgemachten Fabelwesen. „Die von Malinalco“, schreibt der Pater Durán⁴², „holten eine Zeichnung hervor und zeigten sie (Moctezuma), auf der einige Männer mit einem Auge auf der Stirn nach Art der Zyklopen dargestellt waren, und sagten ihm, daß ihre Vorfahren ihnen gesagt hätten, diese würden hierher kommen, um dies Land zu besitzen, und auch andere, die nur ein Bein hätten. Die von Marquesado zeigten ihm eine Darstellung, auf der einige Männer gemalt waren, halb Fisch vom Gürtel abwärts, und sie sagten, daß jene hierher kommen würden. Andere zeigten Darstellungen von Gestalten, die halb Mensch, halb Schlange waren.“ Illustrierte Handschriften – sie meint der Pater Durán, wenn er von „Malereien“ oder „Zeichnungen“ spricht – dieser Art konnten nicht mit Ullman-Quetzalcóatl nach Amerika gekommen sein, da die Wikinger damals noch Heiden geblieben waren. Es ist dagegen nicht ganz ausgeschlossen, wenn auch wenig wahrscheinlich, daß die *papas* solche Handschriften mitbrachten, denn es gibt ein solches *Liber Monstrorum* schon im 11. Jahrhundert. Doch bekannt wurden diese Tierbücher erst im 12. Jahrhundert, als Philipp von Thaon der Aelis von Löwen, die von 1121 bis 1135 Königin von England war, ein solches schenkte, und richtige Verbreitung fanden sie erst im 13. Jahrhundert. Und die Chalca waren vor dem 12. Jahrhundert erwiesenermaßen keinerlei christlichem Einfluß ausgesetzt. Alles weist also

darauf hin, daß die fraglichen Bücher von den Templern kamen. Die – soweit wir wissen – nur mündlichen Überlieferungen, die Nezahuapilzintli, König von Toxcoco und Sohn von Nezalhualcoyótzin, dessen Glauben an einen einzigen und unbekannten Gott wir bereits erwähnten, seinem Verbündeten Moctezuma erläuterte, müssen den gleichen Ursprung gehabt haben. Sein Königreich war früher den Tecpantlaken unterworfen gewesen. Auch die Tlaxcalteken, die früher im Schutz der Templer standen, erinnerten sich noch in der Zeit der Konquista einer Vorhersage ihrer Vorfahren, nach welcher in hohen schwimmenden Häusern weiße und bärtige Männer mit Helmen und mit besseren Schwertern und Bögen als diejenigen der Indios bewaffnet von Osten kommen würden, um das Land zu beherrschen^{28,39,62,71}. „Trotz der Vorsicht“, schreibt Beauvois⁴⁴, „mit der die Könige von Mexiko befohlen hatten, die Erinnerungen an die Vergangenheit zu vernichten, waren diese so im Gedächtnis der Untertanen und Verbündeten der Könige von Tezcoco (Texcoco) noch gut genug erhalten, daß die Erinnerungen ans Christentum sich nicht völlig verwischten, und daß sich in der Form von Aberglauben Überzeugungen und Gebräuche erhielten, deren Ähnlichkeit mit den christlichen Lehren sich bei der Ankunft der Spanier im 16. Jahrhundert erwies.“ Es heißt einen Gemeinplatz aussprechen, wenn man daran erinnert, daß die Konquistadoren die Nutznießer der Prophezeiungen des Quetzalcóatl wurden. Die Erinnerungen an das Erscheinen der *papas* und der Templer wurden mit dem Vorhergesagten zunächst verwechselt und später im Lauf der Jahrhunderte miteinander verschmolzen.

Unter den vorkolumbianischen Büchern europäischen Ursprungs, auf die sich die Chroniken beziehen^{40,71,72,73}, gibt es eines, das eine besondere Erwähnung verdient. „Mir erzählte ein alter Indio“, berichtet der Pater Durán⁴², „daß der *Papa* bei seinem Verweilen in Ocuituco ihnen ein großes Buch hinterlassen habe mit Buchstaben, von denen einige vier Fingerbreit groß waren, und ich begab mich in dem Wunsch, dies Buch zu besitzen, nach Ocuituco und bat die Indios mit aller Bescheidenheit der Welt, daß sie es mir zeigten, und sie schworen, es sei schon sechs Jahre her, daß sie es verbrannt hätten, weil sie die Schrift, die anders als die unsere war, nicht lesen konnten, und sie hofften, daß ihnen die Verbrennung nichts Böses eintragen werde, was mir leid tat, weil wir sonst vielleicht Gewißheit über unsere Zweifel hätten bekommen können, daß es sich um die Heilige Schrift in hebräischer Sprache gehandelt hatte, weswegen ich diejenigen, die die Verbrennung angeordnet hatten, nicht wenig tadelte.“ Nach dem Zusammenhang handelte es sich bei dem *Papa* um Quetzalcóatl, den asketischen Quetzalcóatl irischer Herkunft, der sich in den Überlieferungen der Eingeborenen mit dem Wikinger Quetzalcóatl verschmolzen hat. Lassen wir die Zweifel des Paters Durán beiseite: Weder die Kelten, noch die Skandinavier besaßen irgendeinen hebräischen Text, ganz gewiß nicht. Handelte es sich um eine irische Handschrift? Wir können die Annahme, daß sie in der Oghamschrift abgefaßt war, von vornherein verwerfen. Denn diese keltische Inselschrift wurde nicht vor dem 6. Jahrhundert gebräuchlich und „man verwendete sie nur ausnahmsweise und später der Kuriosität halber zur Be-

schriftung von Pergamenten⁷²“. Ein Buch in Latein also, das von den Iren oder Templern stammte? Die von den mittelalterlichen Schreibern verwendeten Schriftzeichen waren von denen nicht so verschieden, die man zu Anfang des 16. Jahrhunderts benutzte. Bleibt die Möglichkeit, daß es sich um eine Runen-Schrift handelte, die Ullman-Quetzalcóatl mitgebracht hatte, oder die später in Amerika von einem Nachfahren der Wikinger angefertigt wurde, was wahrscheinlicher ist, da das Futhark in Europa fast ausschließlich zur Beschriftung von Stein und Holz verwendet wurde. Auf jeden Fall – und daran läßt dies Zeugnis keinen Zweifel – war die fragliche Handschrift weder ein Werk der Indios, die Ideogramme und „Malereien“ verwendeten, noch der Spanier.

5. Das Zufluchtsland der Templer

Wir sind jetzt in der Lage, die dritte der Fragen zu beantworten, die wir im 1. Kapitel stellten, und die den eigentlichen Sinn dieser Arbeit darstellt. Wir haben in unseren vorhergehenden Untersuchungen gesehen, daß das von den Templern zur Finanzierung ihrer gotischen Sakralbauten in Europa gebrauchte Silber aus Südamerika kam, und daß der Atlantikhafen von La Rochelle dem Import dieses Metalls diente. Wäre noch festzustellen, wohin die Schiffe fuhren, die, wahrscheinlich mit den Archiven des Ordens beladen, im Jahr 1307 aus Frankreich entkommen waren, ohne daß man jemals wieder etwas von ihnen erfuhr. Die Antwort auf diese Frage liegt jetzt auf der Hand: sie fuhren nach Mexiko. Die von Jean de la Varenne¹⁸ gesammelten normannischen

Überlieferungen, nach denen die Templer das Edelmetall in Mittelamerika beschafften, waren nicht ganz verkehrt.

Die von uns – mit Ausnahme der im Absatz 3 wiedergegebenen Zusammenstellung und Erläuterung verschiedener Chroniken von Eugène Beauvois – am Objekt selbst dargelegten Tatsachen zeigen uns deutlich, daß auf dem von den irischen *papas* und den dänisch-germanischen Wikingern geöffneten Weg zwei Gruppen weißer Menschen nach Mexiko gekommen waren, die eine in den letzten Jahren des 13. und die andere zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Ihr Herkunftsland, das die indianischen Überlieferungen Tlapallán und Tullán oder Tula nannten, lag im Osten des „großen göttlichen Meeres“, des Atlantischen Ozeans, das heißt in Europa, dessen nördliche Länder im Altertum und Mittelalter tatsächlich unter dem Namen Thule bekannt waren. Trotzdem sind die fraglichen Ortsbezeichnungen älter als die Wanderungsbewegung, die uns hier interessiert. Sie gehen nämlich auf die Zeit von Ullman-Quetzalcóatl zurück. Die zuletzt Angekommenen stammten also wie die Wikinger aus Europa, aber nicht notwendigerweise aus der gleichen Gegend wie diese.

Angeführt von einem Großmeister – der „Herr, der Gottes teilhaftig ist“ – sowie drei ihn unterstützenden Ministern, dem „Hochehrwürdigen Mönch“, dem „Prediger“ und dem „Schlecht Beschuhten“, die den drei Kategorien des Ordens – Rittern, Kapellanen und Residenten, diesen letzteren nur mit Vorbehalt – entsprechen, hatten alle Mitglieder dieser Gemeinschaft einen Namen, der sie alle einschloß: Templer. Sie waren ein militärischer und religiöser Orden. Einerseits

hatten sie mit den Waffen ein bemerkenswert ausgedehntes Gebiet erobert, dessen Bewohner nach den Gesetzen der europäischen Feudalherrschaft ihrer Autorität unterworfen waren. Andererseits hatten sie eine neue Religion durchgesetzt, deren unbekannter Gott durch eine Sonnen-Gestalt repräsentiert wurde, einen Gesandten, der damit beauftragt war, die stoffliche Welt mit dem Licht des Geistes zu durchdringen. Ihre synkretistische Berufung hatte sie dazu bewogen, einen bösen Gott der Eingeborenen-Mythologie, den gebührend rehabilitierten Tezcatlipoca, dazu zu machen. Die Katharer und wahrscheinlich auch die Templer in Europa hatten nichts anderes getan, indem sie Luzifer, den die orthodoxen Christen mit Satan gleichgesetzt hatten, seine Bezeichnung und seine Rolle als Licht-Träger zurückgaben, jenem Luzifer, der in der römischen Mythologie wie Tezcatlipoca der Gott des Planeten Venus war, des Sternes, der der Sonne auf ihrem Lauf vorangeht. Wir werden im nächsten Kapitel sehen, daß sich die Ähnlichkeit nicht hierauf beschränkt, sondern sich auch auf die Zeremonien des Kultes ausdehnt.

Wir können bereits versichern, daß die Templer Mexikos von denjenigen Europas nicht verschieden waren. „Auch wenn man einen Teil der oben dargelegten Beweise und Argumente in Frage stellt“, schreibt Beauvois⁴⁴, „bleibt genug, um es unmöglich zu machen, unsere Schlußfolgerungen zu widerlegen und die archäologischen Spuren, den Glauben, die religiösen Bräuche, die historischen Zeugnisse und die Erinnerungen anders auszulegen, als wir das getan haben.“ Dem ist nichts hinzuzufügen.

Was bewog die Templer, sich in Mexiko niederzulassen? Daß sie die Existenz Mittelamerikas kannten, kann nicht erstaunen, da sie seit etwa 150 Jahren die Küsten Südamerikas befuhren, wo ihre Schiffe Silberbarren luden, und wo sie enge Verbindungen mit den Wikingern unterhielten, deren Vorfahren um das Jahr 1000 aus Mexiko gekommen waren. Es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß sie um das Jahr 1194 eine Erkundungsfahrt nach diesem Gebiet durchführten, deren Ergebnis sie jedoch nicht befriedigte, da das Land nicht in der Lage war, ihnen das Edelmetall zu liefern, das den Grund all ihrer Reisen über den Ozean darstellte. Die Situation änderte sich grundlegend, als das Bündnis zwischen dem Papst und dem König von Frankreich die Existenz des Ordens selbst gefährdete, dem es im Gegensatz zu den Johannitern niemals gelungen war, ein völlig autonomes Gebiet zu erhalten, in dem er vor dem Druck und den Drohungen der geistlich-weltlichen Doppelmacht sicher gewesen wäre. Die Dinge konnten jeden Augenblick bedenkliche Formen annehmen, und die Templer dachten daran, sich eine Zufluchtsstätte zu sichern. Obwohl die Wikinger mit ihnen Handel trieben, hatten sie sich in dieser Beziehung nicht sehr aufnahmefreudig gezeigt. Vor 1290 erschien also die Möglichkeit einer Niederlassung der Templer in Südamerika nicht sehr reizvoll. Und danach kam sie überhaupt nicht mehr in Frage, weil das Tiahuanacu-Reich zerstört, geplündert und in Anarchie versunken war. Es blieb Mexiko.

Alles und sogar die von Chimalpáhin gemachten Zeitangaben, so ungenau sie auch in ihrer Vielfalt sind, führt zu der

Annahme, daß der Orden in den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts auf der Nord-Route eine Vorausabteilung nach Mittelamerika schickte, wo sie von den Indios, die weder Quetzalcóatl noch seine Prophezeiung einer Rückkehr der weißen, bärtigen Männer vergessen hatten, gegen die jeder Widerstand vergeblich sein würde, mit offenen Armen aufgenommen wurden. Ein Zwischenaufenthalt in Tullán, der alten Hauptstadt der Tolteken, ist vielleicht nur das Produkt der Phantasie der Eingeborenen, die in ihren Überlieferungen die Neuangekommenen mit den Europäern des 10. Jahrhunderts gleichsetzten. Jedenfalls ließen sich die Templer endgültig in Chalco nieder, wo – nach Chimalpáhin im Jahr 1304, tatsächlich aber erst 1307, dem Jahr der Auflösung des Ordens – ein neues Kontingent von Brüdern zu ihnen stieß, das soeben in Pantla, dem Pánuco von heute, an Land gegangen war. In Frankreich gingen Männer auf See, und niemand wußte, wohin sie fuhren; wenig später landeten Männer in Mexiko, und niemand wußte, woher sie kamen. Die Schlußfolgerung drängt sich auf: Wenn die Archive des Tempels in La Rochelle, wie alles zu beweisen scheint, auf die Schiffe der Atlantikflotte des Ordens verladen wurden, dann war es in Chalco, wo man sie versteckte. Wenn es so war, was wurde aus ihnen? Zerstörten sie die Azteken? Oder fanden sie die Spanier und übergaben sie dem Heiligen Stuhl? Wir wissen es nicht.

Als die Brüder sich nach Amerika aufmachten, glaubten sie vielleicht, daß es sich nur darum handele, gegen schweren Beschuß vorübergehend in Deckung zu gehen. Wenn sie das vermuteten, irrten sie. Ihr Orden verschwand für immer.

Auf der anderen, westlichen Seite des Ozeans konnten die Templer tun und lassen, was sie wollten. Sie durften ihrer Eroberungslust frönen und ihren Glauben offen bekunden, den sie bis dahin stets vorsichtig verheimlichen mußten. Aber es kamen keine neuen Rekruten mehr, um die in ihren Reihen durch Tod entstehenden Lücken zu schließen. Die Ritter und Kaplane waren ledig. Und die aus Europa gekommenen verheirateten Residenten – wenn es sich vielleicht auch nur um die Besatzungen der Schiffe handelte – hatten natürlich ihre Frauen nicht mitnehmen können. Die einen wie die anderen hinterließen, wenn überhaupt, so nur Mestizen als Nachkommen. So „verindianisierte“ der Tempel schnell und dürfte 50 Jahre nach der Ankunft der letzten Brüder keinen Weißen mehr in seinen Reihen gehabt haben. Der Verfall war unvermeidlich und das Ende vorauszu- sehen. Zur Zeit der Konquista war vom Tempel keine Säule mehr, sondern nur noch ein entstellter Glaube und einige Riten übriggeblieben. Und die Erinnerung an einen geschichtlichen Vorgang, der mit einem anderen, viel früheren, verwechselt wurde: dem Auftreten der wirklichen Söhne der Sonne.

IV.

TEMPLER-SYMBOLS IN AMERIKA

1. Das Kreuz

Sobald die Konquistadoren amerikanisches Festland betreten hatten, fielen sie von einem Staunen ins andere. Sie hatten dort, wie auf den Antillen, Wilde anzutreffen erwartet, bei denen man im Zweifel sein konnte – wie das bei Päpsten und Konzilen tatsächlich der Fall war – ob es sich um Menschen oder sprechende Affen handelte. Aber hier erhoben sich im Gegenteil vor ihren Augen Städte, die besser organisiert waren als die in Europa, deren Paläste und Tempel an Schönheit und Pracht mit denen von Sevilla und Saragossa wetteiferten – häufig mit Erfolg. Städte, in denen eine zivilisierte Bevölkerung wohnte, deren feingesittete Aristokratie zwischen unvergleichlichen Kunstwerken lebte und in ihren Bibliotheken illustrierte Handschriften aufbewahrte, in denen wirkliche Gelehrte die Tatsachen einer vieljahrhundertalten Geschichte, die Mythen einer schwierigen, aber tiefen Religion und Daten einer Astronomie fanden, die mindestens so entwickelt war wie diejenige, die man in Salamanca lehrte. Dann hörte Cortés den blondbärtigen Kaiser Moctezuma²⁸ von seinen weißen Vorfahren sprechen, die einst Mexiko zivilisiert hatten und deren wenige Nachfahren die Spanier an ihrer bezeichnenden Hautfarbe erkennen konnten³⁸. Das Schauspiel, dem sich die Männer Pizarros

einige Jahre später in Peru gegenübersehen, war vielleicht noch verwirrender, weil dort die Aristokratie – nämlich die Inka – völlig weißhäutig und blond war, wenn man von einem vielleicht vorhandenen leichten indianischen Einschlag absieht⁷⁵. Was aber diese Abenteurer, die auf ihre Art christlich bis zum Fanatismus waren, am meisten überraschte, war die Feststellung, daß diese Verehrer von „monströ-

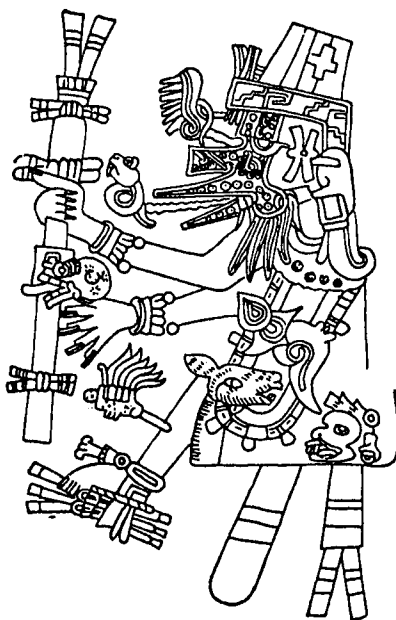


Abb. 12: Griechisches Kreuz auf Quetzalcoátl's Priestermütze.
(Zeichnung: Abel Mendoza nach Codex Borgia in Séjourné,
Laurette⁶⁷).

sen Götzen“ in ihren Tempeln ein Zeichen anbeteten, es auf ihren Friedhöfen errichteten und in die Mauern ihrer Gebäude eingruben, das das Symbol der Erlösung schlechthin ist: das Kreuz.

„In unserem Amerika“, schreibt Adán Quiroga⁷⁶, „ist die Verbreitung des Symbols derartig, daß es wohl kaum ein Volk gab, von dem es nicht als heiliges oder zumindest Schmuck-Zeichen gebraucht wurde.“ In Mexiko stellen die

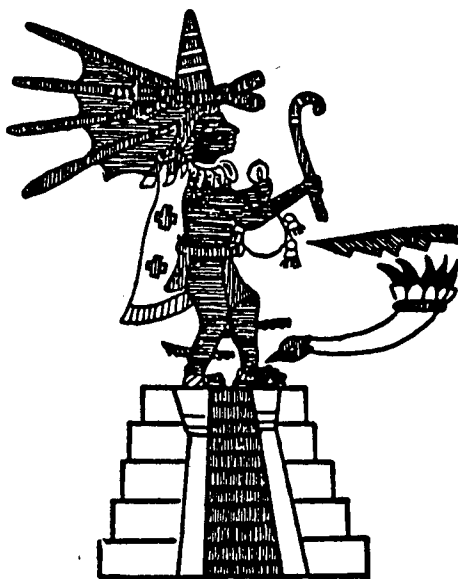


Abb. 13: Griechische Kreuze auf dem Umhang Quetzalcóatl aus „Sieben vorbei und acht verweht“ von Paul Herrmann, Hamburg, 1969.

Chronisten der ersten Zeit⁴⁰ sein Vorhandensein in einem Tempel von Tenochtitlán und in demjenigen von Popayán fest. Pizarro fand bei seiner Expedition nach Tabasco ein steinernes Kreuz von etwa drei Fuß Höhe. In Guatulco sahen die Konquistadoren ein anderes, das sie irgendeinem Apostel zuschrieben, der die Gegend evangelisiert habe. Es war neben dem Bild des „Heiligen“⁷⁷ in einen Felsstein eingemeißelt und so überzeugend, daß der Bischof von Oaxaca, Juan de Cervantes, es in seine Kathedrale schaffen ließ. Tat-

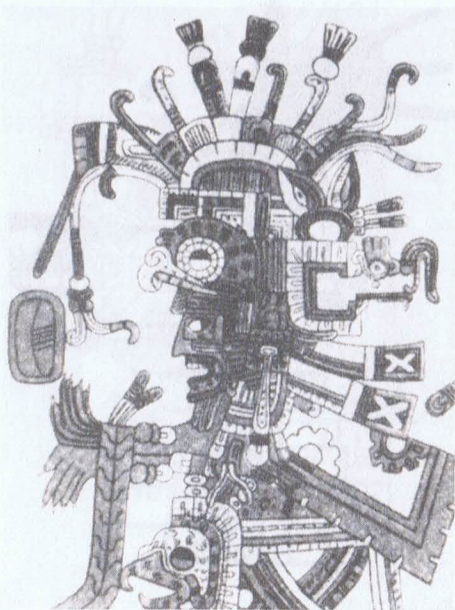


Abb. 14: Andreas-Kreuze auf dem Gewand Tezcatlipocas. (Fresko in Santa Rita, Belize, früher Britisch-Honduras).

sächlich gab es solche Kreuze überall, wofür die mexikanische Ikonographie viele Beispiele gibt. Quetzalcóatl trug ein griechisches Kreuz auf seiner Pritermütze (*Abb. 12*) oder auf seinem Umhang (*Abb. 13*); Tezcatlipoca hatte ein Andreaskreuz auf seinem Schmuck (*Abb. 14*); Huehuetéotl, der „alte Gott“ oder Gott des Feuers, ergänzte seinen riesigen Kopfschmuck mit einem Tiahuanacu-Kreuz, merkwürdigerweise peruanischen Stils (*Foto 7*). Der Codex Magliabecchi zeigt ein lateinisches Kreuz auf dem Gewand



Abb. 15: Lateinisches Kreuz auf dem Umhang eines Priesters (nach dem Codex Magliabecchi).

eines Priesters (*Abb. 15*). Die Gräber des Anáhuac waren kreuzförmig angelegt, während über denen der Insel Cozumel im Maya-Land, dessen Bewohner übrigens bei drohender Trockenheit eine Prozession mit vorangetragenem

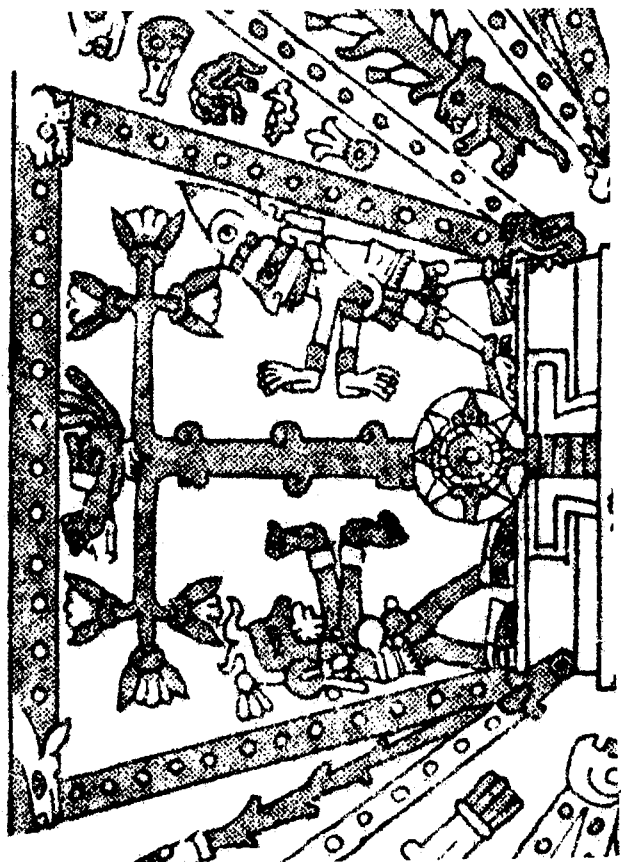


Abb. 16: Der germanischen Irminsul ähnlicher mexikanischer Lebensbaum.

Kreuz veranstalteten, das gleiche Zeichen angebracht wurde. Das Palenque-Kreuz (*Foto 8*) in Yukatan ist in aller Welt bekannt. Aber ist es auch wirklich ein Kreuz? Der Vogel an seiner Spitze gestattet, dies zu bezweifeln, denn es handelt sich um das Symbol der Sonne, an dem sich die im Kampf gefallenen Krieger und die beim Gebären gestorbenen Frauen treffen. Diesem Symbol begegnet man auch in den Lebensbäumen Mexikos (*Foto 9*), die der germanischen Irminsul (*Abb. 16*) und der Weltesche Yggdrasil der Skandinavier zum Verwechseln ähneln, in welcher Walhall, der Heldenhimmel, versinnbildlicht ist. Wie dem auch sei, nimmt in Palenque der Baum, wenn es sich um einen solchen handelt, eindeutig (als symbolischer Synkretismus?) das Aussehen eines lateinischen Kreuzes an.

In Peru und in allen Gebieten des Tiahuanacu-Reiches gibt es griechische Kreuze in leichten Abwandlungen an den Mauern der Gebäude (*Foto 10*), an Keramiken (*Abb. 17, 18*) und in Steinschriften. Aber man findet auch das lateinische Kreuz (*Foto 11*) als architektonisches Element und auf Gefäßen. In Tiahuanacu selbst stellte unser Korrespondent,

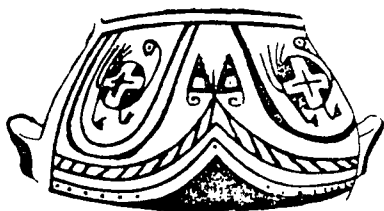


Abb. 17: Griechische Kreuze auf einer Urne aus Santa María, Argentinien (aus Adán Quiroga⁷⁶).

Fritz Ferger, zwei von ihnen fest: eines über dem erst vor wenigen Jahren ausgegrabenen Ponce-Monolithen, das andere auf einer Steinplatte an einem Kantatayita genannten Ort. Kreuze dienten an den Königlichen Straßen als Wegweiser⁷⁶. Die Inka-Kaiser trugen das gleiche Zeichen, aber in seiner griechischen Form, auf ihren Sänften (*Abb. 19*) und auf ihrem Gewand. Zum Fest des Kápak Raymi⁷⁸, der Sommer-Sonnenwendfeier im Dezember, trugen die Inka die *hua-huaccla* von schwarzer und gelber Farbe mit einem roten Kreuz in der Mitte.

In Cuzco bewahrten die Herrscher in der Kapelle ihres Palastes ein Kreuz aus weißem und rosa Jaspis auf. Nach der



Abb. 18: Griechische Kreuze auf einer Urne aus Santa María, Argentinien (aus Adán Quiroga⁷⁶).

Konquista hängten es die Spanier in der Sakristei ihrer Kathedrale an einer Schnur auf, die durch ein Loch am Ende eines seiner Arme geführt war. „Das Kreuz war quadratisch“, schreibt Garcilaso⁷⁸, der es noch 1560 sah, ehe er nach Spanien fuhr, „so breit wie lang; es war eine dreivierteil Elle lang, eher weniger als mehr, drei Finger breit und fast



Abb. 19: Griechische Kreuze auf der Sänfte des Inka-Kaisers (nach Phelipe Guaman Poma de Ayala⁸⁰).

ebenso stark; es war ganz aus einem Stück, sehr gut gemacht, die Ecken sehr gut herausgearbeitet.“ In Carabuco an der Küste des Titicacasees wird noch heute ein großes lateinisches Kreuz aus Eichenholz, das es nur im Osten der Kordillere gibt, verehrt. Nach der Überlieferung wurde es um 1250 durch den katholischen Priester dorthin gebracht, den die Indios in Paraguay Pay Zumé (Pa'i nach der Guaraní-Einheitsorthographie) und die Wikinger von Tiahuanacu Thul Gnupa, auf nordisch den Vater Gnupa, nannten, auf den wir im folgenden Kapitel noch einmal zu sprechen kommen werden. Mit ihm steht auch das Kreuz in Zusammenhang, das der heutigen bolivianischen Provinz Santa Cruz de la Sierra ihren Namen gab. Es war in einen Felsen gehauen neben zwei Fußabdrücken, jenen „Richtungspfeilen“, mit denen die Wikinger ihre Wege zu kennzeichnen pflegten²⁴. In Paraguay untersuchten wir zwei lateinische Kreuze: das eine (*Foto 12*) in einem Fragment des Frieses über der offenen Felshöhle vom Cerro Tuja Og²⁶ in der Nähe der Edelmetall-Schmelze vom Aquidabán-Nigui, und das andere (*Foto 13*) auf einem Stein, den wir bei der Ausgrabung des Wikinger-Tempels von Tacuatí²⁶ fanden, der wahrscheinlich als Folge der Evangelisation des Pa'i Zumé in eine christliche Kirche verwandelt worden war.

Wir könnten ein ganzes Buch mit solchen Hinweisen füllen, auch wenn wir uns nur auf die Arbeiten von Quiroga⁷⁶ und Jiménez de la Espada⁷⁹ bezögen. Begnügen wir uns mit der Feststellung, daß sich überall in ganz Südamerika Tausende vorkolumbianischer Kreuze befinden. Die Geistlichen, die die Konquistadoren begleiteten, beeilten sich (freilich nicht

alle), in ihnen den Beweis für eine frühere Evangelisation zu sehen, obwohl sie sich gleichzeitig darüber empörten, das Symbol ihrer Religion inmitten der verabscheuten Götzenbilder anzutreffen. Ihre Nachfolger gingen noch einen Schritt weiter, indem sie den Pa'i Zumé mit dem heiligen Thomas identifizierten, dem Apostel Westindiens nach katholischer Tradition. Seit dem vorigen Jahrhundert sind zahlreiche Amerikanisten gegen diese abwegige Auslegung angegangen, häufig jedoch ohne die nötige Urteilskraft.

Das Kreuz an sich ist eine der einfachsten geometrischen Figuren, da es nur aus zwei sich rechtwinklig schneidenden Linien besteht. Zusammen mit dem Kreis ist es eines der Grundelemente der Geometrie, einer Wissenschaft, von der jedes die Baukunst ausübende Volk notwendigerweise Kenntnis haben muß. Es spielt auch in der Astronomie seine Rolle, und es hat gewiß seinen Grund, daß das besterkennbare und damit nützlichste Sternbild der südlichen Erdhälfte den Namen Kreuz des Südens trägt. Vom Kreuz wird schließlich auch die Windrose bestimmt, wenn auch nur in ihrer einfachsten Form, den vier wichtigsten Himmelsrichtungen. In einen Kreis eingefügt, teilt es dessen Fläche in vier gleiche Teile und verwandelt sich in ein Rad, das sich um seine Achse dreht. So wird es zum Sonnensymbol wie die Swastika oder das Hakenkreuz, das nur seine Vervollkommnung darstellt.

So braucht es uns nicht zu verwundern, daß alle Völker, die die Fähigkeit besitzen, abstrakte Auffassungen und Symbole zu begreifen, das Kreuz kennen, und zwar schon seit der Prähistorie. Aber gerade weil es mehr ausdrückt, als es

ist, ruft jedes Symbol Verehrung hervor sowohl bei denen, die es auszulegen wissen, als auch bei anderen, über denen es steht und die in ihm das Unbegreifliche oder Göttliche sehen. Daher stammt seine religiöse Bedeutung. Nun ist das Kreuz im Gegensatz zum Hakenkreuz ein äußerst leicht vor- und darstellbares Symbol. So kommt es, daß wir es nahezu überall finden, ohne daß es nötig wäre, die geringste Erklärung für dieses Phänomen zu suchen.

Das bedeutet, daß das Kreuz alles andere als allein mit dem Christentum verbunden ist, von dem es übrigens erst sehr spät als Symbol der Erlösung angenommen wurde. Es gibt sogar guten Grund zu der Annahme, daß die Kirche mit der Verwendung des Kreuzes nach ihrer Taktik der ersten Jahrhunderte nichts anderes tat, als ein altes heidnisches Symbol zu übernehmen, das wissentlich mit dem Marterinstrument des Leidensweges gleichgesetzt wurde, das jedoch die Form des griechischen Buchstabens Tau (T) hatte. Das erklärt auch, warum die Form des Christen-Zeichens schlechthin nie vereinheitlicht werden konnte. Die östlichen Kirchen haben das griechische Kreuz mit vier gleich langen Armen bewahrt, nicht ohne es in verschiedener Weise zu verzieren. Die westliche Kirche hat erst in jüngster Zeit das lateinische Kreuz durchsetzen können, das mehr jüdisch-christlich und dem ursprünglich heidnischen Symbol weniger ähnlich ist, weshalb es nicht wundert, daß die protestantischen Sekten es einmütig angenommen haben.

Die verschiedenen präkolumbianischen Kreuze in Amerika, von denen wir einige repräsentative oben erläutert haben, müssen daher nicht die Folge christlichen Predigens sein. Es

gibt sogar welche, die es bestimmt nicht sind. Zum Beispiel dasjenige, das Sua-Kon, der auch Hukk-Kon genannt wurde („König der Schiffe“, vom nordischen *hukkert* = Schiff und *kon* = König), im Auftrag des weißen Kulturbringers in Peru, Kon-Ticsi-Huirakocha, die Indios des Nordens auf ihre Tücher zu malen lehrte, wie der Chronist Zamorra²⁰ berichtet, „um ein von Gott geheiligt Leben zu führen“. Aber das schließt nicht aus, daß andere Kreuze christlichen Ursprungs sind, besonders wenn sie die lateinische Form haben. Zwei der Beispiele, die wir von diesen letzteren gaben, sind zweifelhaft. Das eine (*Foto 11*) könnte auch einfach ein Motiv architektonischer Verzierung sein und das andere das Ergebnis schlechter Linienführung (*Foto 12*). Das Kreuz von Palenque ist ganz ohne Frage lateinisch, aber wir haben gesehen, daß es mit dem Lebensbaum zu verwechseln ist, was genügen würde, um das Mißverhältnis zwischen seinen Armen zu erklären. Die Kreuze von Tacuati (*Foto 13*) und Tiahuanacu dagegen sind vollkommen, ohne von dem von Carabuco zu sprechen, auf das wir im nächsten Kapitel noch einmal zurückkommen werden. Wiederholen wir jedoch: Das geometrische Kreuz ist zu universal, als daß uns sein Vorhandensein irgendeine definitive Schlußfolgerung erlaubte. Andere Kreuze dagegen schließen jede Möglichkeit eines Zweifels aus.

2. Die Balkenkreuze

Lassen wir das von einem Kreis umschlossene Kreuz beiseite, das allgemein „Kelten-Kreuz“ genannt wird, obwohl es

schon seit Jahrtausenden bekannt war, ehe die Kelten in der Geschichte in Erscheinung traten. Einerseits stellt es, wie erwähnt, eine sehr einfache Figur dar, die spontan erfunden sein kann, andererseits haben wir es in der Wikinger-Station von Yvytyruzú in Paraguay (Foto 14) inmitten von übersetzbaren Runen-Inschriften gefunden, so daß zumindest dort sein skandinavischer Ursprung unbestreitbar ist. Wir wollen auch nicht auf die Swastika, das Symbol der indoeuropäischen Völker schlechthin, näher eingehen. Alles deu-

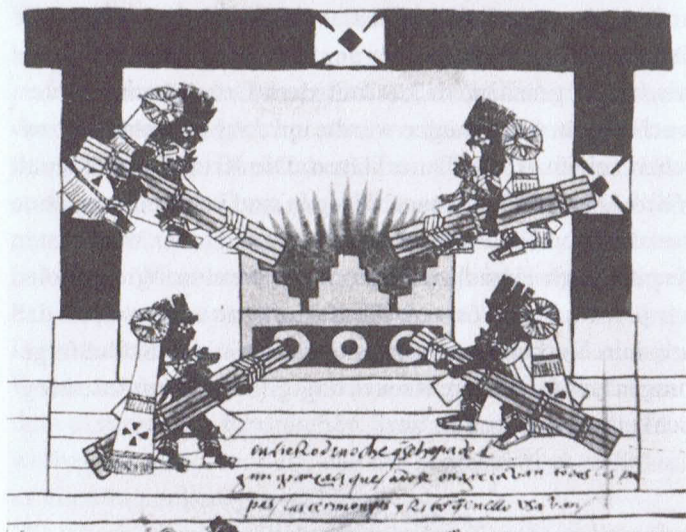


Abb. 20: Geometrisches Balkenkreuz in einer Náhuatl-Handschrift. (Codex bornicus).

tet darauf hin, daß sie von den Wikingern nach Amerika gebracht wurde. Doch beschränken wir uns auf die Balkenkreuze.

Sobald das Christentum das griechische Kreuz als Symbol angenommen hatte, bemühten sich die verschiedenen Kirchen, die Sekten und später die religiösen Orden, ihm zum eigenen Gebrauch ein unterschiedliches Aussehen zu geben. Aber seine Einfachheit gestattete nicht viele Variationen. Nur für zwei Stellen gilt das nicht: Die Arme konnte



Abb. 21: Malteserkreuz auf dem Schild Quetzalcóatl's (nach Codex Magliabecchi).

man, in der Mitte beginnend, nach außen hin breiter werden lassen, so daß sie beinahe Dreiecksform annahmen, und die Gestaltung der Enden gestattete einige Phantasie. So erschienen die Balkenkreuze. Ihre Schöpfung war also keineswegs spontan, sondern der Erfolg des Bemühens um Vielfältigkeit. Gewiß könnte der Zufall erklären, daß dasselbe schwierige Zeichen an zwei verschiedenen Orten ohne Verbindung untereinander auftauchte. Aber der Zufall hat seine Grenzen. Und außerdem sind in Amerika, wo wir zahlreichen Balkenkreuzen begegnen, die Parallelen zwischen Mexiko und Peru zu stark ausgeprägt, um hier nicht das Ergebnis ein und desselben Einflusses zu sehen.

Halten wir uns nicht bei den massiven Kreuzen mit dreieckigen Armen (wie in Abb. 20) auf. Sie sind zu geometrisch, um aus ihnen definitive Schlüsse ziehen zu können. Betrachten wir dagegen das Kreuz, das (der hier maskierte) Quetzalcóatl auf seinem Schild führt (Abb. 21). Es handelt sich zweifellos um ein Malteser- oder Johanniterkreuz. Wir finden es – ohne den Kreis – in Tiahuanacu und auf einem Gefäß von

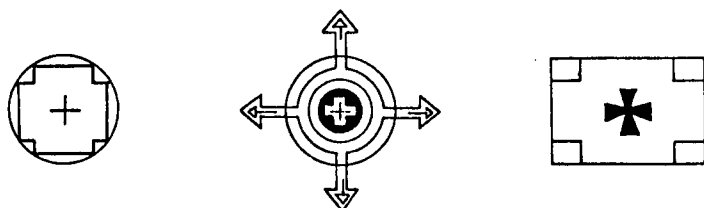


Abb. 22: Zwei Tiahuanacu-Kreuze und ein Malteser-Kreuz auf Töpferarbeiten der Insel Marajó (nach Bernardo da Silva Ramos: *Inscrições e traduções na América prehistórica*, Rio de Janeiro, 1930).

der Insel Marajó im Amazonas-Delta wieder (*Abb. 22*). Vier von den Kreuzen, die wir auf dem bronzenen Brustschild *Abb. 23* sehen, haben Arme mit leicht abgerundeten Enden. Das fünfte besteht ganz aus geraden Linien. Eines von ihnen hat seiner Stellung wegen das Aussehen eines Andreaskreuzes. Die Unterschiede zwischen den einen und den anderen und zwischen allen desselben Schemas sind unbedeutend. Die Form ist in allen Fällen wesentlich die gleiche.

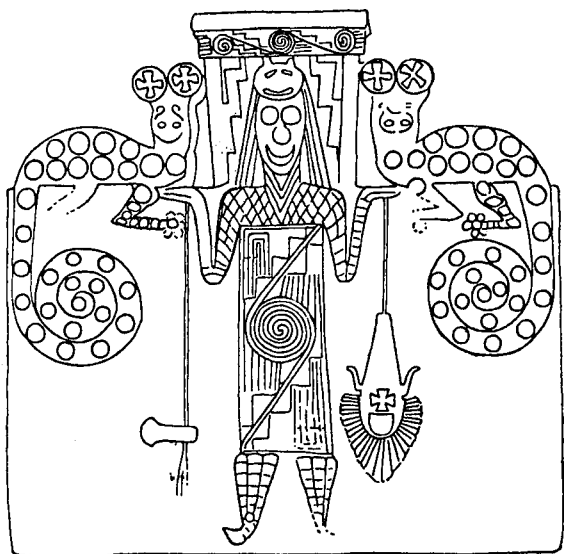


Abb. 23: Malteser-Kreuz auf einem Bronze-Brustschild von Tiahuanacu (nach Pierre Honoré: *La Legenda de los dioses blancos*, Barcelona, 1965).

Das Vorhandensein des sogenannten Malteserkreuzes in Amerika kann offensichtlich nicht auf die Wikinger zurückgeführt werden, die im 10. Jahrhundert im Golf von Mexiko landeten²⁰, da Skandinavien in jener Zeit noch heidnisch geblieben war. Wir können es auch nicht den irischen *papas* zuschreiben, die noch früher den Nahua und den Maya das Christentum gepredigt hatten. Wir finden ihre Spuren nur in Mexiko, während das fragliche Kreuz ebenso in Peru erscheint. Bleiben als möglicher Ursprung dieses Kreuzes in Amerika die Templer. Nun ist das Johanniterkreuz genau dasjenige, das in dem Siegel des geheimen Großmeisters des Ordens (Abb. 24) erscheint, das zusammen mit dem im 1. Kapitel wiedergegebenen (Abb. 3) im Pariser Staatsarchiv wiedergefunden wurde. Es ist das authentische Templer-



Abb. 24: Malteser- oder Johanniter-Kreuz auf dem Siegel des geheimen Großmeisters des Templerordens (Zeichnung: Zeitschrift Atlantis).

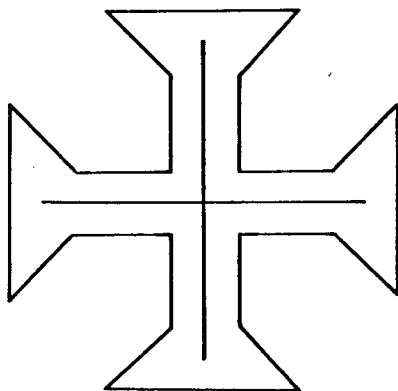


Abb. 25: Templer-Kreuz mit acht Spitzen.

kreuz, von dem sich im Lauf der Zeit das uns vertraute Kreuz mit acht Spitzen (*Abb. 25*), ähnlich dem der Johanniter, aber massiver, und später die Kreuze mit ungleichmäßigen Armen, die immer mehr die Form eines T annahmen, wie sie die Ritter des Tempels auf ihrer Tracht und seine Schiffe auf den Segeln zeigten, deutlich unterschieden (*Abb. 26*).

Andere nicht weniger europäische, aber geradlinigere Balkenkreuze kommen hinzu und bestätigen die vorhergehenden. Da ist zum Beispiel dasjenige, das auf der Spur 1 von Monte Albán in Mexiko erscheint (*Abb. 27*). Wir begegnen ihm, wenn auch in unterschiedlicher Stellung (*Abb. 28*) unter den Zeichen verschiedener Herkunft – Runen, lateinische Buchstaben, arabische Ziffern usw. – die, wie vom inkaischen Chronisten Phelipe Guaman Poma de Ayala⁸⁰ be-

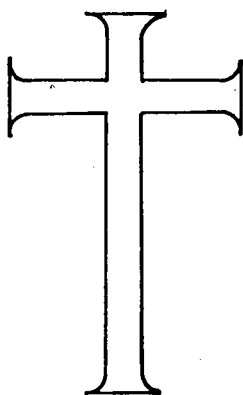


Abb. 26: T-förmiges Templer-Kreuz.

schrieben, die Tunika und den Gürtel des Kaisers von Cuzco zierten und deren Zusammenstellung uns unverständlich ist. Ein anderes Kreuz (*Abb. 29*), dessen drei Arme sich am Ende in zwei auseinanderstrebende Linien spalten, erscheint auf einer Steinschrift des Cerro Negro in der Nähe von Tinogasta in der argentinischen Provinz Catamarca, die einen Teil des Reiches von Tiahuanacu und des ihm vorhergehenden Reiches von Cuzco bildete. Fritz Berger, der deutsche Ingenieur und Berater des paraguayischen Heeres, mit dem wir uns in einer vorhergehenden Arbeit ausführlich beschäftigten²⁶ und dem so viele Entdeckungen von höchster Wichtigkeit im Amambay zu verdanken sind, gibt dieses gleiche, aber vollständige Kreuz (*Abb. 30*) in einem Brief an seine Freundin in München wieder, jedoch leider ohne seinen Standort genau zu bezeichnen. Nun, wir kennen dieses

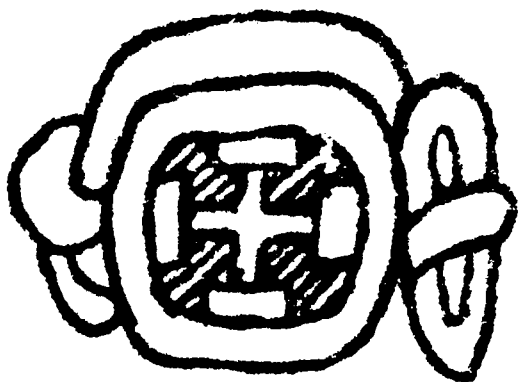


Abb. 27: Malteser-Kreuz auf der Spur 1 von Monte Albán.

Zeichen, denn es wurde auf einem Medaillon entdeckt, das man bei den Ausgrabungen von Montségur 1965 fand (Abb. 31). Man braucht nicht daran zu erinnern, daß Montségur die Festung ist, die, in den Händen der Katharer, im 13. Jahrhundert ein Jahr lang der Belagerung durch den Seneschall des Arcis und seine Kreuzritter widerstand. Wir haben persönlich auf dem Gipfel des Cerro Tuja Og in Paraguay, in der Gegend, in der Berger tätig war, ein anderes, etwas abweichendes Kreuz entdeckt (Abb. 32) – seine Arme verzweigen sich nicht zwei-, sondern dreifach – das demjenigen in der Verzierung eines anderen Katharer-Medaillons gleicht (Abb. 33). Nun haben wir im 1. Kapitel die Gründe kurz auseinandergesetzt, die eine ideologische Übereinstimmung zwischen Albigensern und Templern vermuten lassen. Das Vorhandensein von Katharer-Symbo-



Abb. 28: Tunika des Inka-Kaisers mit alphabetförmigen Zeichen (nach Felipe Guaman Poma de Ayala⁸⁰).

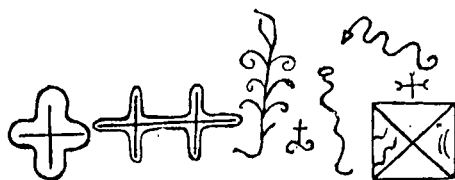


Abb. 29: Katharer-Kreuz in einer Steinschrift am Cerro Negro, Tinogasta, Argentinien (nach Adán Quiroga⁷⁶).

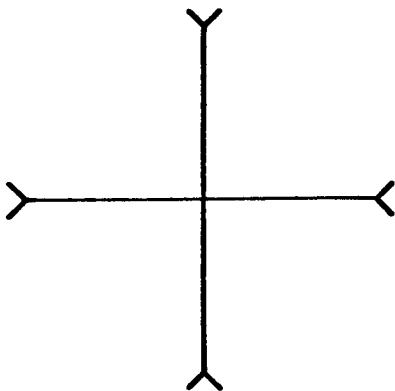


Abb. 30: Katharer-Kreuz im Amambay, Paraguay
(nach Fritz Berger).

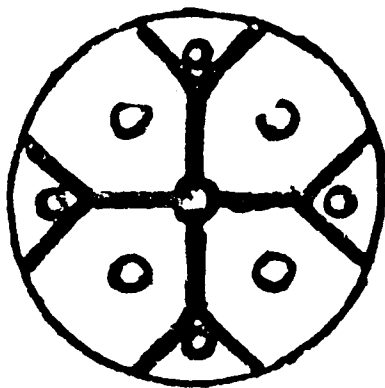


Abb. 31: Katharer-Kreuz in Montségur.

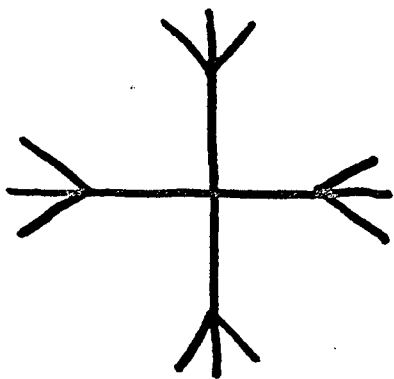


Abb. 32: Katharer-Kreuz vom Cerro Tuja Og,
Amambay (Paraguay).

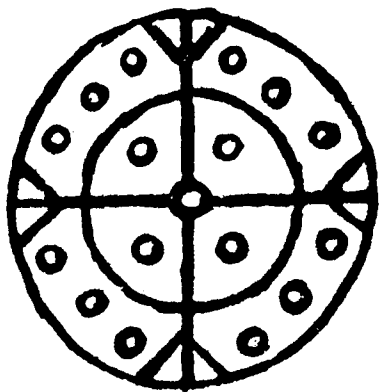


Abb. 33: Katharer-Kreuz von Montségur.

len in Südamerika, die nur mit den Schiffen des Ordens hierher gekommen sein können, bestärkt diese Gründe erheblich.

3. Einige hermetistische Symbole

Eine Abart des Kreuzes war in gewisser Weise auch das Zeichen, das wir im gleichen paraguayischen Gebiet des Amambay einige Dutzend Kilometer von der Festung des Cerro Corá entdeckten, an dessen Fuß sich die Edelmetall-Schmelze befand, von der wir bereits sprachen. 3 km nord-östlich des Yvyty Perö, des Berges, den die Überlieferungen der Eingeborenen als die alte Wohnstätte des weißen Königs Ipir bezeichnen, und der sich über einer gewaltigen unterirdischen Höhle erhebt, die wir wegen fehlender Mittel bisher noch nicht öffnen konnten, steigt der Cerro Kysé auf. Sein Gipfel wird von einer Bank aus behauenen Stein gekrönt, deren Oberfläche eine Zusammenstellung überraschender Zeichen aufweist. Eines von ihnen, das wir zweimal antrafen, scheint auf den ersten Blick dem Runen-Zeichen Algiz (*R*) des alten Futhark oder einem Hagalaz (*h*) des neuen zu ähneln. So haben wir es jedenfalls in unserer vorhergehenden Arbeit definiert – doch das war voreilig.

Das fragliche Zeichen ist ein Balken, der durch die Mitte eines Andreaskreuzes geht (*Abb. 34*). Was uns heute – ganz abgesehen von den anderen ihm beigegebenen Zeichen – daran zweifeln läßt, daß es sich tatsächlich um ein Runen-Zeichen handelt, ist die Tatsache, daß der Balken eine Art Fuß hat. So erhält nämlich die Figur das Aussehen des einka-

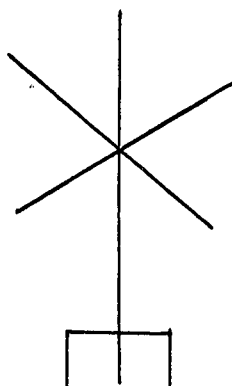


Abb. 34: Kreuz vom Cerro Kysé, Amambay (Paraguay).

chen Christusmonogramms der christlichen Symbolik, das durch die griechischen Buchstaben I und X (Iota und Chi), die Anfangsbuchstaben von *Iésous Christós*, gebildet wird. Aber es ist auch das Symbol der Sonne über dem Weltbaum. Diese beiden Bedeutungen machen aus dem Zeichen nichts anderes als eine schematische Darstellung der Lichtgestalt Christus, die konkreter durch die Monstranz der katholischen Liturgie ausgedrückt wird.

Wenn man den Fuß dieses „Kreuzes“ wegläßt und die Enden von je zwei seiner sechs Arme miteinander verbindet, entsteht, wie René Guénon⁸¹ schreibt, „die bestbekannte Figur des Hexagramms oder Salomon-Siegels, die aus zwei in entgegengesetzter Richtung übereinandergelegten gleichseitigen Dreiecken gebildet wird . . . Der christliche Hermetismus des Mittelalters sah in den beiden Dreiecken

des Hexagramms u. a. die Darstellung der beiden Naturen der Christus-Gestalt, der göttlichen und der menschlichen; und die Zahl 6, mit der sich dies Symbol natürlich verbindet, bedeutet u. a. Einheit und Vermittlung . . . Diese gleiche Zahl ist auch nach der hebräischen Kabbala die Zahl der Schöpfung (das ‚Werk der sechs Tage‘ der Genesis in bezug auf die sechs Richtungen des Raumes); . . . Die Anwendung seines Symbols auf das Wort rechtfertigt sich hinreichend: es ist insgesamt eine Art graphischer Übersetzung des *omnia per ipsum facta sunt* des Johannes-Evangeliums“. Fügen wir hinzu, daß die beiden Dreiecke des Salomon-Siegels auf mystischem Gebiet die Erleuchtung durch das Wort und die Betrachtung in der Liebe bedeuten und daß ihr Gleichgewicht in der Architektur die Königliche Kunst insgesamt und ganz besonders die Zeichenkunst der Brüder symbolisiert. Aus diesem Grund hatten die Söhne Salomons – die Tempel – das Hexagramm als Zeichen angenommen. Man findet es an zahlreichen von ihnen gebauten Kirchen. Wie man sieht, ist das Salomon-Siegel mit seinen vielfachen geheimen Bedeutungen – heidnischen, jüdischen und christlichen, alle aber östlich – ein eminent synkretistisches Symbol, das durch seinen Sinn, seinen Namen und seine Anwendung durch die Ordensbrüder dem Tempel nicht fremd war. Dagegen kannten es die germanischen Völker der heidnischen Zeit im allgemeinen und besonders die Wikinger nicht. Nun fand es Fritz Berger zweimal in die Felsen des Amambay, in der Umgebung des Cerro Corá (*Abb. 35*), eingegraben, wie seine Korrespondenz bezeugt. Leider gibt er den genauen Standort nicht an, so daß wir die Figuren

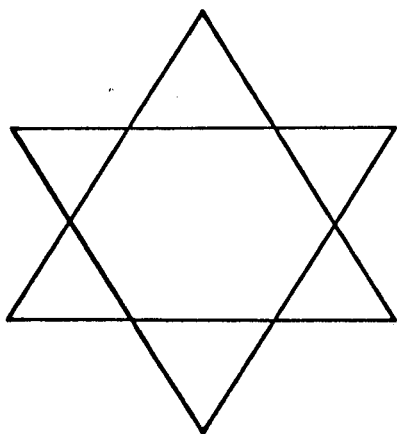


Abb. 35: Salomon-Siegel im Amambay (nach Fritz Berger).

nicht wiederfinden konnten. Aber an ihrem Vorhandensein besteht kein Zweifel.

Wir entdeckten dagegen gleichfalls auf dem Gipfel des Cerro Kysé ein anderes Zeichen, auf das unser Archäologie-Ingenieur ebenfalls hingewiesen hat. Sein Vorhandensein in Paraguay, sagten wir in unserer vorhergehenden Arbeit²⁶, stellt „ein Mysterium dar, das wir vielleicht eines Tages aufklären werden“. Es handelt sich nämlich um ein Pentagramm oder Fünfeck, das dem Salomon-Siegel scheinbar recht ähnlich, tatsächlich aber von ihm sehr verschieden ist. Berger gibt eines, das wir nicht auffinden konnten, einwandfrei wieder (*Abb. 36*). Dasjenige neben dem Christusmonogramm auf dem Berg gegenüber dem Yvyty Perö ist unvoll-

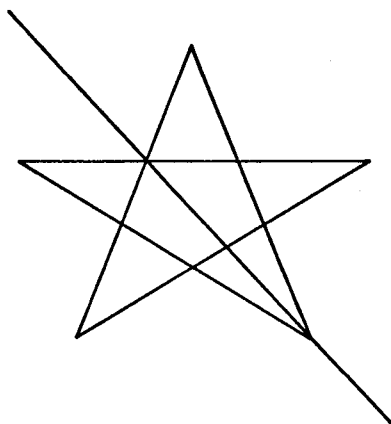


Abb. 36: Pentagramm im Amambay (nach Fritz Berger).

ständig und schlecht gezeichnet (Abb. 37), aber unverkennbar. Von ihm geht eine geknickte Linie aus, über der wir eine Gruppe kleiner Schriftzeichen sehen, deren erste drei (die anderen sind verwischt) den eindeutigen Anschein von Runen haben, obwohl es unmöglich ist, sie mit Gewißheit zu entziffern, weshalb Zweifel bestehen bleiben.

Der fünfzackige Stern, von den Deutschen Drudenfuß genannt, ist pythagoreischen Ursprungs. Für die Mitglieder dieser Sekte bedeutete er die Einheit des Universums und die Ewigkeit des kosmischen Zyklus. Die Neuplatoniker und Gnostiker übernahmen ihn, um die Vollkommenheit der Natur zu symbolisieren. Im Mittelalter sahen die Alchimisten in ihm das Bild des *grand oeuvre*, d. h. der mikrokosmischen Auffassung der universalen Harmonie. Sie ge-

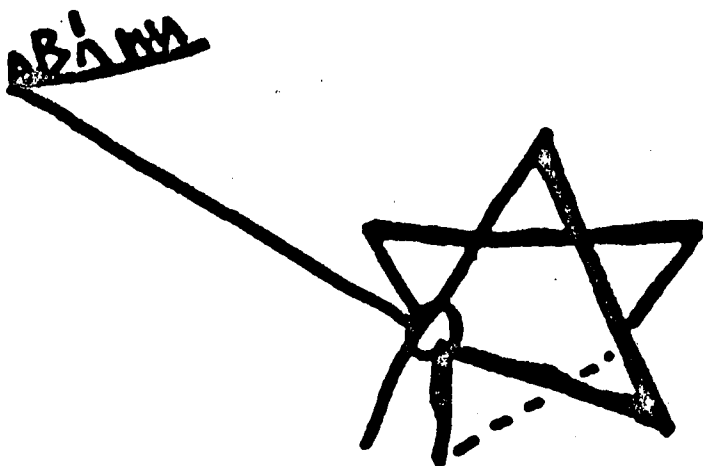


Abb. 37: Pentagramm vom Cerro Kysé, Amambay (Paraguay).

brauchten ihn gemeinsam mit den Muselmanen, von denen ihn die Marokkaner als Zierde ihrer Fahnen erbten. Die Templer kannten ihn natürlich auch, obwohl sie nirgends eine Darstellung von ihm hinterließen, was nur normal ist, wenn wir die Vorsicht bedenken, mit der sie ihre Geheimlehre verbargen, die öffentlich nur gerade eben durch den *abacus* sichtbar wurde, den Stock mit abgeflachtem Griff der Pythagoreer (und der Söhne Salomons), den ihre Großmeister statt des Bischofsstabes trugen. Das Pentagramm neben dem Christusmonogramm darf uns daher nicht überraschen. Wir kommen zu dem eigentlichen Templer-Symbol, dem des dreifachen Raumes, das von drei konzentrischen Quadraten gebildet wird, die untereinander durch vier senk-

rechte Gerade verbunden sind. Man wollte in ihm die drei Kreise der Existenz sehen⁸¹, die die Überlieferung der Druiden annimmt, die drei Himmelskreise, die für die Hindu den *Meru* umgeben, d. h. die Weltachse, und die drei Grade einer Geheimgesellschaft. Diese letztere Erklärung ist befriedigender als die anderen beiden, denn es erscheint uns höchst befremdlich, daß irgendein Volk jemals die Idee gehabt haben könnte, einen Kreis durch ein Quadrat darzustellen. So simpel wir auch erscheinen mögen, gestehen wir, daß uns der dreifache Raum eher an den Tempel Salomons denken läßt, der für Christen, Muselmanen und Juden der stoffliche Ausdruck der Weisheit war, die seinem Erbauer und gleichzeitig dem Orden beigemessen wurde, der sich die Aufgabe gestellt hatte, ihn nach seiner Art wiederherzustellen. Es ergibt sich so ein dreifaches Symbol: das der Einheit der drei monotheistischen Bekenntnisse, das der drei Kategorien von Brüdern (Ritter, Kaplane und Feldwebel) und das der künftigen Gesellschaft, die sich auf die dreifache Gewalt des Geistes, der Waffen und des Geldes gründet. Wie alle anderen (vom Christusmonogramm abgesehen), ist auch das Symbol des dreifachen Raumes älter als das Christentum, das sich darauf beschränkte, seinen Sinn zu verändern. Man findet es auf Megalith-Monumenten in Frankreich und Spanien ebenso wie in der Akropolis. Man begegnet ihm im Mittelalter wieder, so beispielsweise im Paulus-Kreuzgang in Rom aus dem 13. Jahrhundert ebenso wie im Heiligen Land, in Syrien und auf Zypern. Es ist in die Mauern der Templer-Burg von Gisors eingegraben und in die Wände der Kerker von Chinon gekratzt, die mit *graffiti*

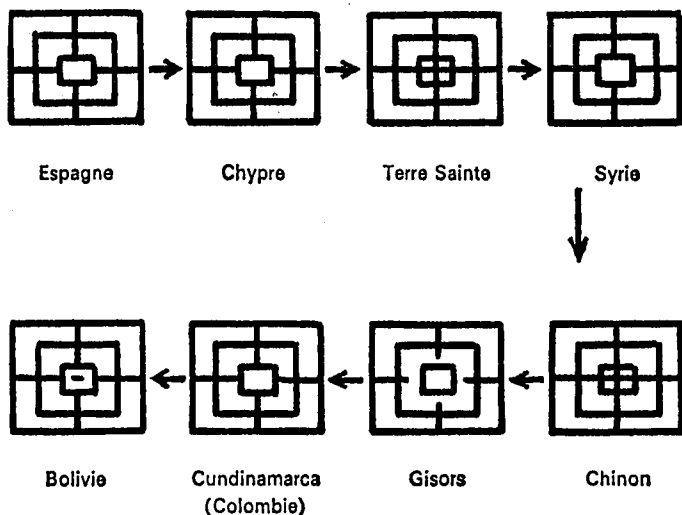


Abb. 38: Der „dreifache Raum“ der Templer
(nach Pierre Carnac⁸²).

der hier nach der Auflösung des Ordens gefangengehaltenen Tempel-Brüder bedeckt sind. Pierre Carnac⁸², dem wir Abb. 38 verdanken (in der die Hinweise auf die Megalithkultur fehlen), zeigt es uns sogar in Kolumbien, auf dem Hochland von Cundinamarca (nordisch: Kondanemarka = Königlich Dänische Mark) und in Bolivien. Die es zeichneten, waren offensichtlich weder Indios noch Wikinger.

4. Die Monstranz des Tezcatlipoca

Das Kreuz ist nicht das einzige christliche Symbol, das die Templer nach Amerika brachten. Die Liturgie des Tezcatlipoca-Kults, so wie sie uns die spanischen Chronisten der ersten Zeit beschreiben, hatte sich noch verschiedene Eigenheiten des römischen Rituals bewahrt. In den Tempeln der Tecpantlaken hatte der Altar die gleiche Form und nahm den gleichen Platz ein wie in den katholischen Kirchen⁴², und das Feuer brannte ewig wie vor dem Allerheiligsten Sakrament⁴². Im Lauf der Zeremonien benutzte der die Messe lesende Priester ein Rauchfäßchen (*Abb. 39*), das mit einem Andreaskreuz verziert war und das er nicht an einem Kettchen, sondern an einem Stiel rhythmisch schwenkte. Das könnten reine Zufälligkeiten sein, da der Altar, das Feuer



Abb. 39: Mexikanischer Priester mit Rauchfäßchen
(nach Codex Mendoza).

und der Gebrauch von Weihrauch vielen nicht-christlichen Religionen gemein sind, wenn nicht ein noch viel bezeichnenderes Gerät hinzukäme.

Die Statuen des Tezcatlipoca trugen in der rechten Hand einen Gegenstand, der sich *itlachiayán* nannte. Dieses Wort, so erklärt Eugène Beauvois⁴⁴, und wir wollen ihm dabei einfach folgen, kommt von *tlachia* (Náhuatl: „sehen“) mit der Vorsilbe *i* = „sein“ und der Nachsilbe *yan*, die die Bestimmung anzeigt. *Itlachiayán* bedeutet also: „was zum Sehen bestimmt ist“. Auf dieser Grundlage übersetzten die Chronisten das Wort mit „Spiegel“. Zwei von ihnen^{42,71} beschreiben das fragliche Gerät als eine Art Fächer mit einer runden Scheibe aus hell glänzendem Gold, in deren Mitte ein kleiner Kreis gezeichnet war, von dem vier Striche in Form eines Kreuzes ausstrahlten. Der Pater Durán zeigt es uns in dem seinem Werk⁴² beigegebenen *Atlas de Codices* (Abb. 40). Er stellt auch eine Variante (Abb. 41) dar, einen von Strahlen umgebenen Stern, in dessen Mitte man eine halbkreisförmige Stütze sieht.

In beiden Fällen, schreibt Beauvois, handelt es sich um eine Nachahmung der Monstranz, die die Franzosen *soleil* = Sonne nennen, und die im Europa des 13. Jahrhunderts allmählich den alten Reliquienschrein zu ersetzen begann. Das 1247 erstmalig in Lüttich begangene Fest des Allerheiligsten Sakraments, schreibt F. de Mély⁸³, „stellt die verschiedenen Veränderungen der Monstranz gegenüber . . . Es steht fest, daß, solange das Fest noch nicht richtig eingeführt war, zunächst alte Schreine verwendet wurden, in denen die früher darin befindlichen Reliquien durch einen Halbmond



Abb. 40: Die Monstranz des Tezcatlipoca (nach Pater Durán).

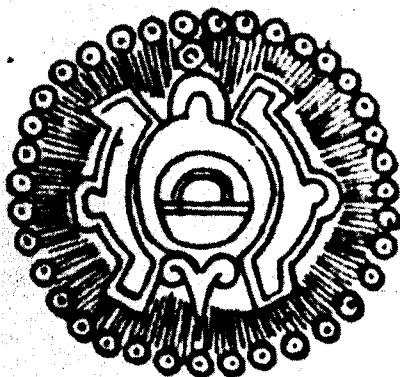


*Abb. 41: Andere Darstellung der Monstranz des Tezcacatlipoca
(nach Pater Durán).*

aus Gold oder Silber ersetzt wurden, auf dem die Hostie ruhte . . . Mit den späteren Umwandlungen und der Angleichung der Monstranz an die strahlende Sonne wurde der Halbmond durch einen Kristall ersetzt, in den die Hostie eingefügt wurde.“ Der Verfasser fügt hinzu, daß man „die Monstranz in ihrer eigentlichen Bedeutung daher erst seit dem Ende des 13. Jahrhunderts untersuchen kann . . . Als wirkliche Monstranz ist frühestens diejenige zu bezeichnen, die 1286 von Heildewige dem Priorat von Herkenrode geschenkt wurde und die sich gegenwärtig in der St.-Quintin-Kirche von Hasselt befindet.“ Das angegebene Datum erscheint als zu spät, und F. de Mély bestätigt das selbst, wenn er schreibt, daß „die Monstranz ein Attribut der Sta. Clara, des St. Norbert und des St. Bernhard ist“. Dieser

Letztgenannte, dessen Rolle bei der Gründung des Tempeler-Ordens wir einleitend erwähnt haben, muß sie also schon im 12. Jahrhundert gekannt haben, wenn auch vielleicht nicht in ihrer endgültigen Form.

Der vermeintliche Spiegel – oder die halbkreisförmige Stütze – am Meßgerät des Tezcatlipoca war also nichts anderes als der Halbmond, auf den die Hostie gelegt wird, d. h. die Transsubstantiation des Sonnen-Christus. Wie auf den Standarten der katholischen Fronleichnams-Prozessionen, befand sich die Monstranz oder *nauholin* (die „lebenspendende Sonne“) auf der Kirchenfahne des Sonnen-Komturs, die über dem Altar seines Tempels in der Militärschule aufgehängt war, wo die jungen Ritter ausgebildet wurden. „Es war wahrscheinlich dieser *Porte-Dieu* (Gottes-Träger) oder *Teomama*, wie man ihn in Náhuatl nannte“, schreibt Beauvois⁴⁴, „der dem für die Monstranz zuständigen Würdenträger in den Staaten der Tecpantlaken seinen Namen gab.“

Die Tlacoachcalca führten die Monstranz in der Prozession zum größten Fest ihres Gottes, das am ersten Tag des Monats *tóxcatl* begann, das heißt – nach Pater Durán – am 20. Mai, und dessen Zeremonien „denen von Fronleichnam gleich waren, das fast immer in die gleiche Jahreszeit fällt . . . Sein Sinn war, den Himmel um Wasser zu bitten, genauso wie das unsere Bittgebete tun, die stets im Monat Mai stattfinden; deswegen wurde das Fest in diesem Monat gefeiert, beginnend am neunten Tag, um am neunzehnten zu enden“⁴³. Chimalpáhin⁴⁵ berichtet, wie sich die von der Bevölkerung mißhandelten Tlacoachcalca von Yacapichtlán

Cohuatépec im Jahr 1332 nach Coyohuacán zurückzogen unter Mitnahme ihres *Teomama*, den sie zu Tezcatlipoca brachten. Darauf verwüstete eine vierjährige Trockenheit das Land. Die Chichimeca mußten um Verzeihung bitten und sich dem Schutz der „Leute des Tempels“ unterstellen. Ihr König kam, um die Statue des Gottes zu holen, die er in ein Tabernakel stellen ließ und der er den „glänzenden Krummstab“ übergab, d. h. den Bischofsstab, das bischöfliche Würdezeichen der katholischen Kirche, das schon Quetzalcóatl getragen hatte (Abb. 42). Die Priester verliehen ihm dann den Titel des *Teohuateuctli*, des „geistigen Herrn“, und der Überfluß kehrte in die Gegend zurück. Es war noch gar nicht so lange her, daß die Templer im Gegensatz zu dem, was man von einem militärischen Orden erwarten sollte, Prozessionen dieser Art veranstalteten. Wir



Abb. 42: Quetzalcóatl mit Bischofsstab (in Jacques Soustelle⁶¹).

haben in dieser Hinsicht die Bekundung des Antoine Syci, des apostolischen und kaiserlichen Notars, Kaplans und Schriftwarts des Tempels, das Michelet² wiedergibt: „Ich sah verschiedene Male ein Kreuz . . ., von dem gesagt wurde, es sei das von dem Taufbecken, in das Christus getaucht wurde. Die Templer bewahrten es in ihrem Schatz, und manchmal, wenn die Hitze und die Trockenheit übermäßig waren, flehte das Volk von Ancón (Acco oder Aca, d. h. Saint Jean d’Acre*, wie Beauvois erklärt, dessen Übersetzung wir folgen) sie an, eine Prozession mit diesem Kreuz zu veranstalten. Ich habe bei dieser Zeremonie manchmal den Patriarchen von Jerusalem beobachtet, der von einem Tempelherrn begleitet war, der das Kreuz mit gehöriger Ergebenheit trug. Nach diesen Prozessionen netzte das Wasser vom Himmel dank göttlicher Gnade die Erde und linderte die Hitze der Luft.“

Manchmal gebrauchten die Tecpantlaken bei ihren Gebeten statt der Monstranz ein heiliges Buch. Chimalpáhin⁴⁵ verwendet in diesem Zusammenhang das Wort *tlacuiloquiauh*, das sich aus *tlacuillo* = Farbe (und in weiterem Sinne Schrift) und *quauitl* = Regen zusammensetzt und in der spanischen Übersetzung *lluvia pintada* = farbiger Regen ergibt, worin keinerlei Sinn zu entdecken ist. Beauvois⁴⁴ dagegen liest – und er dürfte recht haben – „Regen der Schrift“, d. h. ein Regen, der durch die Heilige Schrift herbeigeführt wurde. Der indianische Chronist fügt noch hinzu, daß die Tec-

* Akka (Palästina) in deutscher Schreibweise.

pantlaken viel an Einfluß verloren, als es ihnen im Jahr 1247 nicht gelang, mit dieser Prozedur die Trockenheit zu bannen. Die Mönche Schottlands pflegten unter den gleichen Umständen Handschriften des heiligen Columban in ihren Prozessionen mitzuführen, oder, wenn diese nicht verfügbar waren, Evangelien, Meß- und Gebetbücher⁸⁴. Es ist daher nicht überraschend, der gleichen Praxis, von ihren Nachfolgern angewandt, im Anáhuac wiederzubegegnen.

Die Templer waren in Mexiko auf Bevölkerungsgruppen gestoßen, die von den gälischen Mönchen geprägt worden waren, und bei denen sie nun mit Wohlgefallen aufgenommen wurden. Daher rühren gewisse Gebräuche, die zuweilen überraschen. So waren zum Beispiel die Priester des Tezcatlipoca, die direkten Erben der Tempel-Brüder, nach Art der gälischen Mönche tonsuriert: sie rasierten das Haar von der Stirn bis zur Höhe der Ohren und ließen es als eine Art Pferdeschwanz über die Schultern fallen. Die Priester des Uitzilopochtli dagegen, reine Azteken, hatten von den Ordens-Kaplanen, die sie nicht kannten, da sie ja erst viel später als diese nach Mexiko kamen, die kreisrunde Tonsur der mittelalterlichen Geistlichen Europas entlehnt. Sie alle gaben sich außerdem zu ihrer Identifizierung gegenüber den Spaniern zur Zeit der Konquista den Namen *papa*, der keineswegs aus dem Náhuatl, sondern von den irischen Mönchen kommt. Und alle trugen schwarze Soutanen und Kapuzen „wie die der Dominikaner“²⁸.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts besaß die mexikanische Kirche eine feste Struktur. Sie wurde von zwei Hauptpriestern geführt, von denen der eine für den Kult des Uitzilo-

pochtli, der andere für den des Tlaloc zuständig war, und die beide den gemeinsamen Titel *quequetzalcoa*, d. h. Nachfolger des Quetzalcóatl, führten. Bei ihrer Wahl, schreibt Sahagún⁴⁰, „wurde keineswegs ihre Herkunft berücksichtigt, sondern es kam allein auf die Sitten und die religiöse Praxis, auf die Kenntnis der Lehre und die Reinheit der Lebensführung an. Es wurde derjenige gewählt, der tugendhaft, demütig und friedfertig, vernünftig und ernsthaft war, nicht leichtfertig, sondern bedacht, streng und gewissenhaft in seinen Sitten, voller Liebe und Barmherzigkeit, Verständnis und Freundschaft für alle, seinem Gott ergeben und ihn fürchtend“. Diese beiden Oberpriester symbolisierten, wie Soustelle⁶¹ sehr richtig bemerkt, durch ihr doppeltes Vorhandensein „die Synthese der beiden grundlegenden Denkart Mexikos, die die zum Führungsvolk gewordenen Azteken ineinander verschmolzen: die der kriegerischen Nomaden und die der Bauern mit ihrem eigenen Ideal und ihrem eigenen Paradies“. Aber beide unter dem Zeichen des Gott-Königs der Tolteken, des Erztyps des Priesters. Unter seiner Führung diente ein wie in der römischen Kirche im Rang streng gegliederter Klerus – Pater Sahagún zögert nicht, seine Würdenträger mit Bischöfen zu vergleichen – in den Tempeln, die unzähligen „nationalen“ und örtlichen Gottheiten geweiht waren, ein wenig so, wie heute die katholischen Kirchen verschiedenen Heiligen geweiht sind. Seine Mitglieder – wie merkwürdig bei einer heidnischen Religion! – mußten ledig sein. Sie waren also Mönche wie die irischen und wie die Kaplane des Tempels. Die christliche Überlieferung, die in zwei aufeinanderfolgenden und

schnell vereinten Einflüssen zu ihnen gekommen war, hatte ihnen allen ihren Stempel aufgedrückt.

5. Einige greifbare Spuren

Die in Vorstehendem angeführten Daten bestätigen gründlich die Schlußfolgerungen, zu denen wir in den Untersuchungen der vorangegangenen Kapitel gelangten. Wir waren von einem dreifachen Problem ausgegangen: Von wo kam das Silber des Tempels, wozu diente der Hafen von La Rochelle und wo hatte seine wahrscheinlich mit dem „Schatz“ des Ordens beladene Atlantikflotte Zuflucht gefunden? Die Antwort läßt sich in einem einzigen Wort zusammenfassen, auch wenn es nie an das Ohr irgendeines Templers klang: Amerika. Es war die damals noch unbekannte „Neue Welt“, aus der die Wikinger von Tiahuanacu – man weiß nicht, wohin – das Metall exportierten, das zur gleichen Zeit die Templer – man weiß nicht, woher – importierten. Es war logisch, die Verbindung zwischen diesen beiden einander ergänzenden Tatsachen herzustellen. Um so logischer, als ein kürzlich wiederentdecktes Siegel des Ordens das unbestreitbare Bild eines amerikanischen Indianers zeigt. Der Bestimmungszweck La Rochelles wurde offensichtlich. Der Warenverkehr über den Atlantik erforderte nämlich nicht nur Verladehäfen, deren Vorhandensein in Südamerika uns schon bekannt war, sondern auch einen Entladehafen, der am Ozean liegen und weitestgehende Sicherheit für das „Geheimnis des Tempels“ bieten mußte. Anderseits erlaubte uns das Eintreffen christlicher Mönch-

Soldaten in Mexiko zur Zeit der Auflösung des Ordens, deren Organisation derjenigen der Tempel vollkommen ähnelte und die dazu deren in die Náhuatl-Sprache übersetzten Namen trugen, die Zufluchtsstätte der Flüchtlinge, Eugène Beauvois folgend, im Anáhuac anzunehmen.

Unter diesen Umständen wäre es tatsächlich überraschend gewesen, wenn die Leute des Tempels in Süd- und Mittelamerika nicht stoffliche Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen hätten. Sehr wahrscheinlich muß man ihnen zumindest einige der Bücher und „Malereien“ präkolumbianischen Ursprungs zuschreiben, die in Mexiko noch im 16. Jahrhundert vorhanden waren. Aber diese Manuskripte verschwanden wie der größte Teil der Eingeborenen-Handschriften, die von den Spaniern systematisch verbrannt wurden. Diese folgten damit aus religiösen Gründen dem Beispiel Itzcóatl, des vierten Königs der Azteken, der befahlen hatte, alles zu vernichten, was sich auf die Geschichte vor seiner Herrschaft bezog, weil das „lauter Lügen waren“⁴⁰. Man weiß auch, daß die Inka ihrerseits den Gebrauch der Schrift verboten hatten, um die Niederlage aus dem Gedächtnis ihrer Untertanen zu löschen, die ihre Vorfahren um das Jahr 1290 erlitten hatten, und um ihre Geschichte mit der Schaffung des Neuen Imperiums durch Manko Kápak anfangen zu lassen. Es kann uns daher auch das Fehlen von Inschriften in Mexiko nicht verwundern, wie sie die *papas*, die Wikinger und die Tempel zurückgelassen haben müssen, deren Einfluß stark genug war, um Hunderte von Wörtern europäischen Ursprungs in die Sprache der Maya einzuführen, welchen Punkt wir in einer vorhergehenden Ar-

beit²⁰ behandelt haben und auf welchen wir im nachfolgenden Kapitel noch einmal eingehen werden. Aus dem gleichen Grund gibt es in Peru keine einzige Runen-Inschrift, während wir Hunderte von ihnen in Paraguay und Brasilien wissenschaftlich aufnehmen konnten, ehemaligen Provinzen des Tiahuanacu-Reiches, die die Inka niemals zurückgewannen, und wo die spanische und portugiesische Durchdringung sich sehr spät vollzog, als die bilderstürmerische Besessenheit der Konquistadoren sich bereits gemäßig hatte.

Natürlich konnten es sich die Azteken-Herrscher nicht im Traum einfallen lassen, ihre Religion von den in sie eingeführten christlichen Elementen zu „säubern“. Auch wenn ihre synkretistische Mentalität sie nicht daran gehindert hätte, wären sie dazu einfach nicht mächtig genug gewesen, da sie nur einen Teil Mittelamerikas beherrschten. Itzcóatl war hier eine Ausnahme. Seine Nachfolger jedoch pflegten, wie wir am Fall Moctezuma gesehen haben, sich ihrer Verwandtschaft mit den verschwundenen Weißen zu rühmen. Deswegen fanden die Spanier noch sowohl im Anáhuac wie im Maya-Land nicht bloß theologische und liturgische Überlieferungen, deren christlichen Ursprung sie trotz ihres grundsätzlichen Abscheus nicht leugnen konnten, sondern sogar Kreuze. Lineare Kreuze, gewiß, die einfache geometrische Figuren sein können, oder die in Verbindung mit einem Kult rein naturalistische Bedeutung haben, aber auch Balkenkreuze, von denen zumindest einige – Malteser- und Johanniterkreuze – ausschließlich mit der mönchischen Tradition Europas und besonders derjenigen des Tempels

verbunden sind. Man könnte in Mexiko zögern, sie den Tecpantlaken statt den *papas* zuzuschreiben. Der Zweifel schwindet, wenn man diejenigen in Südamerika betrachtet, wohin die irischen Mönche nie gelangten. Um so mehr, als wir sie in Paraguay und zwar in einem Gebiet fanden, wo die Wikinger eine Festung hatten, die den Weg zum Atlantik schützte, und wo sie eine Schmelze für Edelmetalle eingerichtet hatten. Diese Kreuze standen in Verbindung mit anderen Zeichen, die nur von den Templern herrühren konnten: nicht nur Katharer-Kreuze, sondern auch das Salomon-Siegel, das Abzeichen der Ordens-Brüder, und der fünfzackige Stern, der Drudenfuß, eines der Symbole der Alchimisten. Der „dreifache Raum“ in Kolumbien und Peru, der sich überall dort befindet, wo die Templer vorüberzogen, vervollständigt das Bild.

Die Ähnlichkeit zwischen dem mexikanischen *itlachiayán* und der Monstranz der katholischen Zeremonien könnte – in einem anderen Zusammenhang – eine rein zufällige Übereinstimmung sein. Aber die Tatsache, daß man ihn nur in den Tempeln des Tezcatlipoca antrifft, die von Tecpantlaken bedient wurden, deren Ordnung in vielerlei Hinsicht mit derjenigen der römischen Kirchen identisch war, und daß er bei Maiprozessionen benutzt wurde, die Pater Durán ohne Vorbehalt mit denen des Fronleichnamfestes vergleicht, machen einen bloßen Zufall wenig wahrscheinlich, vor allem, wenn man bedenkt, daß andere liturgische Gegenstände ein so täuschendes Bild vervollständigen, daß die spanischen Geistlichen der Konquista-Zeit sehr widerwillig vor dem Augenschein kapitulieren mußten.

V.

IREN, WIKINGER UND TEMPLER

1. Die drei Einwanderungswellen

Unsere Untersuchungen in den vorhergehenden Kapiteln gestatten uns jetzt, ein genaues Bild der europäischen Niederlassungen in Mittel- und Südamerika aus der Zeit vor der Konquista zu geben. Wir sagen absichtlich „Niederlassungen“, weil es durchaus nicht ausgeschlossen, obwohl auch nicht bewiesen ist, daß es schon früher andere sporadische Kontakte gegeben hat, die keine Spuren zurückließen oder deren Spuren man noch nicht gefunden hat.

Die erste historisch erwiesene Ankunft von Europäern in Amerika war die der irischen Mönche, die dem Orden des heiligen Columban angehörten, die *Culdees*, wie sie in ihrer Heimat genannt wurden. Man weiß, daß zwischen dem 4. und 12. Jahrhundert die Bindung der Kirchen in den gälischen Ländern auf den britischen Inseln und in Amerika an Rom äußerst schwach war. Es waren nämlich syrische und koptische Mönche gewesen, die das Christentum in diesen Gebieten eingeführt hatten, und wenn auch die Prediger – Germain d'Auxerre, Loup, Patrick – die der Papst dorthin schickte, um den Pelagianismus zu bekämpfen und den römischen Ritus durchzusetzen, großen Einfluß hatten, so war es doch erst viel später, daß die Eigenheiten einer auf dem Kloster beruhenden kirchlichen Organisation

verschwanden. Jahrhundertlang gab es in Irland, Schottland, Wales und England keine Bischöfe. Deren Amt wurde von den Äbten ausgeübt. Und als es schließlich Rom gelang, einige Bischöfe zu ernennen, war ihre Autorität sehr begrenzt und setzte sich gegenüber den Geistlichen nur langsam durch. Was uns hier besonders interessiert, ist, daß die *Culdees* die Welt flohen. Auf der einen Seite stellten ihre befestigten Klöster die Zentren wahrer Lehensherrschaften dar. Jedes von ihnen verwaltete mit seinen Mönchen, die Priester waren, und Neubekehrten seine Ländereien, die von Laienbrüdern, Laien und Verheirateten bearbeitet wurden. Anfänglich führten nur die Erstgenannten den Titel *paba*, eine gälische Ableitung von *papa*, das im Lateinischen im gleichen Sinn gebraucht wurde. Aber nach und nach wurde dies Vorrecht auf alle Angehörigen der Gemeinschaft ausgedehnt. Auf der anderen Seite pflegten sich die Jünger des heiligen Columban, getreu den ihnen von den Anachoreten des Orients überkommenen Sitten, häufig einzeln oder in kleinen Gruppen abzusondern, um an irgendeinem abgelegenen und unwirtlichen Ort Buße zu tun. Die Inseln des Nordens zogen diese Männer, die von einem Seefahrervolk abstammten, ganz besonders an. Als sich daher das Kloster von Iona auf den Hebriden im Norden Schottlands gegen Ende des 8. Jahrhunderts von den Wikingern bedroht sah, zögerten seine Mönche nicht, mit ihren Bekehrten und Laienbrüdern nach Island auszuwandern. Sie wußten von seinem Vorhandensein und seinen Möglichkeiten seit langer Zeit. Während etwa hundert Jahren konnten sich dort dank dem ständigen Zustrom von Mönchen aus Ir-

land drei Klöster, deren charakteristische Namen – Papeys, Papos und Papyli – erhalten geblieben sind, fest begründen. Aber dann tauchten wiederum die Wikinger auf. Ein Teil der Geistlichen zog es vor, die Insel zu verlassen. Im Jahr 877 stachen etwa 50 kleine Schiffe, in gälischer Sprache *cúrach* genannt, in See. Soweit wir wissen, hörte man nie wieder von ihnen.

Keine hundert Jahre später, 963, wurde der Wikinger Ari Marssón durch einen Sturm an eine unbekannte Küste verschlagen, „im Westen, nahe dem guten Vinland“, wie das *Landnámabók* berichtet: ins „Huitramannaland (Land der weißen Männer) . . . Man ließ Ari nicht wieder weg. Er wurde dort festgehalten und getauft. Das berichtete Rafn, ein Kaufmann aus Limerick (Irland), der dort viele Jahre lang gelebt hat. Und außerdem versicherte Thorkill Geltssón, der Graf von den Orkaden, er habe Ari in Huitramannaland gesehen und daß man ihn, auch wenn er keine Erlaubnis zur Rückkehr erhielt, sehr schätzte.“ Diese Geschichte ist deswegen interessant, weil sie zeigt, daß es im 10. Jahrhundert Kontakte zwischen Irland und seiner „Kolonie“ in Amerika gab, was durch die im *Flatteyjarbók* enthaltene Sage ergänzt wird, in der Ari Marssóns eigener Sohn, der Skalde Ari der Weise, erzählt, sein Vater sei, von einem isländischen Schiff abgeholt, in seine Heimat zurückgekehrt und habe dort geheiratet. Es sind dies nicht die einzigen Erwähnungen von Huitramannaland, denen wir in den Sagen begegnen. Wir wissen durch sie, daß Thorsfinn Karlsefni im Jahr 1007 in Vinland zwei Indianer gefangennahm, die ihm später in Grönland, nachdem sie die nordische Spra-

che erlernt hatten, erzählten, daß im Norden ihres Landes weiß gekleidete Männer lebten, die an bestimmten Tagen mit an Stöcken befestigten großen Stücken Stoff Prozessionen veranstalteten, wobei sie „sehr laut sprachen“. Im Jahr 1029 wurde der Wikinger Gudhleif Gudlangssón auf einer Fahrt von Dublin nach Island durch einen heftigen Sturm nach Südwesten abgetrieben und an eine unbekannte Küste verschlagen, wo ihn Männer, die irisich sprachen, gefangen nahmen. Er rettete sein Leben dank dem Eingreifen eines Alten, der zu Pferde herbeikam und ihn in nordischer Sprache anredete. Es war Bjorn Asbrandssón, der Held von Breidavik, der im Jahr 999 nach einem übel ausgegangenen Liebesabenteuer das Land verlassen hatte.

Wo befand sich nun Groß-Island, dessen Vorhandensein im Mittelalter so bekannt war, daß der arabische Geograph El Edrisi es im 12. Jahrhundert unter dem Namen *Irlandeh el Kabirah* erwähnte? Die Autoren haben darüber geteilte Ansichten, ohne daß diese sich gegenseitig ausschließen. Einige nehmen es im Süden von Vinland an, andere im Norden. In einem Werk ohne wissenschaftlichen Anspruch, das jedoch gut dokumentiert ist, beschreibt es der Schriftsteller Eugène Achard⁶³ als in Acadia (Neu-Schottland und Neu-Braunschweig) und in Gaspé (eine Halbinsel am St. Lorenz-Strom) liegend. Wahrscheinlich hat er recht. Der Name von Huitramannaland erscheint abgekürzt und latinisiert auf einer Jón Godmindssón zugeschriebenen Karte aus dem Jahr 1515 als *Albania*, „die Weiße“. Der Zusammenhang mit Neu-Schottland ist interessant, weil im Mittelalter Iren wie Schotten häufig als *Scotii* bezeichnet wurden.

Alles läßt annehmen, daß die 877 aus Island ausgewanderten *Culdees* sich in Amerika niederließen, wo wir sie jedenfalls im Jahr 963 beim Schiffbruch des Ari Marssón antreffen. Vielleicht waren andere Gruppen ihnen vorangegangen. Das Vorhandensein der „neuen Welt“ war ihnen durch die Reiseberichte des heiligen Brandan längst bekannt, die schon sehr bald, im 9. Jahrhundert, von Mönchen schriftlich niedergelegt wurden, und die von einer Insel mit paradiesischem Klima jenseits des Meeres im Westen sprachen. Etwas verschwommener wußten sie auch durch die Legenden davon, die in ganz Irland erzählt wurden, in denen von Hy Breasail oder Hy Brasil die Rede war, einem geisterhaften Land, das den Bewohnern der Insel Aran manchmal im Nebel erschien.

Die Jünger des heiligen Columban waren ebenso Seefahrer wie Geistliche. Gewohnt, die eisigen Gewässer der Arktis zu befahren, vereinigten sie in sich die Abenteuerlust mit dem Bedürfnis der Kasteiung und der Pflicht zur Ausbreitung der Lehre. Es ist nicht anzunehmen, daß sie in Amerika ihre Geisteshaltung plötzlich geändert und sich in ihren Klöstern eingeschlossen hätten. Sehr bald müssen sie zu Forschungsreisen entlang den Küsten aufgebrochen sein, verlockt wahrscheinlich von der Insel des heiligen Brandan, das heißt – wenn das Untersuchungsergebnis von Louis Kervran⁸⁵ richtig ist, wie wir annehmen – Kuba, von wo aus Mexiko in wenigen Stunden Schifffahrt zu erreichen ist. Nun wissen wir durch die Eingeborenen-Überlieferungen, daß die erste Ankunft von Weißen in Mittelamerika diejenige von Geistlichen in weißen Talaren war, die sie *papa*²⁰ nannten (*papi*,

Plural von *papar*, dem nordischen Namen der irischen *paba*). Im Anáhuac ließ ihr Führer oder die Personifizierung ihrer Gruppe das Bild des asketischen Quetzalcóatl entstehen und im Maya-Land den Itzamná, sein *Alter ego* (Abb. 43). Ihr Einfluß war außerordentlich, da es ihnen ge-



Abb. 43: Itzamná mit Kelch und Hostie (Zeichnung: Alberto Beltrán in Victor von Hagen: *El Mundo de Los Mayas*, México, 1964).

lang, nicht nur ein Christentum zu predigen, dessen Erinnerung noch 500 Jahre später wach war, sondern auch die Sitten der Indios zu wandeln. Ihre Anwesenheit kann jedoch nur kurz gewesen sein. Es handelte sich wahrscheinlich nur um Mönche, die, unverheiratet und von ihrem Stützpunkt abgeschnitten, durch niemand ersetzt wurden. Wenn einige

Laienbrüder zur Gruppe gehört haben sollten, konnte es nicht ausbleiben, daß ihre mögliche Nachkommenschaft durch Vermischung mit den Indios innerhalb von einigen wenigen Generationen verschwand. Alles läßt annehmen, daß von den Klöstern der *Culdees*, die wahrscheinlich einfache Eremiten waren, nichts mehr vorhanden war, als der Jarl Ullman im Jahr 967 in Pánuco am Golf von Mexiko an Land ging.

Es ist nicht nötig, hier auf diese zweite, für die Maya die „letzte“ Ankunft von Weißen ausführlich einzugehen. Wir haben der Anwesenheit der Wikinger in Mittel- und Südamerika vier Bücher gewidmet. Erinnert sei nur daran, daß Ullman mit sieben Schiffen und rund 700 Wikingern, Männern und Frauen aus Schleswig, im Anáhuac ankam, wo er sich in den fünften König der Tolteken, Quetzalcóatl, den Krieger, verwandelte. Zwanzig Jahre später begab er sich mit einem Teil seiner Männer nach Yukatan, wo man sich seiner unter dem Namen Kukulkán erinnerte, trat aber wegen Schwierigkeiten mit den Indios den Rückmarsch zum Hochland an. Dort lebten bereits einige der Wikinger, die er zurückgelassen hatte, in wilder Ehe mit Eingeborenenfrauen, woraus kleine Mestizen entstanden waren. Daraufhin verließ er Mexiko, fuhr zu Schiff bis an die Küste des heutigen Venezuela, durchquerte Südamerika bis zum Pazifik, wo ein neuer Führer, Heimlap („Stück Vaterland“ in Nor-disch), Schiffe aus Seehundsfell bauen ließ. Die Wikinger fuhren längs der Küste bis auf die Höhe von Arica, auf welchem Weg sie das Königreich Quito gründeten und sich die Chimú botmäßig machten, um hierauf das Hochland (Alti-

plano) zu erklimmen. Von ihrer Hauptstadt Tiahuanacu am Titicacasee aus unternahmen sie es, Südamerika zu erobern. Bald dehnte sich ihr Reich von Bogotá im heutigen Kolumbien bis Valparaiso in Chile aus. Es besaß zwei Zugänge zum Atlantik: im Norden den Amazonas und im Süden den *Pea-viru*, den „Weichen Weg“, der über das Silbergebirge und Paraguay den Ozean erreichte. Es waren ihrer etwa 40000 Mann, als um das Jahr 1290 die aus Chile gekommenen Araukaner des Kaziken Kari sich Tiahuanacus bemächtigten. Einige Überlebende des Gemetzels, mit dem die letzte Schlacht endete, zogen die Küste entlang bis Ekuador, von wo aus sie auf Flößen nach Polynesien fuhren. Andere Wikingier, unter ihnen die berühmten Amazonen, flüchteten in den amazonischen und paraguayischen Urwald, wo wir ihre Nachkommen antreffen. Wieder andere sammelten in den Bergen des Ampurímac neue Kräfte und fielen vom eigentlichen Peru aus etwa zehn Jahre später über Cuzco her, wo sie das Neue Reich, das der Inka, gründeten, das heißt (aus dem Nordischen wörtlich übersetzt) der „Nachfahren“.

Später kamen die Templer. Das Datum dieser „dritten Welle“ liegt nicht ganz genau fest, weil Chimalpáhin das Ereignis erst im Jahr 1294 und dann 1272 stattfinden läßt, nicht ohne die Ankunft einer neuen Gruppe im Jahr 1304 zu erwähnen. Obwohl dieser Chronist von den Fürsten von Chalco abstammte, schrieb er doch erst im 17. Jahrhundert, so daß man wohl von ihm keine größere Genauigkeit verlangen darf. Sagen wir also, daß die Templer in den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts in Mexiko auftauchten, das

heißt zu einer Zeit, als sie in Europa wachsendem Widerstand begegneten. Sie versuchten wahrscheinlich, sich jenseits des Ozeans eine Zufluchtsstätte zu schaffen oder ganz einfach ein Gebiet zu erobern, in dem sie jedem Druck von Rom und Paris entzogen waren. Auf jeden Fall mußten sie im Jahr 1307 (und nicht 1304), als ihre Flotte von La Rochelle aus in den Atlantik auslief, Gott (oder Baphomet) dafür danken, ihnen eine Idee eingegeben zu haben, die sich als so glücklich erwies.

Wir sind jetzt in der Lage, eine – unvollkommene, aber befriedigende – Zeitfolge der Ankunft und der Bewegungen der verschiedenen Wellen von Europäern aufzustellen, die im Mittelalter in die „Neue Welt“ aufbrachen:

877:

Ankunft der irischen *papa* im heutigen Akadien. Wenig später Zug einer Gruppe von ihnen nach Mexiko, wo sie innerhalb eines halben Jahrhunderts untergehen, da die jüngsten von ihnen als Priester mindestens etwa 30 Jahre alt sein mußten. Falls es Laien unter ihnen gab, müssen sie durch die Vermischung mit den Indios in zwei oder drei Generationen verschwunden sein.

967:

Ankunft des Jarl Ullman in Mexiko.

989:

Abzug Ullmans und des größten Teils seiner Begleiter.

Um 1000:

Ankunft der Wikinger in Tiahuanacu. In einer vorhergehenden Arbeit haben wir ihre vermutliche Ankunft auf das Jahr 1050–1100 datiert. Wir müssen uns berich-

tigen, da der Wechsel der Dynastie bei den Chimú um das Jahr 1000 herum stattfand.

Zwischen 1272 und 1294 Ankunft der Templer in Mexiko.

Um 1290:

Zerstörung des Tiahuanacu-Reiches.

Um 1300:

Gründung des Inka-Reiches.

1307:

Ankunft der aus Frankreich geflohenen Templer-Flotte in Mexiko.

Wir haben hier die norwegischen Expeditionen nach Vinland, die seit dem Jahr 1000 stattfanden, beiseite gelassen, weil sie in keiner direkten Beziehung zu unserem Thema stehen.

2. Französische Wörter in der Maya-Sprache

Eine Untersuchung, wie wir sie seit 30 Jahren mit dem Ziel durchführen, den ethnischen und kulturellen Beitrag der Völker Europas zur Entwicklung der „Neuen Welt“ vor Kolumbus zu ermitteln, bedarf eines Vorgehens, das Berichtigungen nicht ausschließt. Als wir in einer vorhergehenden Arbeit²⁰ die linguistische Untersuchung von Etienne Brasseur de Bourbourg zusammenfaßten, die das Vorhandensein von Hunderten indoeuropäischer Wortwurzeln in germanischer, lateinischer, englischer, gälischer und französischer Form nachwies, wußten wir noch nicht, daß die Wikinger Ullmans nicht aus Schleswig, woher sie ursprünglich stammten, gekommen waren, sondern aus den dänischen

Besitzungen der Briten. Das sollte uns erst einige Jahre später die Untersuchung der Runen-Inschriften Paraguays^{24,26} offenbaren, deren „Alphabet“ Schriftzeichen des angelsächsischen Futhark enthält. Ebenso wenig wußten wir von der Niederlassung der Templer in Mexiko. Wir hatten daher nur die germanischen und lateinischen Wörter in unsere Untersuchung einbezogen. Die Erstgenannten stammten offensichtlich von den Wikingern. Die anderen schrieben wir ausschließlich den irischen Mönchen zu. Wir hatten die Wörter gälischer Form beiseite gelassen, die alle, da sie auch den *Culdees* zuzuschreiben sein konnten, ihren germanischen Entsprechungen gleich oder doch sehr ähnlich waren, was ernsten Zweifel über ihre Herkunft aufkommen ließ. Es blieben die Wörter englischer und französischer Form. Mangels einer besseren Erklärung hatten wir die einen als Ableitungen aus dem Altgermanischen und die anderen aus dem Latein oder Altdeutschen angesehen. Das müssen wir heute richtigstellen. Dagegen brauchen wir nichts an unserer Zusammenfassung zu ändern, die wir in der gleichen Arbeit von der philologischen Analyse der Quichua-Sprache des Vicente Fidel López machten. Dieser beschränkte sich nämlich darauf, die Sprache Perus mit dem Sanskrit zu vergleichen, das im 19. Jahrhundert einmütig als die Muttersprache aller europäischen Idiome angesehen wurde, während es in Wirklichkeit wie diese vom ursprünglichen Indoeuropäisch abgeleitet ist. Wir sind keine Sprachwissenschaftler und konnten daher das Werk des argentinischen Gelehrten nicht vervollständigen. Wir konnten gerade eben dieses oder jenes dänische oder lateinische Wort hinzufü-

gen, das sogar für einen Laien die Urform des einen oder anderen zitierten Wortes darzustellen schien.

Beschränken wir uns hier auf die Liste von Brasseur de Bourbourg, nicht ohne daran zu erinnern, daß dieser Mitte des vorigen Jahrhunderts, als er in Guatemala Ortspfarrer von Rabanal, einem Dorf von 6000 Quiché sprechenden Indios, und von San Juan de Sacatepéquez war, wo ein Maya-Dialekt, das mit dem Vorerwähnten verwandte Cakchikel, gesprochen wird, nur über Wörterbücher moderner Sprachen (vom Latein natürlich abgesehen) verfügen konnte. Seine philologische Analyse von den im Mittelalter gebrauchten Wörtern wurde also auf der Basis von neuzeitlichen (dänischen, deutschen, niederländischen, englischen, gälischen und französischen) Wörterbüchern gemacht. Daher rühren einige Irrtümer. Eine gewisse Zahl von englischen Wörtern, die als Wurzeln von Wörtern der Quiché-Sprache angegeben wurden, sind tatsächlich französische Wörter und drangen in die englische Sprache erst nach der Eroberung durch die Normannen ein, als Iren und Wikinger sich bereits in Mexiko befanden. Daher rührt auch eine bedauerliche Ungenauigkeit insofern, als wir nicht wußten, in welchem Umfang diese oder jene Vokabel, der Brasseur de Bourbourg einen authentisch englischen Ursprung zuschreibt, von dem entsprechenden angelsächsischen Wort oder seiner nordischen oder kontinentalgermanischen Entsprechung herrührt. Dieses letztere Problem ist für uns zweitrangig, da in beiden Fällen die Einführung der fraglichen Vokabel in die Quiché-Sprache nur auf die Wikinger zurückzuführen sein kann. Für die französischen Wortwur-

zeln gilt das jedoch nicht. Diejenigen, die Brasseur de Bourbourg erwähnt, sind nicht zahlreich. Wir geben sie kursiv gedruckt hinter dem entsprechenden Quiché-Wort in Großbuchstaben wieder, dazu jeweils seine Bedeutung:

BOB, Baumwolle. *Bobine*, Spule.

BOL, rund. *Boule*, Kugel.

BU, Erde aufweichen. *Boue*, Schlamm.

BUR, aufgeblasen sein. *Bourré*, vollgepfropft.

BUX, verschließen. *Boucher*, versperren. (Das x der Quiché-Sprache wird wie das französische *ch* ausgesprochen.)

CHER, dick werden. *Chair*, Fleisch.

EN, EM (Vorsilbe), in. *En*, in.

GOL, Harz, Salbe; GOLIH, kleben. *Colle*, Leim.

HIG, schluchzen, ersticken. *Hoquet*, Schluckauf.

HUN, ein. *Un*, ein.

HUR, herausziehen. *Hors, dehors*, heraus.

LACH, sich trennen. *Lâcher*, loslassen.

LIM, übereinkommen, ordnen. *Limer*, glätten.

LUZ, biegen, verdrehen. *Luxer*, verrenken.

MAX, hart, rauh. *Masse*, Masse; *massif*, massiv.

MU, MUB, nass machen; MUD, Schlamm. *Mouiller*, naß machen.

OREL, Loch. *Oreille*, Ohr.

PAM, Bauch. *Panse*, Bauch.

PARAN, geschützt gehen. *Parer*, abwenden, schützen. Daher: *parapluie*, Regenschirm.

PATAH, Vögel mit der Leimrute fangen. *Pâte*, Paste; *empâter*, verkleistern.

PAYOH, Leute zur Arbeit mieten. *Payer*, bezahlen.

PITZITZ, platzen wie eine reife Frucht, daß der Saft spritzt.
Pisser, urinieren.

POZ, Art Stein, der zum Polieren benutzt wird. *Ponce*,
 Bimsstein; *poncer*, bimsen, polieren.

QUI, sie (Mehrz.), von ihnen. *Qui*, welche(r).

QUIT, abschneiden, (sich) trennen. *Quitter*, loslassen.

RUL, herabkommen. *Rouler*, rollen.

TANBAL, Schlaginstrument. *Timbale*, Pauke; *tambour*,
 Trommel.

TATON, im Dunkeln tapen. *A tâtons*, im Finstern.

TAZ, Ordnung, Rang, Grad, Stockwerk; Sachen aufbewah-
 ren, indem man sie übereinander legt. *Tasser*, aufhäufen
 (in diesem Sinn archaisch. Heute sagt man: *entasser*).

TI, Fleisch, essen. *Titi*, altertümliches Wort für Fleisch, das
 in einigen französischen Provinzen gebräuchlich war.
 (Aber TI kann auch direkt vom altdeutschen „Thier“
 kommen, von dem sich auch *titi* im französischen Dialekt
 herleitet.)

TIR, anziehen, sich straff machen. *Tirer*, ziehen.

TOPOTA, mit den Fingerspitzen berühren. *Tapoter*, klap-
 sen.

TUB, weibliche Brust. *Tube*, Röhre.

TUTAH, beschützen. *Tutelle*, Vormundschaft.

VOR, bohren, Sodomie treiben. *Forer*, bohren.

Zu diesen Wörtern, deren Herkunft eindeutig scheint, ob-
 wohl einige (aber nicht alle) Ähnlichkeiten dem Zufall zuzu-
 schreiben sein können, kommen einige andere, die Brasseur
 de Bourbourg, wie bereits erwähnt, von englischen Wörtern

herleitet, die aber tatsächlich weder vom Angelsächsischen, noch vom Nordischen herrühren, sondern vom Altfranzösischen:

BOZ, (die Knospe, das Ei) springt auf. (Englisch: *to butt*, durchstoßen). *Bouter*, setzen, stellen legen; *bouter hors*, herauswerfen.

CHEK, bezwingen. (Englisch: *to check*, Einhalt gebieten). *Echec*, Niederlage eines Heeres.

QACH, nehmen, ergreifen, erreichen, beißen. (Englisch: *to catch*, nehmen, ergreifen, erreichen). Französisch, normannischer Dialekt: *cachier*, nehmen, ergreifen, erreichen.

RUZ, überstürzt; RUZRUT, jemand, der überstürzt läuft. (Englisch: *rush*, schneller Lauf). *Reusser*, überstürzt laufen.

TON, mit den Händen, Füßen oder einer Trommel Geräusche machen. (Englisch: *tone*, Ton). *Ton*, Ton; *tonnerre*, Donner.

TUN, Trompete, Trommel aus hohlem Holz; TUNAH, ein Instrument spielen. (Englisch: *to tune*, [Gesang oder Musik] anstimmen). *Ton*, Ton.

Erwähnen wir auch einige Wörter, die unser Philologe mit dem Latein in Verbindung bringt, wobei er ihre französische Form vergißt, der sie jedoch viel näher sind:

AM, Jahr. (Latein: *annus*). *An*, Jahr.

BOM, gut; Plural: BOMBON. (Latein: *bonus*). *Bon*, gut.

CUR, überkreuz von einer Seite zur anderen gehen. (Latein: *curvatim*). *Courbe*, Kurve.

GUZ, wohlschmeckend. *Goût*, Geschmack.

MUL, mal (Rechen-Partikel). (Latein: multus). *Moult*, viel. PUH, Eiter; PUZ, Schimmel, Verfaultes. (Latein: *putrefactio*). *Pus*, Eiter.

RAM, großes Stück Holz. (Latein: ramus). *Rame*, Ast.

Es gibt noch ein Wort, CUN, das der Abt Brasseur de Bourbourg in der schamhaften Sprache seiner Zeit und seines Standes mit „intimer Körperteil der Frau“ angibt, ohne seine Wurzel zu offenbaren, was wir auf eigene Verantwortung tun: *cunnus* ist im Lateinischen die weibliche Scham. Es wäre jedoch überraschend, wenn dieser Ausdruck von den asketischen *Culdees* derartig eindringlich gebraucht worden wäre, daß er in die Quiché-Sprache Eingang gefunden hätte. Aber wir besaßen damals noch keinerlei Hinweis, der uns die Annahme eines andersartigen Einflusses auf die Sprachen Mittelamerikas erlaubt hätte. Heute ist das ganz anders. Es scheint uns sogar völlig normal, daß die Templer, deren Derbheit, wie wir wissen, noch heute sprichwörtlich ist, bis zum Überdruß dieses Wort gebrauchten . . .

Es sind insgesamt nicht mehr als ein paar Dutzend Vokabeln. Außerhalb des Zusammenhanges wäre es erlaubt, an ihrem Ursprung zu zweifeln, wie wir das getan haben. Aber jetzt wissen wir, daß Männer französischer Sprache zu Beginn des 14. Jahrhunderts nach Mexiko kamen, um sich dort niederzulassen, in ein Land, das sie wahrscheinlich schon vorher erkundet hatten. Die Sprachwissenschaft bestätigt uns, daß eine ihrer Gruppen, den Spuren des Quetzalcóatl folgend, sich im Maya-Land niederließ, wo die Chroniken²¹ tatsächlich auf die Anwesenheit von Nonohualca hinweisen. Aber es war im Anáhuac, wo sie eine beherrschende Stel-

lung einnahmen. Sie mußten daher dort viel tiefere Spuren der gleichen Art hinterlassen. Trotz eifriger Suche ist es uns leider nicht möglich gewesen, Kenntnis von zwei Studien über die indoeuropäischen Wurzeln des Náhuatl^{87,88} zu nehmen. Wir konnten gerade eben das Wort *papalotl* (Schmetterling) erwähnen, das gewiß vom lateinischen *papilio* kommen kann, aber wahrscheinlicher seinen Ursprung im französischen *papillon* hat.

3. Die Schiffe des Mittelalters

Wir müssen hier auf eine Einwendung antworten, die Dr. O. G. Landsverk machte, ein Mitarbeiter von Alf Mongé, dem die Runologie einen fundamentalen Beitrag verdankt: er entdeckte in einigen Runen-Inschriften Skandinaviens und Nordamerikas und sogar in einigen lateinischen Texten aus dem Mittelalter im nordischen Raum geheimschriftliche Vermerke (Daten und Namen), die auf dem ewigen Kalender der norwegischen Kirche beruhen. Die Entdeckung erlaubte es, den Zweifel auszuschalten, der den Kensington-Stein²⁰ und die Vinland-Landkarte¹⁵ umgab. Diese war der *Relatio tartara* von 1440 beigegeben und wurde 1974 von der Yale-Universität als Fälschung erklärt, obwohl die gleiche Universität ihr 1965 ihre Echtheit bestätigt hatte. Dr. Landsverk vertritt nämlich die Ansicht, daß die Schiffe des Mittelalters eine direkte Überfahrt von Europa nach Amerika nicht erlaubt hätten. Sie seien lediglich für die Küstenschifffahrt geeignet gewesen. Es sei daher damals unmöglich gewesen, die „Neue Welt“ anders als auf der Nord-Route

(über Island und Grönland) zu erreichen, die von den hier eine Art Schifffahrts-Monopol besitzenden Norwegern gründlich kontrolliert wurde. Die Wikinger in Mexiko und Peru hätten also demnach nur aus den grönländischen Kolonien Vinlands kommen können. Diese Auslegung wird jedoch durch das Datum ihrer Ankunft und vor allem durch die Tatsache unmöglich gemacht, daß sie einen Schleswiger Dialekt sprachen. Trotzdem verdient das „maritime“ Argument eine Untersuchung.

Die Kenntnisse über die Schifffahrt des Mittelalters sind außerordentlich dürftig. Wenn man gewisse Autoren liest, die sich auf eine Versicherung von El Edrisi¹⁵ stützen – die Araber gelangten zu Schiff bis nach Indien und darüber hinaus – so müßte man zu der Ansicht gelangen, die Europäer, im „finstersten“ Mittelalter vollauf damit beschäftigt, die Erde nach etwas Eßbarem zu durchwühlen, hätten sich schon nicht mehr getraut, ihre Küstengewässer zu verlassen. Man gibt damit, zumindest stillschweigend, das Klaffen einer Lücke von tausend Jahren zwischen den letzten Schiffen Roms und den Karavellen des Kolumbus zu. Das ist ganz und gar falsch. Die Bewohner der europäischen Atlantikküsten – um uns nur auf diejenigen zu beschränken, die uns hier interessieren – haben in keinem Augenblick darauf verzichtet, sich als Seefahrer zu betätigen.

Es ist wiederum Louis Kervran⁸⁵, dem wir eine kurze, aber mit konkreten Angaben versehene Untersuchung über die Schiffe verdanken, die in der fraglichen Zeit den gälischen Völkern zur Verfügung standen. Das bekannteste ist das in gälischer Sprache als *curach* bezeichnete Schiff, das schon

Caesar beschrieben hat. Es bestand aus einem Gerüst aus Holz, das mit Rinderhäuten bespannt war, deren Nähte durch Fett wasserdicht gemacht wurden. Einige Querverstrebungen aus massivem Holz sicherten die Seitenstabilität und dienten gleichzeitig als Ruderbänke. Das kleinste Modell – für vier bis acht Ruderer – maß 18 keltische Fuß (3,5 bis 5,5 m) in der Länge und vier in der Breite. Man trifft es

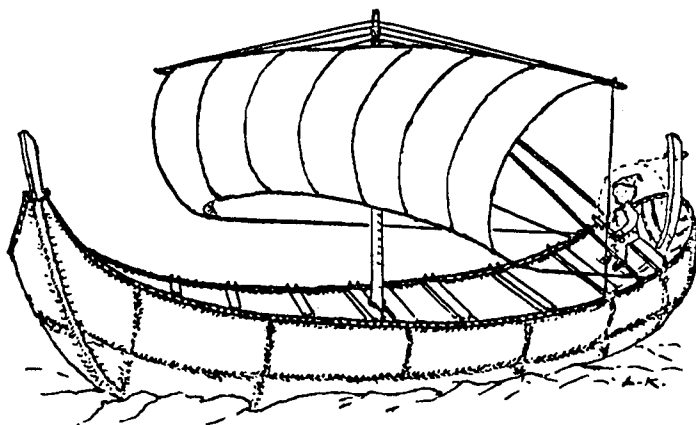


Abb. 44: Irischer „Curach“ (nach Louis Kervran⁸⁵).

heute noch in Irland an, nur daß die Rinderhäute durch geteerten Stoff ersetzt sind. Das größte (Abb. 44) hatte eine Länge von 36 keltischen Fuß (11,5 m) und eine Breite von acht Fuß. Es war für 16 Ruderer bestimmt, setzte jedoch gewöhnlich auf hoher See sein sehr niedriges, rechteckiges Segel, das allerdings nur eine Fahrt mit Rückenwind gestattete. Heute, da die Walfischfänger und die Schaluppen der

Kriegs- und Handelsschiffe durch Boote aus biegsamem Material ersetzt worden sind, braucht – wie Kervran zutreffend feststellt – die „Zuverlässigkeit“ solcher Seefahrzeuge nicht bewiesen zu werden. Auf solchen großen Schiffen vom *curach*-Typ, die eine Nutzlast von zwei Tonnen laden konnten, erreichten die *Culdees* Island und dann, wahrscheinlich auf der Nordroute, Amerika.

Die Bretonen ihrerseits bevorzugten starke Schiffe aus Holz, die Caesar *pontones* nannte. Es waren große Barken (Abb. 45) mit einer Brücke (worauf schon ihre lateinische Bezeichnung hinweist), die etwa 72 keltische Fuß (rund

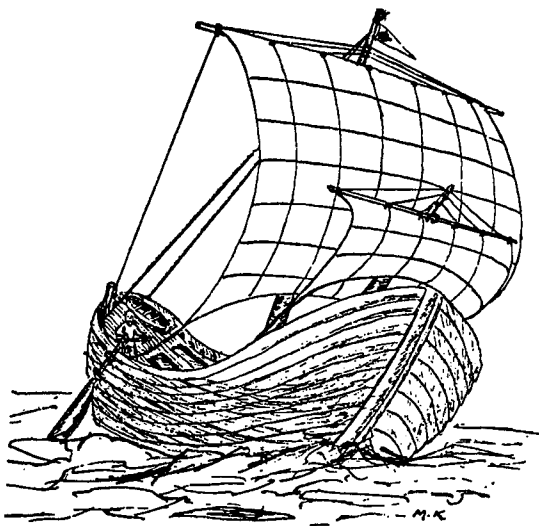


Abb. 45: Bretonische Barke (nach Louis Kervran⁸⁵).

23 m) lang und 24 Fuß breit waren. Diese Ausmaße, die sie fast „rund“ erscheinen lassen, machten sie für die Hochseeschifffahrt auf dem Atlantik besonders geeignet. Es sind die gleichen Schiffe, die die bretonischen Thunfischer noch heute benutzen. Ihr Mast war mit einem quadratischen Segel aufgetakelt. Ein zweites, aber kleineres solches Segel am stark geneigten Bugmast erlaubte es durch seine variable Einstellung, den Kurs zu halten und am Wind zu segeln. Auf einem solchen *ponto* machte der heilige Brandan wahrscheinlich seine Reise nach Kuba. Auf Schiffen des gleichen Typs, wenn auch natürlich mit anderer Besegelung und seit einigen Jahrzehnten mit einem Hilfsmotor ausgerüstet, fahren die bretonischen Fischer noch heute über den Atlantik nach Neufundland.

Über die Drakkare der Wikinger braucht nicht viel gesagt zu werden. Es waren dies Schiffe von etwa 20 Tonnen, sehr schlank (Länge-Breite-Verhältnis 6 : 1 gegenüber 3 : 1 bei den *pontones*) und etwa 80 Fuß lang. Ihre Besatzung bestand aus 32 bis 60 Ruderern, aber auf hoher See benutzten sie die Segel unter der Voraussetzung, daß sie Rückenwind hatten, was ihre Manövrierfähigkeit natürlich beeinträchtigte. Daß sie in der Lage waren, den Atlantik zu überqueren, wurde im Jahr 1893 bewiesen, als eine getreue Nachbildung des Schiffes von Gokstad bei schlechtem Wetter in genau 28 Tagen von Norwegen nach Neufundland fuhr. Halten wir fest, daß es sich beim Drakkar um ein Kriegsschiff handelte. Der größte Teil der Wikinger-Flotte setzte sich aber aus Frachtschiffen zusammen, deren häufigster Typ der *knörr* (Foto 15) war, ein „rundes“ Schiff von 15–20 m Länge und

4,50 bis 6 m Breite (Länge-Breite-Verhältnis 3,3 : 1), mit Brücke an Bug und Heck und in der Mitte einem offenen Laderaum, der sich besonders gut für den Viehtransport eignete. Wie die Drakkare mit einander überlagernden Schiffsplanken gebaut, aber viel höher über der Wasseroberfläche, war der *knörr* für die Hochseeschifffahrt bei jedem Wetter bestimmt. Er fuhr mit Segeln, da er nur an Bug und Heck einige Dollen für die hauptsächlich zur Steuerung bestimmten Riemen besaß. Aus sprachlicher Bequemlichkeit wird das Wort Drakkar häufig (auch von uns) mißbraucht, wenn man von den erfolgreichen Eroberungs- und Kolonisationsfahrten der Skandinavier spricht. Deren Flotten bestanden in diesen Fällen gewöhnlich aus einem oder mehreren Kriegsschiffen, aber ihre „Zivilisten“ und das mitgeführte Vieh wurden auf *knerrir* (Mehrzahl von *knörr*) verladen, und es waren *knerrir*, die für den Transport von Menschen und Gütern zwischen der einen Seite des Ozeans und der anderen benutzt wurden.

Im 12. Jahrhundert hatten sich die Frachtschiffe in ganz Europa gegenüber dem 10. Jahrhundert schon vervollkommenet (*Abb. 46*). Sie waren von größerer Tonnage. Sie besaßen noch kein Steuerruder am Achtersteven – darauf sollten sie noch ein weiteres Jahrhundert zu warten haben – aber ihr vielfältiges Segelwerk hatte sie schon manövrierfähiger gemacht. Zu ihrem traditionellen einen Segelmast waren ein zweiter und auf dem Vorder- und Achterkastell je ein kleinerer Mast für Richtungssegel hinzugekommen. Vier Segel anstelle der bisherigen zwei oder nur eines Segels erlaubten es, ohne größere Schwierigkeiten am Wind zu segeln. Es wa-

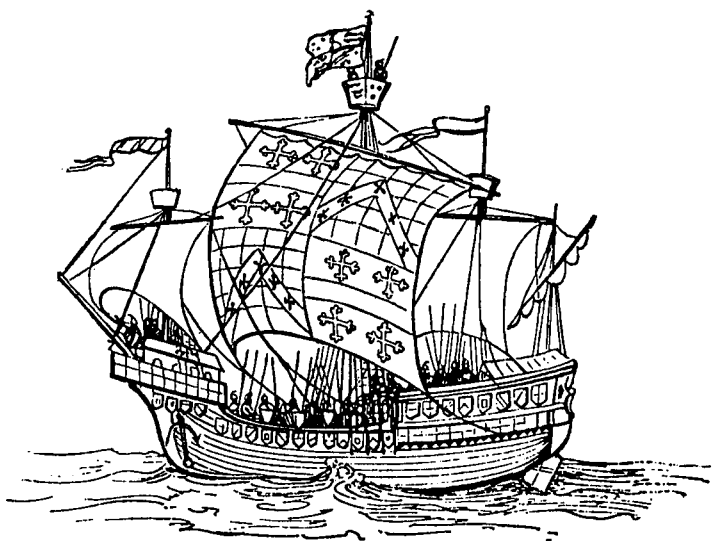


Abb. 46: Europäisches Segelschiff des 12. Jahrhunderts
(nach einem zeitgenössischen Stich).

ren Schiffe dieser Art, die den Transport der Kreuzzüge sicherten. Einige waren mit ihren Ladeklappen im Schiffsrumpf, die zum Verladen von Pferden dienten, erstaunlich modern. Diese Schiffe konnten auf dem Atlantik mit seinen langen Wellen viel gefahrloser als auf dem Mittelmeer fahren.

Es mußten sich also weder die gälischen *pontones*, noch die Drakkare und *knerrir* der Wikinger und die Schiffe der Templer auf die Küstenschiffahrt beschränken. Nichts hinderte sie daran, auf direkter Route über den Ozean zu fahren, wie das Brandan wahrscheinlich von den Kanarischen

Inseln aus und Ullman von den dänischen Besitzungen der Briten aus taten und nach ihnen die Templer und die Normannen. Und wie das seit Jahrhunderten von der französischen Küste aus die Walfischjäger taten und bis in unsere Tage die Klippfischer tun. Dann kam die Zeit der offiziellen Entdeckung Amerikas. Von den drei Schiffen des Kolumbus (*Abb. 47*) war eines vom oben beschriebenen klassischen Typ mit einer Ladefähigkeit von 140 Tonnen, während die anderen beiden, Karavellen von 80 Tonnen, den Rumpf des *ponto*, aber vier Masten hatten, davon die beiden Hauptmasten mit lateinischen Segeln. Vom Steuerruder abgesehen, einer wichtigen, aber gewiß nicht ausschlaggeben-

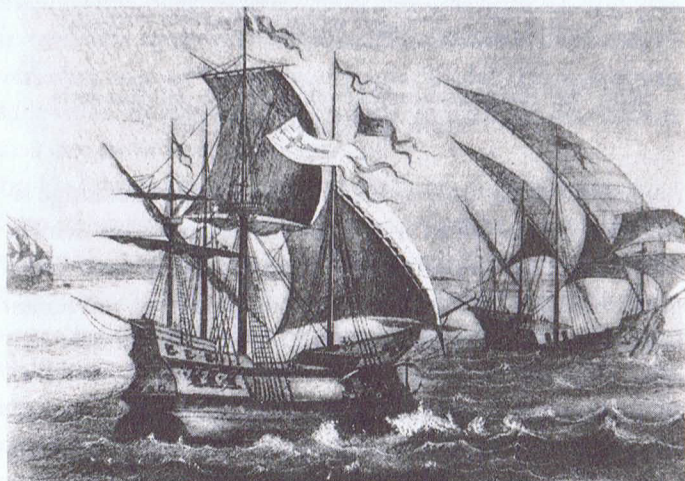


Abb. 47: Frachtschiff und Karavelle des Kolumbus
(zeitgenössischer Stich).

den Neuerung, waren diese Schiffe von denen nicht wesentlich verschieden, die 500 Jahre früher benutzt worden waren. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß die Flotte des Großadmirals Kolumbus den Atlantik auf der Route der Kanarischen Inseln ohne die geringste Ungelegenheit überquerte, wie das nach ihr unzählige andere Schiffe und Karavellen auch taten. Als etwa Jacques Cartier aus St. Malo im Jahr 1534 Kanada „entdeckte“, dessen Küsten seine Landsleute seit Jahrhunderten unter tiefster Geheimhaltung aufsuchten, nahm er nicht die Island-Route. Er fuhr direkt nach Neufundland, wohin er übrigens schon oft zum Fischen gefahren war. Und er benutzte dazu eine wahre Nußschale von 40 Tonnen, kaum größer als ein *ponto*, wenn es nicht sogar ein solcher war.

Die in bezug auf die Schiffe gemachte Einwendung erledigt sich also von selbst. Die Schiffe des Mittelalters waren absolut fähig, den Atlantik zu überqueren, ohne den Weg über Grönland nehmen zu müssen, dessen Gewässer, nebenbei bemerkt, viel gefährlicher als die des offenen Meeres sind. Sie waren von den Schiffen und Karavellen der Zeit der Konquista nicht sehr verschieden und auch nicht von den Hochseefischereifahrzeugen, die noch heute nach Neufundland gelangen, oder den Jachten, die sich alljährlich zu Hunderten mit Amateur-Besatzungen auf den Ozean hinauswagen. Die norwegische Kontrolle der Arktis-Route brauchte also Dänen und Templer nicht zu beunruhigen.

4. Die Neger Mexikos

Bis zur ersten Reise des Kolumbus nach den Antillen beschränkte sich die Geschichte der Seefahrt, wie sie im allgemeinen gelehrt wird, fast nur auf das *Mare nostrum*, das Mittelmeer. Aus der Bibel haben wir gewiß einen vagen Begriff von dem Seeverkehr der Phönizier mit den als Ophir und Punt unzulänglich definierten Gebieten, und durch Herodot und Strabon von ihren Expeditionen an die Küsten Afrikas. Von den Geographen der Araber wissen wir, daß diese im hohen Mittelalter den Indischen Ozean bis Indonesien befuhren. Aber wir beginnen eben erst, die Authentizität der Reise zuzugeben, die Pytheas im 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung nach Thule durchführte. Und erst seit jüngster Zeit besitzen wir endlich dank Jürgen Spanuth⁹⁰ eine ernsthafte Untersuchung über die Wanderungsbewegungen der „Völker des Meeres“ im Jahr 1200 v. d. Zwd. Wir wissen weiterhin nichts über die Fahrten, die die Erbauer der vorgeschichtlichen Großsteingräber von Europa nach Korsika und bis nach Polynesien brachten.

Sowie man auf Amerika zu sprechen kommt, wird alles noch schwieriger. Der Konformismus ist die Norm. Wie Patrick Ferryn⁹¹ sehr treffend feststellt, zögern die Ethnologen (denn wirkliche Anthropologen gibt es fast nicht mehr) zwar nicht (und sie haben guten Grund dazu), die Züge primitiver Völker über den Pazifik zuzugeben, die zur Fortbewegung auf dem Wasser nur über ausgehöhlte Baumstämme verfügten, aber sie schließen die Augen oder setzen ein überlegen-mitleidiges Lächeln auf, wenn man ihnen greifbare Be-

weise dafür vorlegt, daß vor der Konquista Angehörige zivilisierter Völker in die „Neue Welt“ kamen, deren Schiffe seit dem Bronzezeitalter denen des 16. Jahrhunderts ebenbürtig waren oder ihnen doch sehr nahekamen. Tatsächlich reiste alle Welt schon vor Kolumbus nach Amerika – sogar Kolumbus selbst, wenn (wie es scheint) seine Reise nach Thule stattfand¹⁵. Alle Welt muß als die „Alte Welt“ verstanden werden, die Völker an den Küsten Asiens, Europas und Nordafrikas. Das beweisen die außerordentlichen Skulpturen aus vorkolumbianischer Zeit, die der Professor von Wuthenau⁹² in Mexiko gesammelt hat. „Das scheinen“, schreibt Patrick Ferryn, „keine Darstellungen von Göttern, Dämonen oder Helden zu sein. Da gibt es einen ‚gewöhnlichen Maya‘, einen ‚Tolteken, Mann von der Straße‘, eine Mutter mit Kind, einen Flötenbläser, einen Krieger, einen kleinen Wasserträger, einen Händler, eine bezaubernde junge Frau, einen leicht grotesken Männerkopf. Viele wirkliche kleine Meisterwerke sind verblüffend . . . , denn es handelt sich um einen Aspekt der vorkolumbianischen Kunst, mit dem wir nicht vertraut waren; hier gibt es nichts von schrecklichen Gestalten mit dem unglaublichen Kopfschmuck der Zapoteken-Priester und -Krieger; nichts von beunruhigenden und makabren Köpfen mit der Vielfalt von Attributen der komplizierten Maya-Symbolik. Nein, hier sind nichts als menschliche Wesen von großer Einfachheit, mit ihren Freuden und Schmerzen, ihren Hoffnungen, Befürchtungen und Ängsten, von Künstlerhand in Ton genannt.“

Wir haben nicht nur wegen der zutreffenden Analyse so aus-

führllich zitiert, sondern auch, um jeden Verdacht der Parteilichkeit auszuschließen. Die fraglichen Statuen stellen nämlich nicht nur Indianer-Gestalten des Alltags dar, sondern auch Rasse-Typen, die „offiziell“ dort nicht sein dürfen. Denn man sieht da bärtige Köpfe von Europäern, chinesische Gesichter (die für uns nichts Überraschendes haben), sehr charakteristische semitische Profile, deren bei einigen vorhandener Bart uns verbietet, sie mit den ihnen im übrigen sehr ähnlichen Maya zu verwechseln, und für deren Vorhandensein bisher keine befriedigende Erklärung gegeben werden kann, und schließlich auch Köpfe von negroiden Typen oder eindeutigen Negeren (*Foto 16*).

Es war vergeblich, daß beim Internationalen Amerikanisten-Kongreß von 1964 in Barcelona ein Ethnologe, Vertreter der Konformisten, dem Professor von Wuthenau, der über seine Arbeiten gesprochen hatte, antwortete, es könne sich bei diesen „angeblich nicht indianischen“ Figuren nur um solche handeln, die der „künstlerischen Phantasie“ entsprungen seien. Die Phantasie hat ihre Grenzen. Man kann zugeben, daß ein Bildhauer diesen oder jenen merkwürdigen Zug bei den dargestellten Persönlichkeiten ganz einfach erfunden habe; aber die Wahrscheinlichkeitsrechnung schließt es aus, daß er das bei allen Besonderheiten eines Gesichtes einschließlich des Ausdrucks hätte tun können, der die feinsten biopsychischen Schattierungen der Rassenzugehörigkeit enthüllt. In bezug auf die negroiden Typen, die uns hier besonders interessieren, kann keine Zuhilfenahme von Phantasie das Zusammentreffen von Rassemerkmalen des *Homo afer*, wie Vorstehen der Kiefer, dicke

Lippen, Hautfarbe und Kraushaar, erklären, die von denen der Indios so verschieden sind. Die Künstler mußten lebende Modelle vor Augen gehabt haben. Und wir wissen, daß dies der Fall war.

Auf Kolumbus selbst ist die Erwähnung von Negern in Mittelamerika zurückzuführen. Gewiß, es ist nur eine indirekte Bezugnahme. Die Eingeborenen von Hispaniola (der Insel, in die sich heute Haiti und die Dominikanische Republik teilen) erzählten ihm nämlich bei seiner zweiten Reise, daß sie gelegentlich von Menschen schwarzer Hautfarbe, die im Süden oder Südosten lebten, angegriffen würden. Diese Männer, von den Karibe-Indios der Kleinen Antillen völlig verschieden, waren bewaffnet mit Pfeilen aus einer Legierung von Gold, Silber und Kupfer, die den Großadmiral so stark interessierte, daß er, um ihren Ursprung aufzuspüren, seine dritte Reise danach plante. „Kolumbus sagte, daß er auf dieser Reiseroute nachprüfen wolle, was die Indios von Hispaniola über die Menschen schwarzer Hautfarbe sagten, die mit Pfeilen kämen, deren Spitzen aus einem Metall gemacht seien, das sie *guanín* nannten.“⁹³ Das zweite Zeugnis ist überzeugender. Vasco Núñez de Balboa kam auf seiner Expedition über den Isthmus von Darien, die ihn den Pazifik erreichen ließ, „in die Provinz Quareca, wo er bei dem Herrn des Ortes kein Gold, wohl aber einige Negersklaven vorfand. Er fragte den Herrn, wo er diese schwarzen Sklaven herhabe, und dieser antwortete, daß die Menschen dieser Farbe in der Nähe lebten und sich ständig im Krieg mit ihnen befänden“. Der Chronist López de Gomara, dem wir diese Information verdanken, fügt hinzu: „Die Neger waren

identisch mit den Negern von Guinea, und ich glaube, daß man in Westindien nie wieder Neger sah.“ Diese waren daher sehr wenig zahlreich.

Der Vergleich mit den Negern Guineas (Westafrika) schließt sowohl die asiatischen Drawida als auch die Melanesier aus, was durch die Typen der von Professor von Wuthenau gesammelten Skulpturen bestätigt wird. Bei einigen von diesen sehen wir nämlich Gesichter, die negroide und semitische Züge in sich vereinen. Diese sollten, nach dem archäologischen Zusammenhang zu schließen (ein Faktor, der jedoch höchst zweifelhaft ist), die ältesten sein und aus Jahren vor der Zeitwende datieren. Andere dagegen, die afrikanische Neger darstellen, sollen der sogenannten nachklassischen Zeit (900–1521), also unserem Mittelalter, angehören. Man könnte sich vorstellen, daß die Modelle der erstgenannten Skulpturen – Mischlinge – mit den Schiffen der unbekannten Semiten (wobei man unwillkürlich an die Phönizier denken muß) nach Amerika gelangten, die, nach anderen Skulpturen zu urteilen, vor zwei oder drei Jahrtausenden den Golf von Mexiko erreicht hätten. Die Modelle der jüngsten Darstellungen können nur mit den Templern nach Amerika gelangt sein.

Die afrikanischen Neger haben nämlich nie irgendeine Berufung zur Seefahrt verspürt. Keiner ihrer Stämme an den Küsten des Ozeans hat jemals irgendein Schiff gebaut. Alle haben sich bestenfalls auf ausgehöhlte Baumstämme für die Küstenfischerei beschränkt. Gewiß kann man nicht ausschließen, daß das eine oder andere dieser primitiven Gefährte von einem Sturm nach Mexiko verschlagen wurde,

und auch nicht, daß seine Besatzung, so unwahrscheinlich das auch ist, die Bedingungen einer solchen Überfahrt überlebt hat. Aber wenn das so gewesen sein sollte, wäre es das Wahrscheinlichste gewesen, daß die Indios die schwarzen Schiffbrüchigen für Dämonen gehalten und schleunigst erschlagen hätten. Unsere Hypothese ist daher viel wahrscheinlicher. Denn die Templer, die in Palästina, wie wir gesehen haben, gewisse muselmanische Gebräuche angenommen hatten, besaßen Negersklaven, die sie erbeutet oder geschenkt bekommen hatten, und die sie gewiß nicht in Europa zurückließen.

5. Vater Gnupa, Kaplan des Tempels

Kehren wir nach dieser Einfügung über die mittelalterliche Atlantik-Schiffahrt zu den Betätigungen des Ordens in der „Neuen Welt“ zurück. Diese liefern uns nicht nur die Lösung der Probleme, die das „Geheimnis des Tempels“ im europäischen Rahmen aufwirft, sondern auch Daten, die drei Aspekte der amerikanischen Geschichte aufklären. Zwei von ihnen haben wir schon untersucht. Der dritte bezieht sich auf das Reich von Tiahuanacu.

Als wir die Beweise dafür in Händen hatten, daß die Temppler-Schiffe im Golf von Santos und im Hafen von Parnaíba die Silberbarren luden, die es dem Orden gestatteten, Münzen zu prägen und den Bau der gotischen Kathedralen zu finanzieren, stellten wir uns sofort die Frage: Worin bestanden ihre Gegenlieferungen? Die Wikinger waren Seefahrer, Krieger und Piraten, aber auch gegebenenfalls Kaufleute.

Es wäre ihnen niemals in den Sinn gekommen, ein Metall, das ihnen nicht besonders nützlich war, dessen Wert sie aber kannten und dessen Schürfung und Verhüttung anderseits Arbeitsaufwand erforderte, zu verschenken. Seine Weggabe konnte sich also nur auf dem Weg des Tauschhandels vollziehen. Aber was hatten die Templer im Austausch gegen das Silber anzubieten? Vielleicht einige Luxusartikel, Stoffe und Wein zum Beispiel. Möglicherweise auch Waffen. Aber alles, was man sich auch in dieser Richtung vorstellen mag, ist weit davon entfernt, diese Handelsbilanz auszugleichen. Wir müssen etwas anderes suchen.

Versetzen wir uns in die Lage der wenigen tausend Wikinger, die sich um das Jahr 1150 in dem Raum eines alten Eingeborenenvolkes niedergelassen hatten, dessen Angehörige, ohne Wilde zu sein, den Zustand der Jungsteinzeit nicht überschritten hatten. Ihre im Jahr 967 in Mexiko gelandeten Vorfahren hatte ein Eroberungszug dorthin geführt, da sie wohl Pferde, aber kein Rindvieh bei sich hatten²⁶. Unter ihnen muß es nur die wenigen Handwerker wie in jeder Flotte von Segelschiffen gegeben haben, Zimmerleute und Schmiede. Ganz gewiß gab es unter ihnen keinen einzigen Steinmetz, da man im Skandinavien des 10. Jahrhunderts nur in Holz baute. Und bestimmt ebensowenig verfügte man über einen Architekten. Nun gab es aber auf dem Altiplano keine Wälder, die das in Skandinavien damals traditionelle Baumaterial Holz hätten liefern können. Die Indios anderseits waren, bedenkt man das völlige Fehlen von Bauwerken vor dem Jahr 1000, alles andere als Meister in der königlichen, der Bau-Kunst. Die Wikinger mußten daher mehr als

ein Jahrhundert lang in höchst wenig komfortablen Hütten leben. Das hatte solange keine besondere Bedeutung, als sie mit den von ihnen rekrutierten Aymará-Truppen in ganz Südamerika Krieg führten, um ihr Reich zu erobern und zu organisieren. Doch sehr bald mußte sich die Notwendigkeit einer ihrer Macht würdigen Hauptstadt bemerkbar machen. Um sie zu errichten, fehlte ihnen, wie wir heute sagen würden, die unerläßliche Technologie, das „Know how“. Das nun lieferten ihnen die Templer – gegen Silber.

Das ist nicht bloß eine Vermutung. Wir haben in einer vorhergehenden Arbeit gesehen, daß das wichtigste Gebäude von Tiahuanacu, das die Eingeborenen *Kalასasaya* nannten, und das 1290 bei der Einnahme der Stadt durch die Araukaner des Kaziken Kari noch nicht vollendet war, eine christliche Kirche war, deren Gipsmodell Professor Héctor Greslebin herstellen konnte, indem er in verkleinertem Maßstab die verbliebenen Ruinen und die bearbeiteten Steinblöcke reproduzierte, die in einer Entfernung von 1 km von der Baustelle in einer Art Werkstatt gefunden wurden. Ja, mehr noch: Die zwei Meter hohe Statue, die die Indios *El Fraile* (den „Mönch“) nennen, ist, vom Stil abgesehen, die genaue Kopie einer der Apostel-Gestalten vom Hauptportal der gotischen Kathedrale von Amiens. Die Figur hält in der linken Hand ein Buch mit dem gleichen metallenen Verschuß, in der rechten den gleichen zylindrischen Gegenstand und hat die gleichen Proportionen des Gesichtes (*Foto 17*). Andererseits ist das aus einem Block gehauene und unter dem Namen Sonnentor bekannte Kunstwerk, das man zusammengestürzt und zerbrochen auf dem

Standort des Kalasasaya fand (dessen Haupteingang es werden sollte), mit einem Fries verziert, der – immer im Tiahuanacu-Stil – die Anbetung des Lamms darstellt, wie man sie auch im Giebelfeld der Kathedrale von Amiens sieht. Das zentrale Motiv entspricht bis in die kleinsten Einzelheiten der apokalyptischen Beschreibung des Lamms. Die 48 Figuren der drei oberen Bildreihen stellen die zwölf Apostel, die zwölf kleinen Propheten und die 24 goldgekrönten Ältesten mit ihren Harfen und goldenen Schalen dar, so wie sie Johannes beschreibt. In der unteren Reihe sieht man vier Engel die Posaune blasen, ein Instrument, das im vorkolumbianischen Amerika unbekannt war. Das Profil der Gestalten mit menschlichen Gesichtern ist außerdem ausgesprochen nordisch. Amiens liegt in der Pikardie an der Grenze zur Normandie, und Dieppe, das zu dieser letztgenannten Provinz gehört, ist, nur 100 km entfernt, sein natürlicher Hafen. Seine Kathedrale wurde von 1220 bis 1288 errichtet und ihr Portal zwischen 1225 und 1236. Es müssen also ein Architekt und ein Entwurfzeichner oder eine Person, die beide Berufe in sich vereinigte, nach diesem letztgenannten Datum nach Tiahuanacu gekommen sein. Tatsächlich sprechen die Eingeborenen-Chroniken, die wir in einer vorhergehenden Arbeit²⁴ ausführlich zitiert haben, von einem katholischen Mönch, der um das Jahr 1250 auf dem Altiplano aufgetaucht sei, nachdem er im Golf von Santos das Schiff verlassen und Paraguay durchquert habe. Es war dies Pa'i Zumé, den wir weiter oben erwähnten und dessen sich die Indios in Peru unter einem halb der nordischen, halb der Quichua-Sprache entlehnten Namen

als Thul Gnupa Vihinkira erinnerten, der Vater Gnupa, Sohn eines Wikingers, ein schlanker, hochgewachsener, weißer Mann mit blauen Augen und rotem Bart, dessen gewelltes Haupthaar kronenförmig geschnitten war. Man beschreibt ihn als in eine lange Tunika mit Gürtel gekleidet, manchmal mit violetter Weste und dunkelrotem Schultertuch. In der Hand hielt er ein Brevier und einen Bischofs- oder Pilgerstab. Er habe ein großes Kreuz mitgebracht, das aus einem in Peru unbekannten Holz gemacht war, und das man später in Carabuco wiederfand, wo es noch heute verehrt wird. Vielleicht muß man sein Erscheinen mit einem Fund in Zusammenhang bringen, der im 16. Jahrhundert in der Asche des Arequipa-Vulkans gemacht wurde, einer „anscheinend nahtlosen Tunika von schillernder Farbe“⁹⁴, „hergestellt aus einem unbekannten Stoff“⁹⁵, was nichts anderes als ein Kettenhemd gewesen sein kann, ein Ausrüstungsstück, das die Wikinger des 10. Jahrhunderts noch nicht und die Spanier des 16. Jahrhunderts schon längst nicht mehr benutzten, das aber im 13. Jahrhundert wichtigster Bestandteil der militärischen Kleidung der Templer war.

Alles führt also zu der Annahme, daß der Vater Gnupa ein Kaplan des Ordens war, ein normannischer Mönch, der die Kathedrale von Amiens zumindest gut kannte, wenn er nicht sogar, wie ihm das die Eingeborenen-Überlieferungen zuschreiben, einer der Schüler ihres Erbauers war. Er hatte den Auftrag erhalten, die heidnischen Wikinger von Tiahuanacu zum christlichen Glauben zu bekehren, eine Mission, die zahlreiche Spuren in der Religion der Inka²⁰

hinterlassen sollte. Er brachte die Pläne einer Kirche oder einen Architekten mit, der in der Lage war, sie an Ort und Stelle zu zeichnen. Es sollte keine gotische Kirche werden, die die Anwesenheit einer zu großen Zahl erfahrener Brüder erfordert hätte, sondern ein Gebäude im normannischen, d. h. also romanischen Stil (wie ihn Greslebins Gipsmodell zeigt), für dessen Errichtung nur ein paar wenige tüchtige Gesellen notwendig waren. Das zeigt, daß die Weißen von Tiahuanacu bereits über äußerst qualifizierte Handwerker – Steinmetze, Maurer, Zeichner – unter den Eingeborenen verfügten. Sie hatten zuvor schon in der Hauptstadt und in anderen Teilen des Reiches die zahlreichen Tempel und Paläste aus behauenen Stein errichtet, deren Ruinen wir noch heute bewundern können, und wahrscheinlich viele andere mehr, die vollkommen verschwunden sind. Und diese Handwerker konnten nur von den Meistern ausgebildet worden sein, die der Tempel zur Verfügung gestellt hatte. Es ist daher nicht überraschend, daß Edmund Riss⁹⁷ 1933, also lange vor Beginn unserer Forschungen, in einem Artikel über die präinkaische Architektur, dessen Illustrationen (rekonstruierte Baudenkmäler Tiahuanacus) etwas gewagt (*Abb. 48*), aber im ganzen zutreffend sind, als Schlußfolgerung schreiben konnte: „In der Stadt Tiahuanacu müssen Menschen nordischer Rasse gelebt haben. Wahrscheinlich sind die Baudenkmäler der prähistorischen Hauptstadt auf sie zurückzuführen. Es handelt sich eindeutig nicht um indianische Architektur.“

Das Bild ist jetzt so klar, wie man nur hoffen konnte. Es war um das Jahr 1150, daß die Männer vom Titicacasee, nach-

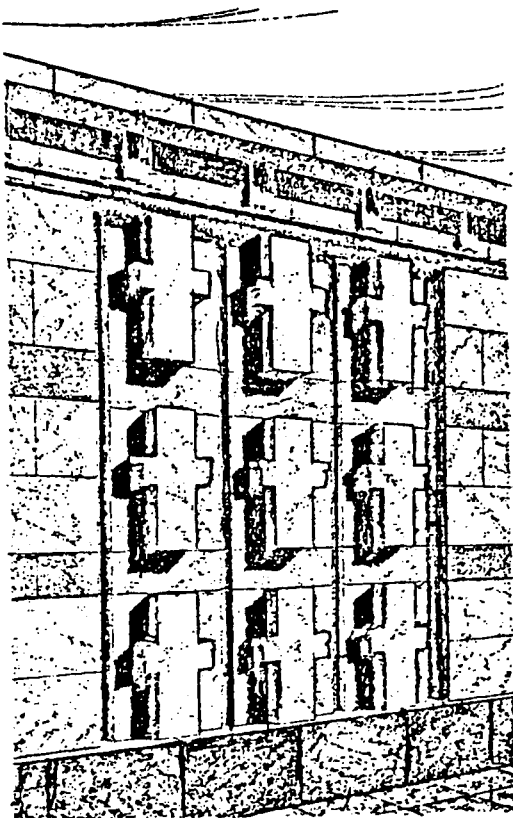


Abb. 48: Fassade eines Gebäudes von Tiahuanacu
(Rekonstruktion von Edmund Riss. Siehe auch Foto-Nr. 11).

dem sie ihr Imperium erobert und seine Verbindungswege zum Atlantik dank ihrer Bundesgenossenschaft mit den Guarani²⁵ gesichert hatten, den Kontakt mit Europa wieder

aufnahmen, wahrscheinlich in Dieppe, das wenige Kilometer vom Templer-Hafen Saint-Valery-en-Caux entfernt liegt. Nach dem Gebrauch der Zeit unter strengster Geheimhaltung trafen Wikinger und Templer ihre Abmachungen, und bald darauf begannen die Schiffe des Ordens die südamerikanischen Küsten anzulaufen. Dank den Handwerkern des Tempels entstanden in Tiahuanacu und an anderen Orten des Reiches große Gebäude aus bearbeitetem Stein, die die Hütten aus Lehm und Ziegeln um so schneller ersetzten, als die Indios das technische Wissen Europas annahmen. Aus dem gleichen Grund entwickelte sich auch die Metallurgie. Zur Goldschmiedekunst asiatischer Herkunft, die die Eingeborenen der peruanischen Küste bereits kannten, kamen kompliziertere Verfahren hinzu wie das Ausgießen von Wachsförmungen und die Bearbeitung des Eisens. Werkzeuge aus Bronze und Stahl ersetzten die Äxte und Meißel aus Stein. Es wurden Bergwerke angelegt, die es den regelmäßig nach La Rochelle fahrenden Schiffen des Ordens erlaubten, Silberbarren zu laden.

Es handelte sich lediglich um einen für beide Seiten vorteilhaften Austausch von Waren und/oder Dienstleistungen, ohne daß die Templer irgendwie in das Leben des Inka-Reiches eingriffen. Wenn sich die von Templern hinterlassenen Spuren nur im Amambay finden, nicht sehr weit entfernt von der Edelmetallschmelze, die dort in Betrieb war, so ist das kein Zufall. Die einzigen, die in Tiahuanacu zugelassen wurden, müssen die „entsandten“ Handwerker und einige Botschafter gewesen sein. Erst gegen Mitte des 13. Jahrhunderts folgte den Händlern eine Gruppe von Kaplanen

des Tempels, nicht ohne daß ihr Predigen zu ernststen Zwischenfällen führte²⁴. Unter ihrem Einfluß begann das Reich sich zumindest oberflächlich zu christianisieren. In der Hauptstadt begann man mit der Errichtung einer Kirche, deren Motive für die Skulpturen aus Amiens kamen. Doch bald schon (1290) sollten die Araukaner die Arbeiten unterbrechen. Von den verlassenen Minen im Silber-Gebirge abgeschnitten, mußte die Silberhütte vom Cerro Corá stillgelegt werden. Vielleicht konnten die Schiffe des Tempels noch einige Jahre lang fortfahren, in Parnaíba Barren zu laden. Das Unternehmen endete jedenfalls im Jahr 1307 als Folge der Auflösung des Ordens. Das in voller Anarchie befindliche Peru stellte für die aus Europa entflohenen Brüder, denen es seine Tore nie ganz geöffnet hatte, keine befriedigende Zufluchtsstätte dar. Sie zogen Mexiko vor.

6. Drei kleinere Probleme

Die vorhergehenden Kapitel haben uns gestattet, die drei von der Geschichte des Tempels aufgeworfenen und bisher unerklärlichen großen Probleme zu lösen. Sie betrafen das „Geheimnis“ des Ordens. Wir haben auf den vorhergehenden Seiten unsere Untersuchung, diesmal vom Gesichtspunkt Amerikas aus, ergänzen können, wobei wir auf zwei zweitrangige, aber trotzdem wichtige Fragen eine Antwort fanden, die unsere früheren Arbeiten nicht ergeben hatten, und die einen dritten Punkt, den wir in seiner Gesamtheit schon befriedigend behandelt hatten, in einem neuen Licht erscheinen ließ.

Die dritte Welle von Europäern, die nach Mexiko gelangte, diejenige der Templer, hat uns nämlich gezeigt, daß sich Brasseur de Bourbourg nicht getäuscht hatte, als er in der Quiché-Maya-Sprache unter einer viel größeren Zahl von Sprachwurzeln germanischen Ursprungs auch einige französischer Herkunft entdeckte. Er hatte sogar diesen sprachlichen Beitrag ungewollt verringert, indem er einige franko-normannische Wörter auf das Englische zurückführte, obwohl sie in diese Sprache noch nicht eingedrungen waren, als Ullmans Wikinger die britischen Inseln verließen, und einige andere auf das Latein, obwohl sie den französischen Wörtern viel näher stehen als den lateinischen Entsprechungen, aus denen sie entstanden. Die erste Welle von Europäern, diejenige der irischen Mönche, die sich schon in den ersten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts in Mexiko befand, erklärt befriedigend den lateinisch-gälischen Sprachbeitrag. Ebenso erklärt die zweite Welle, diejenige der Schleswiger Wikinger, die im Jahr 967 von den britischen Inseln kamen, die Einführung von nordischen, deutschen und angelsächsischen Wörtern. Es blieb die Herkunft der französischen Wörter zu erklären, ob sie nun von Brasseur de Bourbourg als solche erkannt wurden oder nicht. Wir wissen jetzt um ihren Ursprung.

Die Ankunft der Templer erklärt auch das Vorhandensein von negroiden, ja ausgesprochenen Neger-Typen in der vorkolumbianischen Bildhauerei Mexikos. Gewiß kann man die Möglichkeit nicht ausschließen, daß einige der dargestellten Personen ihren Rassemerkmalen nach Neger-Mischlinge gewesen sind, die schon lange Zeit vorher von

den Semiten mitgebracht wurden, deren reinen Typ uns die Sammlung des Professors von Wuthenau gleichfalls zeigt. Aber diese Erklärung für das Vorhandensein der Neger verliert dadurch an Beweiskraft, daß die Skulpturen, die sie darstellen, aus der sogenannten nachklassischen Periode, also aus dem Mittelalter, stammen. Zur Zeit der Expeditionen der Iren und Wikinger waren Neger in Westeuropa noch unbekannt, während die Templer aus Palästina Sklaven dieser Rasse mitgebracht hatten. Dieses Problem ist also gelöst.

Bleibt ein dritter Punkt zu klären, der den Vater Gnupa betrifft, den um das Jahr 1250 nach Peru gekommenen Evangelisator. Wir wußten, daß er aus der Normandie kam und nicht nur das Christentum nach Tiahuanacu brachte, sondern auch ausgesprochen europäische Architekturmodelle und Motive von Skulpturen der Kathedrale von Amiens. Wir können jetzt hinzufügen, daß es sich sehr wahrscheinlich um einen Kaplan des Templer-Ordens handelte. Diese Tatsache wäre nicht weiter bedeutungsvoll, erlaubte sie uns nicht indirekt zu verstehen, worin die Gegenleistung für das von den Wikingern gelieferte Silber bestand. Eine Gegenleistung, die wir heute in ein einziges Wort zusammenfassen können: Technologie. Dies ist das letzte der noch zu lösenden kleineren Probleme, was hiermit geschehen ist. Die Tatsache, daß Südamerika den Templern bekannt war, erlaubt uns aber auch, noch eine letzte Frage dieses großen Zusammenhangs zu klären, was unseren bisherigen Untersuchungen nicht völlig gelungen war.

VI.

DIE PORTUGIESISCHE ERBSCHAFT

1. Templer und Normannen

Um den Zusammenhang der Tatsachen recht zu verstehen, deren Darstellung wir soeben ergänzt haben, muß man sich in die Welt des europäischen Mittelalters zurückversetzen, die so ganz verschieden ist von dem Bild, das man uns von ihr seit dem 18. Jahrhundert gemalt hat. Es ist die Welt einer unglaublichen intellektuellen Unruhe, die die Kirche, viel weniger streng, als es das Vorhandensein der Inquisition vermuten läßt, im Rahmen einer noch schlecht definierten Lehre mit Mühe in Schach hält. Priester und Bischöfe sind verheiratet oder leben im Konkubinat, ohne daß irgend jemand daran denkt, es ihnen zu verwehren. Die germanische Mythologie, die Berichte der apokryphen Evangelien und diejenigen, die von der Suche nach dem heiligen Gral erzählen, inspirieren die bildenden Künstler mindestens ebenso wie das Alte Testament. Die Feen und Zwerge vermischen sich in den Legenden, die die Phantasie des Volkes beflügeln, mit den Drachen in den mit wundersamen Ereignissen angefüllten Lebensbeschreibungen der Heiligen. Die Theologie entwickelt sich auf vielfältigen Wegen und wetteifert in dieser Beziehung mit einer Philosophie, die ihren Weg über die griechischen und römischen Texte sucht, die mit Inbrunst neu entdeckt werden.

Auf dem Gebiet, das uns hier interessiert, erhebt sich die Weltbeschreibung aus der Asche. Die Geographen arabischer Sprache geben dem Westen die Kenntnisse der Alten zurück, die die Kreuzfahrer ihrerseits in Byzanz wiederfinden. Niemand in den gebildeten Schichten bleibt die Tatsache verborgen, daß die Erde rund ist. Man kennt sogar ihren Umfang fast genau – 40033400 Meter – wie er (nach Eratosthenes) im 9. Jahrhundert von den Muselmanen neu gemessen wurde. Man liest wieder Ptolemäus und dessen von Marinus von Tyrus übernommene Geschichte des griechischen Kapitäns Alexander, der im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach „einer so großen Zahl von Tagen, daß man sie unmöglich zählen könnte“, über den Pazifik die wohlbekannte Stadt Cattigara erreichte¹⁵. Man weiß durch Plutarch, Theopompos und Macrobius, daß es „jenseits des finsternen Meeres“ ein gewaltiges Traumland oder zumindest eine paradiesische Insel, von Wäldern bedeckt und von schiffbaren Flüssen durchzogen, gibt, deren Entdeckung der Pseudo-Aristoteles in seinen *De mirabilibus auscultationibus* den Karthagern, Diodoros von Sizilien dagegen den Phöniziern zuschreibt¹⁵. Die Kaplane des Tempels müssen all dies um so besser wissen, als sie im 13. Jahrhundert mit den gelehrten Mönchen von Citeaux und über diese mit den Rabbinern Burgunds in Verbindung stehen, deren Amtsbrüder in Spanien ihrerseits den Arabern als Übersetzer dienen, und weil sie obendrein in Byzanz direkten Zugang zu den ursprünglichen Informationsquellen haben. In den Komtureien wie in den Klöstern und Burgen liest man den Bericht von der Seefahrt des heiligen Brandan nach den

Ländern des Westens. Vielleicht ist anderseits nicht einmal die Annahme abwegig, daß der Nachrichtendienst des Ordens im Mittleren Orient wie in Irland alle in dieser Hinsicht dienlichen Angaben sammelt. Nun, die Wikinger, die sich als Landsknechte an Byzanz verdungen hatten, müssen ebenso von Vinland gehört haben wie die *Culdees* von Groß-Irland und vielleicht sogar, wenn auch weniger wahrscheinlich, von Mexiko.

So verstehen wir, wie die Templer ihre Schiffe auf den Ozean hinausschicken konnten auf der Suche nach einem Land, an dessen Vorhandensein damals schon kein Zweifel bestand. Aber aufgrund dieser Daten hätten sie sich nach dem Norden oder genaugenommen nach der Mitte der „Neuen Welt“ wenden müssen. Trotzdem landeten sie in Südamerika, genau dort, wo sich das Edelmetall befand, das sie suchten, in diesem Südamerika, wo sich die Wikinger schon seit fast 150 Jahren niedergelassen hatten. War dies Zufall, wurden sie durch irgendeinen Sturm dorthin verschlagen? Wir müssen jede Erklärung dieser Art von vornherein ausschließen. In einem solchen Fall wären sie entweder an einer verlassenen Küste gestrandet und hätten, wenn es ihnen durch irgendein Wunder gelang, nach Hause zurückzukehren, keinerlei Hinweis auf Silberminen im Landesinnern gehabt, oder sie wären den Wikingern in die Hände gefallen, die zu niemand besonders freundlich waren und schon gar nicht, wenn es sich um ungebetene Eindringlinge handelte. Und bei dieser letzteren Hypothese wäre es nötig gewesen, daß sich die Männer von Tiahuanacu ohne irgendeinen Grund an der Atlantikküste niedergelassen

hätten, was unwahrscheinlich ist. Dagegen fällt es schwer, anzunehmen, daß sie nach der Eroberung und Festigung ihres Imperiums keine Lust gehabt hätten, mit ihrem Ursprungsland wieder Beziehungen aufzunehmen. Es ist nur logisch, daß sie ihre Häfen auf der Insel Santa Catalina und im Golf von Santos sowie die „weichen Wege“, auf denen diese zu erreichen waren, in ebendieser Absicht anlegten. Alles führt also zu der Annahme, daß es die Wikinger waren, die die Verbindung mit Europa herstellten, nicht im Jahr 1250, wie wir unter dem Vorbehalt der Möglichkeit früherer Reisen angenommen hatten²⁴, sondern schon etwas mehr als 100 Jahre früher.

Wie sie nach Dieppe kamen, wissen wir nicht. Aber wir können es uns unschwer vorstellen, da die Beziehungen zwischen der Normandie und England, woher ihre Vorfahren gekommen waren, im 12. Jahrhundert denkbar eng waren. Jedenfalls waren es die Normannen, die um das Jahr 1250 Brasil-Holz vom Amazonas nach Europa einzuführen begannen. Und sie waren es auch, die zur gleichen Zeit (zuvor hatte es bei ihnen keine Landkarten gegeben) eine Karte entwarfen, auf der sowohl Vinland als auch Südamerika eingezeichnet waren. Die dafür notwendigen Angaben konnten nur von norwegischen Wikingern einerseits und von dänischen Wikingern anderseits stammen. Und beide konnten sich, wie wir gezeigt haben¹⁵, nur in Dieppe getroffen haben. Die Männer von Tiahuanacu hatten keinerlei Grund, mit den Templern in Beziehungen zu treten, von deren Vorhandensein sie gar keine Ahnung haben konnten. Und wenn sie ungewollt ihre Bekanntschaft gemacht hätten, indem etwa

eines ihrer Schiffe von der Ordensflotte gekapert worden wäre, dürfen wir sicher sein, daß die von ihnen erhaltenen Informationen niemals nach Dieppe oder sonstwo hingelangt wären. Es ist dagegen verständlich, daß die Hafenbehörden der Templer von Saint-Valery-en-Caux die Küste sehr genau überwachten (dazu waren sie ja schließlich da) und ganz besonders den Hafen von Dieppe, und daß sie so in den Besitz der Informationen von der anderen Seite des Ozeans gelangten – den Templern konnte man nichts vor-enthalten. Der Orden konnte diese Information mit seiner bereits eindrucksvollen Flotte besser verwerten als einfache Fischer. Erst hundert Jahre später waren auch die Reeder von Dieppe in der Lage, in Tauschhandel mit der „Neuen Welt“ zu treten. Es ist kennzeichnend, daß sie es nicht wagten, den Templern bei der Suche nach Edelmetall Konkurrenz zu machen, sondern sich darauf beschränkten, vom Amazonas Farbhölzer zu importieren, die zwar wertvoll, aber für ihre frommen Nachbarn nicht von Interesse waren. Sie konnten es natürlich nur im Einvernehmen mit den Wikingern tun, die das ganze Gebiet unter Kontrolle hatten. Was aber hatten sie im Tausch gegen die Farbhölzer zu liefern? Wir wissen es bereits: Pferde und Rinder, die sie vielleicht in Parnaíba übergaben – das Vorhandensein von Pferden im vorkolumbianischen Piauí, zu welchem Gebiet dieser Hafen gehört, weist darauf hin – aber vor allem im Golf von Santos, von wo das Vieh auf die fetten Weideplätze von Ivinheima geschickt wurde.

Es ist kaum notwendig, hier an das zu erinnern, was wir an anderem Ort¹⁵ ausführlich dargelegt haben: Die geographi-

schen Kenntnisse, die die Landkarte von Dieppe zu zeichnen erlaubten, konnten weder von den Normannen stammen, noch – so fügen wir heute hinzu – von den Templern. Die einen wie die anderen beschränkten sich darauf, zu den Häfen und bestenfalls an den Küsten Amerikas entlang zu fahren. Aber die fragliche Karte zeigt die vollständigen Umrisse des Halbkontinents und dazu – wie Paul Gallez⁹⁸ nach einem Planiglob von Henricus Martellus aus dem Jahr 1489 entdeckte – den Verlauf aller seiner großen Flüsse und die Lage seiner wichtigsten Höhenzüge. Eine solche Erkundung konnten nur Seefahrer mit profunden geographischen Kenntnissen durchführen, die schon lange und dauerhaft in dem Gebiet ansässig waren.

2. Templer und Portugiesen

Nächst Frankreich, dessen Bestandteil die Normandie war, obwohl sie im 12. Jahrhundert noch der englischen Krone gehörte, war für den Tempel seine Ordensprovinz Portugal der festeste Stützpunkt. Hier hatte sich der Orden schon vor seiner offiziellen Gründung niedergelassen. Die Prinzessin Therese nämlich, natürliche Tochter von Alfons VI. von Kastilien, die in ihre Ehe mit Ludwig von Burgund Portugal eingebracht hatte, das damals nicht mehr als eine (noch dazu in weiten Teilen von den Mauren besetzte) einfache Grafschaft war, und deren Sohn der erste König von Portugal werden sollte, hatte schon im Jahr 1126 dem Hugues de Payns eine portugiesische Burg geschenkt. Ihr kam es offen-

bar darauf an, sich für den Krieg zur Rückeroberung der Grafschaft die Unterstützung des zu schaffenden Tempeler-Heeres zu sichern, und Bernhard, Ratgeber des Hauses Burgund, muß sie ihr versprochen haben.

Und tatsächlich ziehen später die Templer einen Teil ihrer Streitkräfte zugunsten des späteren Königreiches ab, zu dessen Befreiung von der Maurenherrschaft sie entscheidend beitragen. Gualdim País, wenig später portugiesischer Provinz-Prior des Ordens, nimmt an allen Schlachten bis zur Einnahme von Santarem und Lissabon teil. Zur Belohnung schenkt König Alfonso-Enrique Bernhard das Gelände und die Mittel, um die Abtei von Alcobaça zu errichten, und gibt dem Tempel, dem er den Schutz der Grenze zwischen Portugal und dem noch von den Ungläubigen beherrschten Andalusien anvertraut, alle Ländereien zwischen Santarem und Tomar. An diesem letztgenannten Punkt errichtet Gualdim País eine gewaltige Festung, die bald von einem Dutzend Komtureien umgeben ist, ganz zu schweigen von dem Kriegshafen Serra d'El Rei am Atlantik, wo möglicherweise gleichfalls Silber-Ladungen eintrafen. Tomar wird bis zum Jahr 1320 Sitz des Provinz-Priors bleiben, zu welchem Zeitpunkt es sich unvermittelt in die Residenz des Großmeisters des Ordens verwandelt.

In Portugal ist der Tempel wie überall souverän. Aber hier ist sein Einfluß noch stärker als in den übrigen Provinzen. In Frankreich, England, Deutschland und Kastilien duldet man ihn, weil man ihn fürchtet. Die burgundischen Könige in Lissabon dagegen verdanken ihm nicht nur zum großen Teil die Rückeroberung ihres Gebietes und ihre Thronbe-

steigung, sie sind auch infolge der fortbestehenden Bedrohung durch die Mauren militärisch von ihm abhängig. Der Orden anderseits ist mächtiger als sie. Seine Komtureien umgeben die Hauptstadt, deren er sich ebenso gut bemächtigen wie er sie beschützen kann. Von vornherein wird daher ein auf gegenseitigem Beistand beruhender *Modus vivendi* festgelegt. Sagen wir, daß die Templer mit dem König rechnen können, wie dieser mit ihnen. Aber es handelt sich nicht um ein Bündnis von gleich zu gleich. Bis 1307 ist es entgegen dem Anschein der Orden, der sich der Monarchie bedient. Erst danach macht die Monarchie den Orden zu ihrem Werkzeug.

Als Philipp der Schöne die bekannten Maßnahmen gegen den Tempel ergreift und Papst Klemens V. seine „einstweilige Auflösung“ verfügt, beugen sich alle anderen Souveräne, die meisten um so lieber, je mehr sie, am schlimmsten der König von Frankreich, unter dem Eindringen einer Macht gelitten haben, die sich ihrer Autorität entzog. Es gibt nur eine einzige Ausnahme: König Dionysius (Diniz) von Portugal. Aus Anständigkeit? Diese Eigenschaft ist in der Politik höchst ungewöhnlich. Wahrscheinlicher ist, daß der König damit rechnet, die Templer stellten, ihrer Rechte und dann ihrer Souveränität beraubt, für ihn keine Gefahr mehr dar, ja sie könnten ihm im Gegenteil sogar noch nützlich sein. Man könne sich ihrer Reichtümer, ja vielleicht sogar ihres Geheimnisses bemächtigen.

Jedenfalls enthält sich Dionysius nicht nur jeder Maßnahme gegen den Tempel, sondern er nimmt die Brüder auf, denen es gelingt, die Grenzen seiner Staaten flüchtend zu über-

schreiten. Die Mittelmeerflotte der Templer zieht sich nach Serra d'El Rei zurück. Drei Jahre lang besteht das Priorat Portugal weiter, als wäre nichts geschehen. Dann gründet der König den Christus-Orden, in dem der verbotene Temppler-Orden aufgeht. Scheinbar hat sich nichts verändert: dieselben Regeln, dieselbe Organisation, dieselben Männer, dieselben Güter. Nur eine Kleinigkeit ist anders: Den Großmeister wählen nicht mehr die Ritter, er wird vom König eingesetzt. Der neue Tempel ist der Erbe des alten, aber er verliert seine Autonomie. Von nun an ist er ein Orden unter staatlicher Aufsicht.

Man darf wohl annehmen, daß das, was Dionysius besonders interessiert, nicht mehr der Schutz seiner Grenzen ist, die seine Truppen nach der Konsolidierung des Königreiches mit Hilfe der von ihnen besetzten Temppler-Festungen selbst bewachen können, sondern die in Serra d'El Rei liegende Flotte. Portugal ist damals noch keine Seemacht. Das Land ist karg und von einem Ozean umspült, dessen Fischreichtum von Basken, Bretonen und Normannen ausgebeutet wird, ohne daß man richtig weiß, wo sie den Walfisch und den Klippfisch erbeuten. Vielleicht ist dem König sogar bekannt, daß die Temppler-Schiffe von weither Edelmetall besorgen, wichtigste Quelle des Reichtums und der Macht des Ordens.

Trotzdem vergeht die Zeit, ohne daß etwas geschieht. Schweigen die Brüder in der Erwartung, daß die von Klemens V. verfügten Maßnahmen rückgängig gemacht werden? Oder ist Portugal etwa nicht in der Lage, das von ihnen übermittelte Geheimwissen auszuwerten? Jedenfalls ver-

geht noch ein ganzes Jahrhundert, bis der Infant Heinrich der Seefahrer die maritime Machtausweitung des Landes in Angriff nimmt. Ist es ein reiner Zufall, daß dieser Großmeister des Christus-Ordens die Akademie von Sagres gründet, wo er arabische und vor allem jüdische Gelehrte versammelt, die sich in Bücher und Karten vertiefen, in deren Besitz man auf geheimnisvolle Weise gelangte? Er organisiert einen Nachrichtendienst, der alle Portugal anlaufenden Schiffskapitäne ausfragt. Er errichtet Werften, auf denen bald gut konstruierte Schiffe vom Stapel laufen. Das Modell, das nicht vervollkommen zu werden braucht, haben die Schiffe der Templer geliefert. Als Heinrich der Seefahrer 1460 stirbt, fahren die Schiffe des Königreiches bereits bis Madeira und zu den Azoren, wie das andere schon längst getan haben. Und vom Senegal holen sie weißes Elfenbein und die ersten schwarzen Sklaven, die auf die Dauer Portugals Rasse gründlich verändern werden. Dann häufen sich die Entdeckungen. 1484 erreicht Diego Cam die Kongomündung. Zwei Jahre später bezwingt Bartolomé Díaz das Kap der Stürme, das seit damals Kap der Guten Hoffnung heißt. Die Route nach Indien ist geöffnet, die wenig später Vasco da Gama befahren wird.

Welche Rolle spielen die Templer bei diesem unglaublichen Abenteuer eines kleinen, von nur anderthalb Millionen Menschen bewohnten Landes? Wir wissen es nicht. Was wir aber wissen, ist, daß alle Schiffe, die von Portugal aus in See stechen, auf ihren Segeln das Kreuz des Christus-Ordens, das heißt das rote Balkenkreuz des Tempels, tragen. Ist das nur ein Zeichen der Anerkennung für den Orden, dem da-

mit seine Rolle als Mutter der Seeleute bestätigt wird, die Portugal zur ersten Seemacht der Welt machen sollen? Oder sind etwa die Reeder dieser Schiffe in der Zeit der großen Entdeckungen zwangsweise Mitglieder des neuen Tempels, so wie die „Söhne Salomons“ dem alten Tempel angehörten, als die gotischen Kathedralen in Europa gebaut wurden? Fragen ohne Antworten. Die Christus-Ritter haben nicht mehr an Spuren zurückgelassen als die ursprünglichen Templer.

3. Von Dieppe nach Lissabon

Die strenge Verschwiegenheit des Tempels wie des portugiesischen Königs erklärt das Nichtvorhandensein irgendwelcher Dokumente, die uns zu behaupten oder zu leugnen gestatten würden, daß die noch vor Kolumbus auf der Suche nach überseeischen Gebieten ausgeschickten portugiesischen Expeditionen – 1452: Diego de Teive, 1462: José Viegado, im gleichen Jahr: Gonzalo Fernández de Tavira, 1472: Ruy Gonçalves de Cámera, 1476: Antonio Leme, und viele andere – die Küsten Südamerikas erreicht hätten. Es könnte sich natürlich um reine Forschungsreisen gehandelt haben, da die Silber-Straße durch die Vernichtung des Tiahuanacu-Reiches abgeschnitten war. Doch wie dem auch sei, wir können nicht daran zweifeln, daß den Portugiesen jedenfalls das Vorhandensein der „Neuen Welt“ bekannt war. Wir haben nämlich dafür ein Anzeichen und einen Beweis.

Am 4. März 1493 kommt Kolumbus auf der Rückkehr von

seiner ersten Reise, bei der er nur die Antillen „entdeckte“, nach Lissabon, und am 15. des gleichen Monats läuft er in Palos ein, dem gleichen spanischen Hafen, von dem er seine Reise angetreten hatte. Am 3. Mai des gleichen Jahres erläßt der (spanische) Papst Alexander VI. eine erste Bulle, die die entdeckten und noch zu entdeckenden Gebiete der Krone von Kastilien zuspricht, und am nächsten Tag eine zweite, die den Erdball in zwei Hälften teilt. Die von Pol zu Pol verlaufende Trennungslinie durchschneidet den Atlantischen Ozean hundert Meilen westlich von „irgendeiner der Inseln, die als Azoren oder Kapverden bekannt sind“. Die noch nicht in Besitz genommenen Gebiete westlich dieser Linie sollen Kastilien gehören, diejenigen östlich davon Portugal. Der Hof zu Lissabon, der ursprünglich damit einverstanden war, protestiert bald heftig. Verhandlungen werden eingeleitet, die im Juni 1494 zum Vertrag von Tordesillas führen. Dieser bestimmt, daß die Trennungslinie auf 350 Meilen westlich Kap Verde verschoben wird. Was hat das zu bedeuten? Brasilien, das sich mit seiner gewaltigen Ostspitze weit in den Atlantik vorschiebt, wird so der portugiesischen Herrschaft zugeschlagen. Nun waren aber 1494 die Küsten des südlichen Halbkontinents offiziell noch gar nicht bekannt, und sogar Kolumbus hatte den Boden des amerikanischen Festlandes überhaupt noch nicht betreten. Es muß also in Lissabon irgend etwas geschehen sein, daß man dort seine Ansicht so schnell änderte. Einzig logische Erklärung: Man hatte eine Landkarte der „Neuen Welt“ zu Rate gezogen, eine Landkarte, die die Spanier nicht besitzen konnten, weil es sonst unverständlich wäre, daß sie ihrem

Rivalen die Hälfte der Gebiete in Südamerika überlassen hätten, die der Papst soeben noch ihnen zugesprochen hatte. Diese Landkarte existierte damals tatsächlich schon, wie wir in einer vorhergehenden Arbeit¹⁵ nachgewiesen haben. Es ist diejenige Karte, die Kolumbus einige Jahre vorher in der *Tesouraria*, wo der König von Portugal seine Geheimarhive aufbewahrt, heimlich kopiert hat. Es ist die gleiche Karte, die Magellan ein paar Jahre später stiehlt, ehe er Karl V. seine Dienste anbietet. Die gleiche schließlich, die der Herzog von Lothringen, Renatus II., im Jahr 1507 vom Vogesen-Gymnasium veröffentlichen läßt. Es ist eine Karte, die den „unbekannten“ Kontinent vollkommen richtig wiedergibt, seinen nördlichen Teil auf Vinland reduziert, aber die Umrisse Südamerikas einschließlich sogar der später nach Magellan benannten Straße vollständig erkennen läßt. Sie gestattet Kolumbus, zu versichern, daß das Land des großen Khans, also Ostasien, entgegen den bestfundierten Daten der Geographen Europa viel näher liegt, als man glaubt, und sich an einem Ort befindet, der tatsächlich die „Neue Welt“ ist, was zu sagen Kolumbus sich natürlich hütet. Diese Karte liefert Magellan das entscheidende Argument, um den Kaiser Karl V. und seine Minister zu überzeugen, denen er die von ihm zu erreichende Meerenge zeigt, eine Meerenge, von der er nach dem Zeugnis Pigafettas, des päpstlichen Diplomaten, der ihn auf seiner Reise begleitet, nicht nur die ungefähre Breite, sondern kleinste ortskundliche Einzelheiten kennt. Der König von Frankreich, der der päpstlichen Bulle, die ihm die Tore Amerikas verriegelt, einen Beweis entgegenhalten will, daß dieser Konti-

ment vor seiner offiziellen Entdeckung durch die Kastilier längst bekannt war, und der daher wahrscheinlich Renatus II. ermunterte, sie zu veröffentlichen, erhält mit dieser Karte schließlich die Waffe, mit der er Kanada erobern kann.

Wir wissen sehr wohl, wo diese Landkarte gezeichnet wurde: in Dieppe. Nur dort nämlich war es im Mittelalter möglich, die geographischen Daten zusammenzufügen, die zum einen Teil von den norwegischen Wikingern kamen, die Vinland kolonisiert hatten, zum anderen von den dänischen Wikingern, die ein Imperium in Südamerika erobert hatten. Nur dort und in einigen zweitrangigen normannischen Häfen wurden die Schiffe entladen, von denen die einen Klippfisch aus Neufundland, die anderen Brasilholz vom Amazonas brachten. Dort auch hätte normalerweise jener Mönch aus dem nur 100 km entfernten Amiens an Bord gehen müssen, der in Amerika Wikinger und Indios zum Christentum bekehren wollte. Dort wurden die Karten gezeichnet, die zum ersten Mal eine von Asien getrennte „Neue Welt“ zeigten. Von dort schließlich fuhr Jean Cousin los, der sehr wahrscheinlich 1488 die Mündung des Amazonas erreichte, sowie Gonville, der im Jahr 1503 sechs Monate an der Küste des Guayrá, das heißt im damaligen Paraguay²⁴, etwas südlich des Golfs von Santos, verbrachte.

Das alles haben wir ausführlich in dem Buch „Wer entdeckte Amerika?“¹⁵ dargelegt. Dort blieb nur eine Frage offen: Wie gelangte die Karte von Dieppe in die Hände der Portugiesen? Mangels einer besseren Erklärung vermuteten wir einen Akt gewöhnlicher Spionage: Lissabons Agenten,

die sich damals tatsächlich in allen großen Häfen Europas äußerst geschäftig zeigten, hätten festgestellt, daß einige der Schiffe, die angeblich aus Guinea zurückkehrten, eine Sorte Fisch geladen hatten, die an den Küsten Europas und Afrikas unbekannt war, oder Farbhölzer, die nur von einer mysteriösen Insel im Atlantik kommen konnten. Sie hätten sich um jeden Preis in den Besitz einer Karte gesetzt, die die normannischen Steuerleute bei diesen Reisen benutzten, deren Ziel und Route so streng geheimgehalten wurden, daß man die Mitglieder der Besatzung auf das Evangelium schwören ließ, nicht das geringste zu verraten.

Diese Annahme war falsch. Unsere neuen Untersuchungen haben gezeigt, daß die Templer sehr wohl um das „Geheimnis von Dieppe“, wie sie es nannten, wußten, und daß sie von sich aus davon Gebrauch machten, noch ehe die normannischen Reeder in der Lage waren, es zu tun. Wenn es auch keinerlei direkte Verbindung zwischen Dieppe und Lissabon gab, so bestand eine solche doch, und zwar eine sehr enge, zwischen dem Tempel und dem Königreich Portugal, das seine wichtigste Ordensprovinz nach Frankreich war. Und es ist in Portugal, wo der Orden, der im ganzen übrigen Europa verschwindet, fortbesteht, wenn auch unter der Kontrolle des Staates. Wenn der Tempel so klug war, sich dergestalt eine Rückzugsbasis zu sichern, so darf angenommen werden, daß er dort schon beim ersten Alarm – und er fühlte die ihm drohende Gefahr schon längst heraufziehen – zwar nicht seine Archive, deren Schicksal wir kennen, wohl aber die Kopien von Dokumenten sicherstellte, die für eine eventuelle Neugeburt unerläßlich waren. Eine

Kopie der Karte von Dieppe mußte also logischerweise in Tomar oder Serra d'El Rei deponiert sein. Wenn die Logik täuscht und das Priorat wirklich nur sein eigenes Provinz-Archiv hütete, besteht immer noch die Möglichkeit, daß sich unter den aus Frankreich nach Portugal geflüchteten Tempelern auch Angehörige der Verwaltung des *Secretum Templi* befanden.

Auf diese oder jene Weise gelangt die Karte von Dieppe also in die Hände des Königs von Portugal: zu spät, um ihren Nutzen wahrzunehmen. Die Lieferanten von Edelmetallen sind inzwischen von den Küsten Südamerikas verschwunden. Vielleicht bestätigt die eine oder andere Expedition des Infanten Heinrich, daß die Lage unverändert bleibt. Wenn es kein Silber mehr gibt, sind Gewürze die meist erwünschte Reichtumsquelle. Aber die gibt es nur im Orient. Die portugiesischen Schiffe machen sich also auf den Weg nach Indien. Ohne Verwendungszweck im Augenblick, bleibt die Karte von Dieppe in der *Tesouraria*, wo der König seine geheimen Archive aufbewahrt. Dort werden sie nacheinander Kolumbus und Magellan stehlen.

4. Das Ende des Mysteriums

Jetzt ist alles klar. Auf den Spuren der irischen *Culdees* entdecken die von den dänischen Besitzungen Englands ausgezogenen Schleswiger Wikinger zunächst Mexiko und dann Südamerika, wo sie sich um das Jahr 1000 niederlassen. Bei Abschluß der Eroberung ihres Reiches, das sich längs des Pazifik vom Hochland von Kundanemarka – „Königlich

Dänische Mark“ – im heutigen Kolumbien bis nach Mittel-Chile erstreckt, halten sie es für notwendig, die Verbindung mit Europa wiederaufzunehmen. Zu diesem Zweck öffnen sie zwei Verbindungswege zum Atlantik, deren Bewachung sie ihren Verbündeten, den Guaraní, anvertrauen: den *Pea-viru*, jenen „weichen Weg“, der den paraguayischen Urwald durchschneidet, und den Amazonas. In ihrem Hafen auf der Insel Santa Catalina bauen sie ein Schiff, das um das Jahr 1150 in See sticht und das alte britische *Danelaw* erreicht. Sie fühlen sich in England kaum fremd, denn das Gebiet wird von einer Dynastie dänischer Herkunft regiert, die es vor weniger als 100 Jahren zurückeroberte, während in Rouen, der Hauptstadt der Normandie, ein Herzog regiert, den die Franzosen Guillaume nennen, der aber auf dem Wandteppich von Bayeux den Namen Wilhelm trägt. England ist nicht mehr als ein Ackerbauland. Die Normandie dagegen hat die Seefahrer-Tradition ihrer Wikinger-Bevölkerung bewahrt. Beide Gebiete haben den gleichen Souverän. Es ist daher verständlich, daß sich das Schiff aus Amerika schließlich nach Dieppe wendet, dem der englischen Küste nächstgelegenen normannischen Hafen.

Die Wikinger von Tiahuanacu haben keinerlei Grund, ihre Kenntnisse über Südamerika vor ihren Vettern zu verheimlichen. Sie müssen sich ihrer im Gegenteil gerühmt haben. Sie lassen in Dieppe die Karte abzeichnen, die sie in 150 Jahren Schifffahrt an den Küsten des Halbkontinents und Erforschung eines Gebietes entworfen haben, das sie westlich der Anden besetzt halten, und das sie im Norden und Osten vom Orinoco bis zum Rio de la Plata kontrollieren.

Diese Karte wird bald aufgrund der von den Skandinaviern erhaltenen Informationen, mit denen die Normandie enge Beziehungen erhält, durch die Darstellung Vinlands erweitert, also derjenigen Gebiete Nordamerikas, die die norwegischen Wikinger kolonisiert oder erkundet haben.

Die Leute von Dieppe hüten, der Sitte der Zeit entsprechend, eifersüchtig dieses ihnen anvertraute Geheimnis, von dem sie nicht ohne Grund erhoffen, daß es ihnen später kommerzielle Vorteile eintragen wird. Aber sie sind nicht die einzigen Besitzer des Geheimnisses. Der Tempel ist allmächtig, in dieser Gegend noch mehr als anderwärts. Er besitzt nämlich in Saint-Valery-en-Caux einen Hafen, der von lebenswichtiger Bedeutung ist, weil von ihm seine Verbindungen mit den britischen Inseln zum großen Teil abhängen, einen Hafen, dessen Behörden die unvorhergesehene Ankunft eines Schiffes nicht verborgen geblieben sein kann, dessen Besatzung fremdartige Kleidung und möglicherweise prachtvollen Gold- und Silberschmuck trägt. Die Templer beschäftigen sich mit dem Fall. Der Bericht kann den Großmeister nicht sonderlich überraschen. Er bestätigt nur die Angaben, die er schon von Byzanz und anderswo über die „Neue Welt“ bekommen hat. Aber der Bericht eröffnet auch ungeahnte Perspektiven, weil darin von Edelmetallen die Rede ist. Man nimmt daher mit den amerikanischen Wikingern Verbindung auf und handelt einen Vertrag aus. Bald stechen Schiffe des Ordens nach Südamerika in See, wo seine Techniker einerseits die Ausbeutung der Minen im Silber-Gebirge organisieren und anderseits die Pläne zur baulichen Neugestaltung Tiahuanacus entwerfen, die

dank den von ihnen ausgebildeten eingeborenen Handwerkern schnell verwirklicht werden. Es dauert nicht lange, bis das Silber in den Hafen von La Rochelle strömt, der speziell für die Überseeschifffahrt bestimmt ist. Die Mittel des Tempels vermehren sich gewaltig und erlauben es, den Bau der gotischen Kathedralen zu finanzieren. Zu den Minen in den Anden kommen bald diejenigen des Piaui hinzu und, als diese erschöpft sind, diejenigen von Minas Gerais, die nach Durchführung des gigantischen Bauvorhabens zur Entwässerung der Großen Lagune in Betrieb genommen werden können. Das *Secretum Templi*, das von den kürzlich aufgefundenen Siegeln des Ordens bestätigt wird, darunter einem, das die charakteristische Gestalt eines amerikanischen Indianers zeigt, ist die Decke, unter der sich eine so bedeutende Operation verbirgt, daß die Einrichtung einer neuen Ordens-Hierarchie gerechtfertigt wird, die zumindest auf ihrem Gebiet derjenigen übergeordnet ist, an deren Spitze der Großmeister steht.

Die heidnischen Wikinger gestatten jedoch den Templern nicht, sich in ihrem Reich niederzulassen. Nur unter Einsatz seines Lebens gelingt es um das Jahr 1250 einem Kaplan des Ordens, den die Guaraní „Pa'i Zumó“ und die Dänen in ihrer Sprache „Thul Gnupa“ nennen, in Südamerika einzudringen und seine Bewohner oberflächlich zu christianisieren. Ihm ist in Tiahuanacu der Bau einer romanischen Kirche zu verdanken, der noch nicht fertiggestellt ist, als die rebellierenden Araukaner etwa 40 Jahre später die Wikinger-Hauptstadt einnehmen, sowie die Einführung von Motiven der Bildhauerei von der Kathedrale von Amiens²⁰.

Als nach dem Verschwinden des fränkischen Königreiches Jerusalem die Monarchen des Westens wegen der Macht des Ordens und der Papst wegen eines aus zu engem Kontakt mit Juden und Muselmanen entstandenen theologischen Irrglaubens Beunruhigung zu zeigen beginnen, denkt der Tempel daran, sich jenseits des Ozeans eine Rückzugsbasis zu sichern und einen souveränen Staat zu errichten, der ihn jeder Druckausübung entzieht. Ein Schiff wird nach Mittelamerika geschickt, wo die Eingeborenen, die seit drei Jahrhunderten die Rückkehr Quetzalcóatl erwarten, seine Besatzung mit Begeisterung aufnehmen. Möglicherweise sind die Templer trotzdem enttäuscht, da sie keine Edelmetalle in nennenswertem Umfang antreffen. Dagegen sind sie angenehm davon überrascht, einer Bevölkerung zu begegnen, die die Lehren der irischen *papas* noch nicht vergessen hat. Der Tempel läßt sich also an den Ufern des Sees von Chalco nieder. Einige Jahre später setzt das Geschwader von La Rochelle in Pánuco nicht nur die Archive des Ordens, sondern auch ein starkes Kontingent von Rittern mit ihren Kaplanen, Feldwebeln und Laienbrüdern an Land.

So verstärkt, bringt die Gemeinschaft die ganze Region von Chalco unter ihre Botmäßigkeit und überträgt auf sie *mutatis mutandis* die Feudalstruktur Europas. Dies kann sie nur, indem sie den Glauben und die Sitten der Einheimischen annimmt, ein Vorgehen, das von der synkretistischen Grundtendenz des Ordens begünstigt wird. Aber nach 1307 bricht jede Verbindung mit der Alten Welt ab. Die unverheirateten Templer sterben nacheinander, ohne andere Nachkommen zu hinterlassen als den einen oder anderen

Bastard. Das Französisch als Umgangssprache verschwindet ebenso schnell wie das Latein der Liturgie, obwohl einige ihrer Wörter, die im letztgenannten Fall auch auf die *Culdees* zurückgeführt werden können, in die Maya-Sprache eindringen (wofür wir Beweise haben) und möglicherweise auch in das Náhuatl. Der Tempel wird schnell mexikanisiert und verliert ebenso schnell die Autorität über die einheimische Bevölkerung. Als die Spanier einfallen, sind von ihm nur noch eine von der aztekischen verschiedene Kirchenstruktur übrig und einige Glaubensauslegungen, Überlieferungen, Riten und Symbole, die sich mehr oder weniger mit dem Erbe vermengen, das der irische Quetzalcóatl und derjenige der Wikinger hinterlassen haben.

Die Normannen ihrerseits brauchen länger als die Templer – sie verfügen weder über deren Kapital noch über ihre Flotte – um die Informationen der Sendboten Tiahuanacus auswerten zu können. Man muß bis zum Jahr 1250 darauf warten, daß ihre Schiffe im Amazonas Stämme von Brasilholz zu laden beginnen und dafür auf dem Tauschweg vielleicht in Parnaíba und mit Sicherheit im Golf von Santos Rindvieh und Pferde an Land bringen. Die Auflösung des Ordens ist ihnen natürlich nicht unangenehm: So bekommen sie in Südamerika Handlungsfreiheit. Aber kurz zuvor haben die Wikinger, deren Reich zerstört wurde, die Küsten verlassen. Trotzdem geht der Handel mit den Eingeborenen weiter, die mit Tauschartikeln bezahlt werden, bis die Portugiesen kommen. Der Handel wird sogar noch viel später fortgeführt, da Frankreich, dem die Normandie seit dem 13. Jahrhundert gehört, noch im 17. Jahrhundert Groß-Gu-

ayana besetzt hält, ein vom Orinoco, dem Amazonas und dem Atlantik begrenztes Gebiet. (Die vorübergehende Besetzung Rio de Janeiro mit Hilfe der Indios sei nur nebenbei erwähnt.)

Die Templer sind jedoch nicht völlig verschwunden. Portugal, dem sie bei der Rückeroberung von den Mauren wertvolle Dienste geleistet hatten und das nach Frankreich ihre wichtigste Ordensprovinz war, hat ihre Personen und Güter respektiert und sogar für sie im Rahmen des Staates den Christus-Orden gegründet. Es ist wahrscheinlich, daß der Tempel in Tomar, dem Sitz seines Provinz-Priorats, oder in Serra d'El Rei, seinem Kriegshafen, Kopien seines See-Archivs aufbewahrt, oder daß einige mit dem Ordens-Geheimnis vertraute Ritter dort im Jahr 1307 Zuflucht gefunden haben. Jedenfalls ist es eine Tatsache, daß sich die Karte von Dieppe, die ihren materiellen Wert verloren hatte, da die Silberminen Südamerikas von den Wikingern bereits aufgegeben worden waren, im 15. Jahrhundert in der Schatzkammer des portugiesischen Königs zu Lissabon befindet. Kolumbus zeichnet sie ab und verwendet ihre Angaben, um von Isabel von Kastilien die Erlaubnis zu erhalten, ein Land zu „entdecken“, das er als das Reich des Großen Khans ausgibt, obwohl er ganz genau weiß, daß es sich um einen Kontinent handelt, der aller Welt seit Jahrhunderten zugänglich ist. Einige Jahre später stiehlt auch Magellan die Karte und benutzt sie, um Karl V. zu überreden, ihm die „Entdeckung“ der Süddurchfahrt zu erlauben, die den Wikingern völlig bekannt war, und die schon 1515 auf dem von Johannes Schöner konstruierten Globus erscheint, einer ge-

nauen Kopie der Karte von Dieppe, die der König von Frankreich wahrscheinlich dem Herzog von Lothringen übergeben hatte, um sie acht Jahre zuvor ohne die Meerenge zu veröffentlichen.

Von den Iren bis zu den Spaniern, über die Wikinger, die Normannen, die Templer und die Portugiesen, spannt sich also eine Kette, in der kein Glied fehlt. Der einzige Punkt, der in den Schlußfolgerungen unserer „Geheimgeographie vor Kolumbus“¹⁵ hypothetisch blieb, ist jetzt geklärt. Wir wissen, daß der Tempel das Edelmetall, aus dem er Münzen prägte, aus Südamerika holte, daß der Hafen von La Rochelle dem Verkehr mit der „Neuen Welt“ diene und daß die am Vorabend des Handstreichs Philipps des Schönen überstürzt aus Paris fortgeschafften Archive des Tempels nach Mexiko gebracht wurden. Für das letztere gibt es freilich keinen Beweis, aber alles deutet darauf hin, daß es so war. Wir wissen auch, daß die Einführung französischer Wörter in die Maya-Sprache und vielleicht auch in das Náhuatl auf die Templer zurückzuführen ist, daß die Neger, die in einigen in Mittelamerika gefundenen Skulpturen dargestellt sind, ihre Sklaven waren, und daß der Vater Gnupa, der im 13. Jahrhundert Paraguay und den Altiplano christianisierte, ein Kaplan des Ordens war. Aber wir wissen jetzt auch, daß die Karte von Dieppe, die Kolumbus und Magellan erlaubte, etwas zu „entdecken“, das anderen seit Jahrhunderten völlig bekannt war, durch Vermittlung des Templer-Ordens von der Normandie nach Portugal gelangte. Unsere Suche ist noch längst nicht zu Ende. Aber ihr historischer Rahmen ist jetzt vollständig.

LITERATURVERZEICHNIS

- ¹ Maillard de Chambure: *Règle et statuts secrets des Templiers*, Paris, 1840.
- ² Michelet, Jules: *Le Procès des Templiers*, Paris, 1841–1851.
- ³ Charpentier, John: *L'Ordre des Templiers*, Paris, 1945.
- ⁴ Michelet, Jules: *Histoire de France*, Paris, 1858.
- ⁵ Paris, Geffroy de: *Recueil des histoires des Gaules et de France*, T. XXII, Paris, 1865.
- ⁶ Boudin, Amédée: *Histoire de Marseille*, Paris u. Marseille, 1852.
- ⁷ Charpentier, Louis: *Les Mystères de la cathédrale de Chartres*, Paris, 1969.
- ⁸ Guillotin de Corson: *Les Commanderies de Nantes*, Nantes, 1897.
- ⁹ Guéry, abbé: *Les Commanderies dans le département de l'Eure*, Evreux, 1903.
- ¹⁰ Perdiguier, Agricol: *Mémoires d'un compagnon*, Paris, 1943.
- ¹¹ Kervran, Louis: *Brandan, le grand navigateur celtique du VI^e siècle*, Paris, 1977.
- ¹² Charpentier, Louis: *Les Mystères templiers*, Paris, 1970.
- ¹³ Geheimarchiv des Vatikans, Akte „Register Averr. n° 48 Benedicti XII“, Band I, Seiten 448–451. Zitiert von Sède, Gérard de: *Les Templiers sont parmi nous*, Paris, 1962.
- ¹⁴ Bibliothèque Nationale, Paris. Lateinisches Manuskript 10919, folio 84, verso. Id.
- ¹⁵ Mahieu, Jacques: *Wer entdeckte Amerika? Geheimgeographie vor Kolumbus*, Tübingen, 1977.
- ¹⁶ Delaville Le Roulx: *Documents concernant les Templiers extraits des archives de Malte*, Paris, 1882.
- ¹⁷ Bertrand, Louis: *Louis XIV*, Paris, 1923.
- ¹⁸ Varenne, Jean de la: *Les Gentilshommes*, Paris, 1955.
- ¹⁹ Agustín, san: *La Ciudad de Dios*, L. XVI, c. VIII.
- ²⁰ Mahieu, Jacques de: *Des Sonnengottes große Reise*, Tübingen, 1972.

- ²¹ Krickeberg, Walter: *Altmexikanische Kulturen*, Berlin, 1956.
- ²² Heine-Geldern, Robert von, u. Ekholm, Gordon F.: *Significant parallels in the symbolic art of Southern Asia and Middle America*, in ACTES DU XXIX CONGRES INTERNATIONAL DES AMERICANISTES, Vol. I, Chicago, 1951.
- ²³ Verrill, Hyat: *Old civilizations of the New World*, New York, 1938.
- ²⁴ Mahieu, Jacques de: *Des Sonnengottes Todeskampf*, Tübingen, 1973.
- ²⁵ Mahieu, Jacques de: *Des Sonnengottes heilige Steine*, Tübingen, 1975.
- ²⁶ Mahieu, Jacques de: *Der weiße König Ipir*, Tübingen, 1978.
- ²⁷ Boman, Eric: *Antiquités de la région andine de la République Argentine et du désert d'Atacama*, Paris, 1908.
- ²⁸ Díaz del Castillo, Bernal: *Historia verdadera de la conquista de la Nueva España*, Mexiko, 1960.
- ²⁹ Posnansky, Arthur: *Tihuanaco, the cradle of American man – Tihuanaco, cuna del hombre americano*, zweisprachige Ausgabe, T. II, La Paz, 1947.
- ³⁰ Cieza de León, Pedro: *La Crónica del Perú*, Sevilla, 1553.
- ³¹ Alonso, Alvaro: *Arte de los metales en que se enseña el verdadero beneficio de los de oro y plata por acogue*, Madrid, 1640.
- ³² Díaz de Guzmán, Ruy: *Historia argentina del descubrimiento, conquista y población del Río de la Plata*, Asunción, 1845.
- ³³ Gandía, Enrique de: *Historia crítica de los mitos de la conquista americana*, Buenos Aires, 1929.
- ³⁴ Jover Peralta, Anselmo, y Osuna, Tomás: *Diccionario guaraní-español y español-guaraní*, Buenos Aires, 1950.
- ³⁵ Herrera y Tordesillas, Antonio de: *Décadas*, IV, Madrid 1601.
- ³⁶ Schwennhagen, Ludwig: *Antiga história do Brasil*, Teresina, 1920.
- ³⁷ Fawcett, P. H.: *Exploration Fawcett*, London, 1953.
- ³⁸ López de Gomara, Francisco: *Conquista de México*, Barcelona, 1887.
- ³⁹ Torquemada, Juan de: *Monarchia indiana*, Sevilla, 1615.
- ⁴⁰ Sahagún, Bernardino de: *Historia de las cosas de Nueva España*, Madrid, 1829.
- ⁴¹ Kingsborough, Lord: *Antiquities of Mexico*, London, 1830.
- ⁴² Durán, Diego: *Historia de las Indias de Nueva España y islas de Tierra Firme*, Mexiko, 1867–1880.
- ⁴³ Rendón, Sonia: Einleitung zu (45).
- ⁴⁴ Beauvois, Eugène: *Les Templiers de l'ancien Mexique*, in LE MUSE-

ON, nueva serie, vol. 3, Löwen, 1902.

- ⁴⁵ Chimalpáhin Cuauhtlehuaníztin, Francisco de San Antón Muñon: *Relaciones originales de Chalco Amaquemecan*, 6° y 7° relaciones, México, 1965.
- ⁴⁶ Isidoro de Sevilla: *Liber etymologiarum*, L. XIV.
- ⁴⁷ Beauvois, Eugène: *La Tula primitive, berceau des papas du Nouveau Monde*, in LE MUSEON, n° 2, Löwen, 1891.
- ⁴⁸ Tezozómoc, Hernando Alvarado: *Arte en lengua mixteca*, Mexiko, 1593.
- ⁴⁹ *Historia de los mexicanos por sus pinturas*, in *Nueva co lección de documentos para la historia de México*, publicada por Icazbalceta, Joaquín García, Mexiko, 1886–1892.
- ⁵⁰ Rojas, G. de: *Relación de Cholula*, citado por Beauvois, Eugène: *Les Blancs précolombiens figurés et décrits dans les plus anciens documents du Mexique et de l'Amérique Centrale*, in REVUE DES QUESTIONS SCIENTIFIQUES, 2° série, T. XVI, Löwen, 1899.
- ⁵¹ Vetancur, Agustín de: *Teatro mexicano*, zitiert von Beauvois, Eugène⁴⁷.
- ⁵² Ixtlilxóchtli, Francisco de Alva: *Historia chichimeca*, in Kingsborough⁴¹, T. IX.
- ⁵³ Ixtlilxóchtli, Francisco de Alva: *Obras históricas, Cuarta relación: de la vida de los reges tultecas*, Mexiko, 1891.
- ⁵⁴ Anonym: *Popol vuh*, Mexiko, 1953.
- ⁵⁵ Ponce, Alonso: *Relación breve y verdadera de algunas de las muchas cosas que sucedieron al Padre Fray Alonso Ponce en las provincias de la Nueva España*, in *Colección de documentos para la historia de España*, T. LVII y LVIII, Madrid, 1873.
- ⁵⁶ Anonym: *Título de los Señores de Totonicapán*, zitiert in der Einleitung zu⁵⁴.
- ⁵⁷ Fuentes y Guzmán, Francisco Antonio de: *Historia del Guatemala, o Recordación florida*, Madrid, 1882.
- ⁵⁸ *Codex Telleriano-Remensis*, Bibliothèque Nationale, París. Wiedergegeben von Hamy, E. T., Paris, 1899.
- ⁵⁹ Chimalpáhin Cuauhtlehuaníztin, Francisco de San Antón Muñon: *Anales*, französische Übersetzung aus⁴⁵ von Siméon, Rémi, Paris, 1889.
- ⁶⁰ Brinton, Daniel G.: *Ancient nahuatl poetry*, in *The Library of Aboriginal American Literature*, T. VII, Philadelphia, 1887.
- ⁶¹ Soustelle, Jacques: *La Vie quotidienne des Aztèques*, Paris, 1955.

- ⁶² Muñoz Camargo, Diego: *Historia de Tlaxcala*, Mexiko, 1892.
- ⁶³ Achard, Eugène: *Un Couvent de moines en Nouvelle-Ecosse avant l'an mille*, Québec, 1972.
- ⁶⁴ Beauvois, Eugène: *Analyse de l'étude de M. Gravier » Les colonies européennes du Markland et de l'Escociland (Domination canadienne) au XIV^e siècle et les vestiges qui en subsistèrent jusqu' aux XVI^e et au XVII^e siècles*. CONGRES INTERNATIONAL DES AMERICANISTES, Luxemburg. *Compte-rendu*, Luxemburg-Paris, 1878.
- ⁶⁵ Tezozómoc, Hernando Alvarado: *Crónica mexicana*, Mexiko, 1878.
- ⁶⁶ Aguilar, Francisco de: *Breve relación de la Conquista de la Nueva España*, in ANALES DEL MUSEO DE MEXICO, T. VII, fasc. 1, Mexiko, 1900.
- ⁶⁷ Séjourné, Laurette: *El Universo de Quetzalcóatl*, Mexiko, 1962.
- ⁶⁸ Pomar, Juan Bautista de: *Relación de Tezcuco*, in *Nueva colección de documentos para la historia de México*, veröffentlicht von Icazbalceta, Joaquín García, Mexiko, 1886–1892.
- ⁶⁹ Le Conteulf de Cantelen, Graf: *Les sectes et les sociétés secrètes politiques et religieuses*, zitiert von Nilus, Serguei: *Antichrist*, Moskau, 1911. Aus dem Russischen rückübersetzt.
- ⁷⁰ Ixtlilxóchitl, Fernando de Alva: *Relación del origen de los xuchimilcas*, in Kingsborough⁴¹, T. IX.
- ⁷¹ Herrera y Tordesillas, Antonio de: *Décadas*, II, Madrid, 1601.
- ⁷² Mendieta, Gerónimo de: *Historia eclesiástica indiana*, Mexiko, 1945.
- ⁷³ García, Gregorio: *Predicación del Evangelio en el Nuevo Mundo*, zitiert von Kingsborough⁴¹.
- ⁷⁴ Musset, Lucien: *Introduction à la runologie*, Paris, 1965.
- ⁷⁵ Pizarro, Pedro: *Relación del descubrimiento y conquista de los reinos del Perú*, in *Collección de documentos inéditos para la historia de España*, Madrid, 1844.
- ⁷⁶ Quiroga, Adán: *La Cruz en América*, Buenos Aires, 1901.
- ⁷⁷ García, Gregorio: *Origen de los indios de el Nuevo Mundo e Indias Occidentales*, Madrid, 1729.
- ⁷⁸ Garcilaso de la Vega, Inca: *Comentarios reales*, Madrid, 1722.
- ⁷⁹ Jiménez de la Espada, Marcos: *El hombre blanco y la cruz precolombina en el Perú*, CONGRES INTERNATIONAL DES AMERICANISTAS, Brüssel. *Compte-rendu*, Brüssel, 1879.
- ⁸⁰ Poma de Ayala, Phelipe Guaman: *Corónica y buen gobierno*, La Paz,

1944.

- ⁸¹ Guénon, René: *Symboles fondamentaux de la science sacrée*, Paris, 1962.
- ⁸² Carnac, Pierre: *Les Conquistadors du Pacifique*, Paris, 1975
- ⁸³ Mély, F. de: Aufsatz »Ostensoir«, in *La Grande Encyclopédie*, T. 25, Paris, 1892.
- ⁸⁴ Brand, J.: *Observations on the popular antiquities of Great Britain*, London, 1853.
- ⁸⁵ Kervran, Louis: *Brandan, le grand navigateur celte du VI^e siècle*, Paris, 1977.
- ⁸⁶ Brasseur de Bourbourg, Etienne: *Grammaire de la langue quiché*, Paris, 1862.
- ⁸⁷ Denison, T. S.: *The Primitive Aryans of America*, Chicago, 1908.
- ⁸⁸ Mendoza, Gumersindo, Direktor des Museo Nacional de Antropología, Mexiko. Ohne Bezug.
- ⁸⁹ Mongé, Alf & Landverk, O. G.: *Norse medieval cryptography in runic carvings*, Glendale, California, 1967.
- ⁹⁰ Spanuth, Jürgen: *Die Atlanter*, Tübingen, 1977.
- ⁹¹ Ferryn, Patrick: *Races extracontinentales en Mésoamérique*, in KADATH, Brüssel, Mai-Juni 1975.
- ⁹² Wuthenau, Alexander von: *Terres-cuites précolombiennes, l'image humaine du Nouveau Monde*, Paris, 1969.
- ⁹³ Herrera y Tordesillas, Antonio de: *Décadas*, I, Madrid, 1601.
- ⁹⁴ López de Gomara, Francisco: *Historia general de las Indias*, Madrid, 1858.
- ⁹⁵ Ramos, Alonso: *Historia del célebre y milagroso Santuario de la insigne imagen de Nuestra Señora de Copacabana y sus imagen e invención de la Cruz de Carabuco*, Lima, 1621.
- ⁹⁶ Techo, Nicolás del: *Historia provinciae paraquariae*, Lille, 1673.
- ⁹⁷ Riss, Edmund: *Nordische Baukunst in Bolivien*, in GERMANIEN, Berlin, 1933.
- ⁹⁸ Gallez, Paul: *Les Grands fleuves d'Amérique du Sud sur le ptolémée londonien d'Henri Hammer (1489)*, in ERDKUNDE, Bonn, 1975.

BILDTAFELN



Foto 1. Indianer mit Riesenohren, wie sich der mittelalterliche Künstler die damals *Panotii* genannten Fabelwesen vorstellte. Skulpturen im großen Giebelfeld der Templer-Kirche in Vézelay (Burgund).

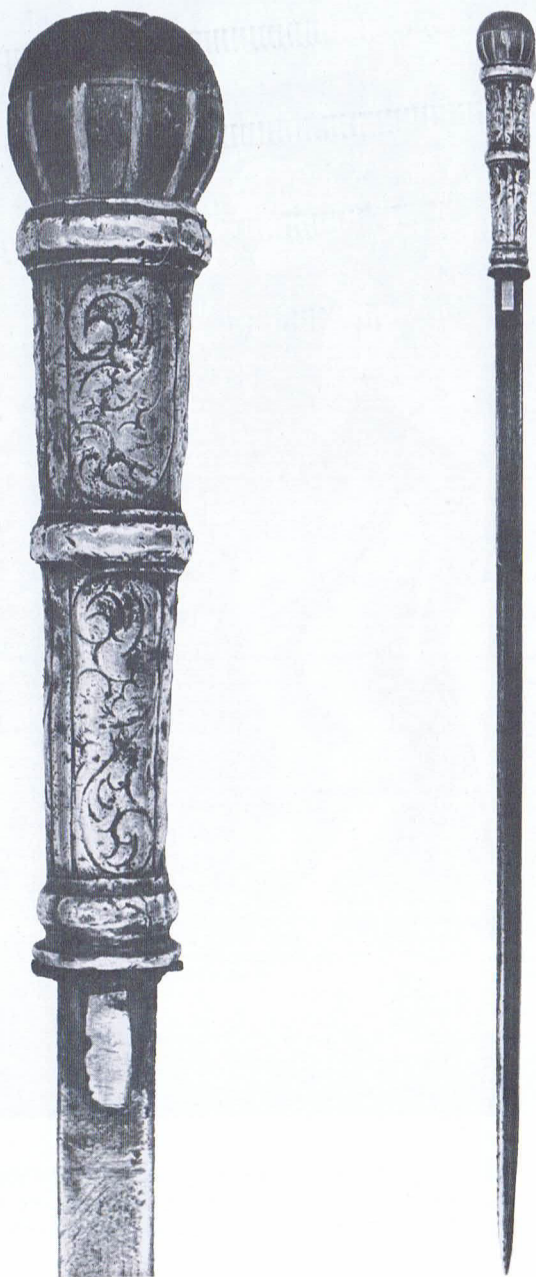


Foto 2. In der Vorkordillere von La Rioja (Argentinien)
gefundener Stockdegen.



Foto 3. Odins-Rabe, Gotland. Man vergleiche ihn mit dem Motiv
auf dem Griff des Stockdegens
von La Rioja.



Foto 4. Runenzeichen auf der Schneide des Stockdegens von La Rioja.



Foto 5. Gußform für Edelmetalle, gefunden in den Ruinen der präkolumbianischen Metallschmelze vom Cerro Corá (Paraguay).

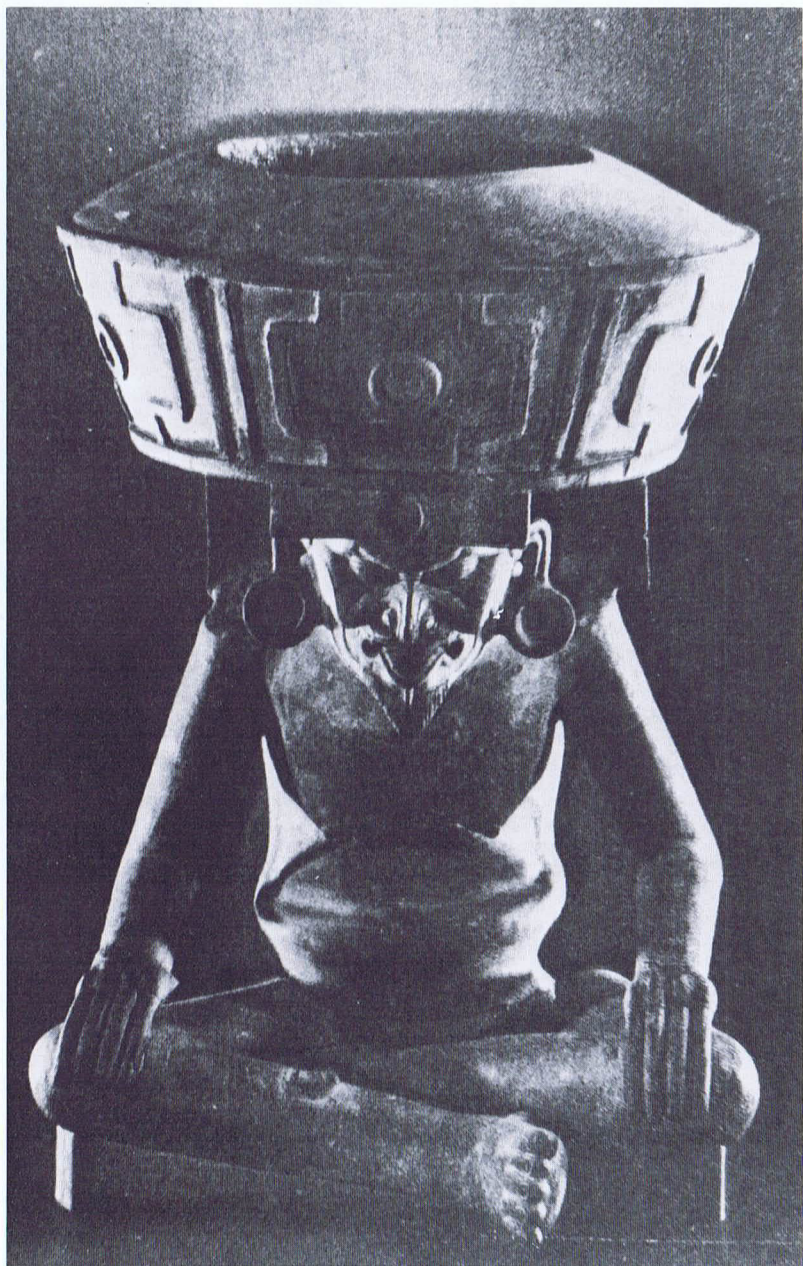


Foto 6. Huetheotl, der „alte Gott“ oder Gott des Feuers.
Nationalmuseum für Anthropologie, Mexiko.

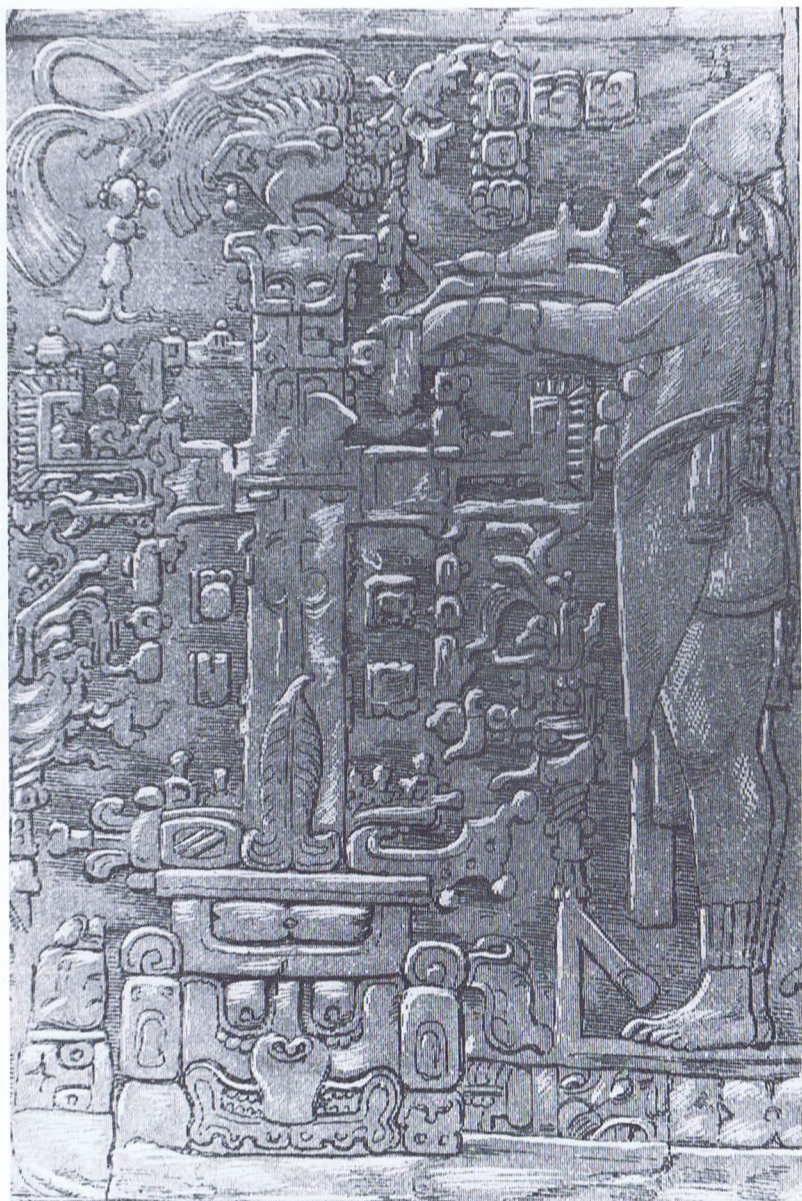


Foto 7. Palenque-Kreuz, Yucatan.



Foto 8. Aztekischer Lebensbaum.

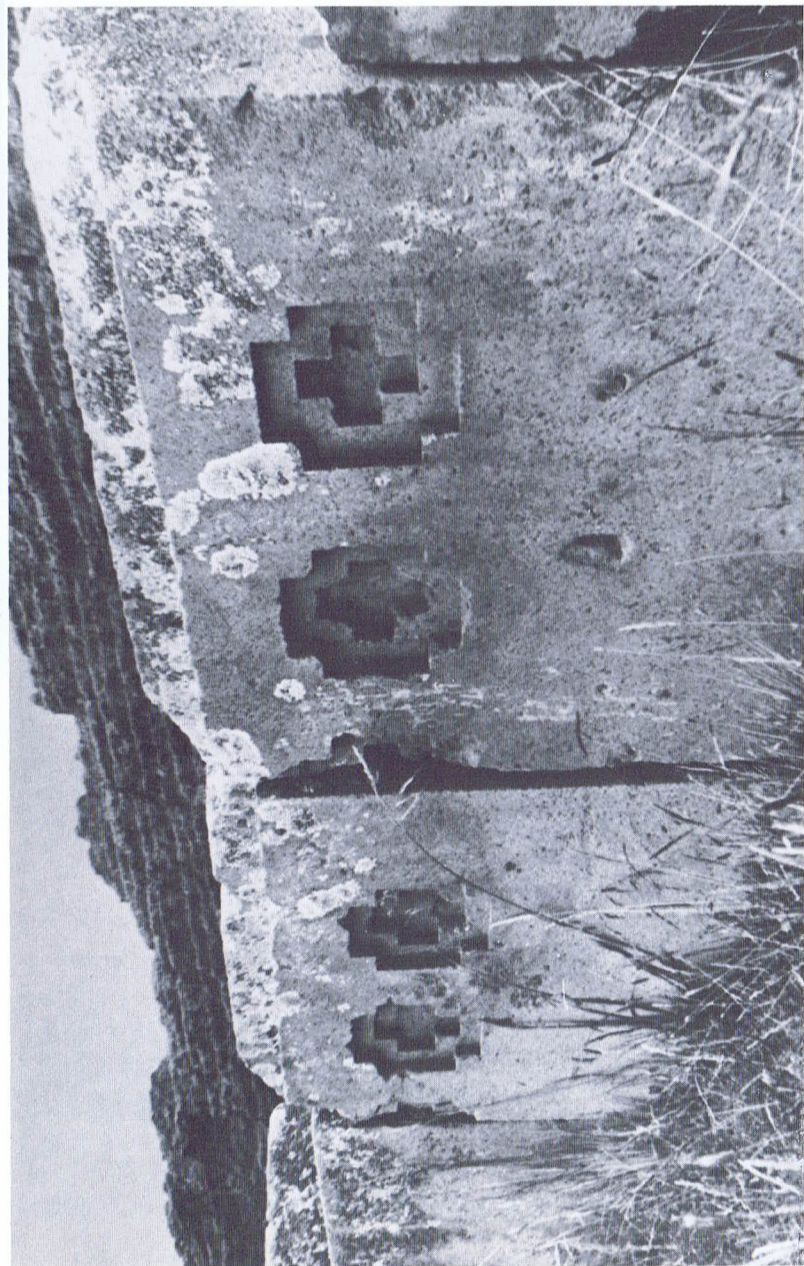


Foto 9. Griechische Kreuze in Tiahuanacu.

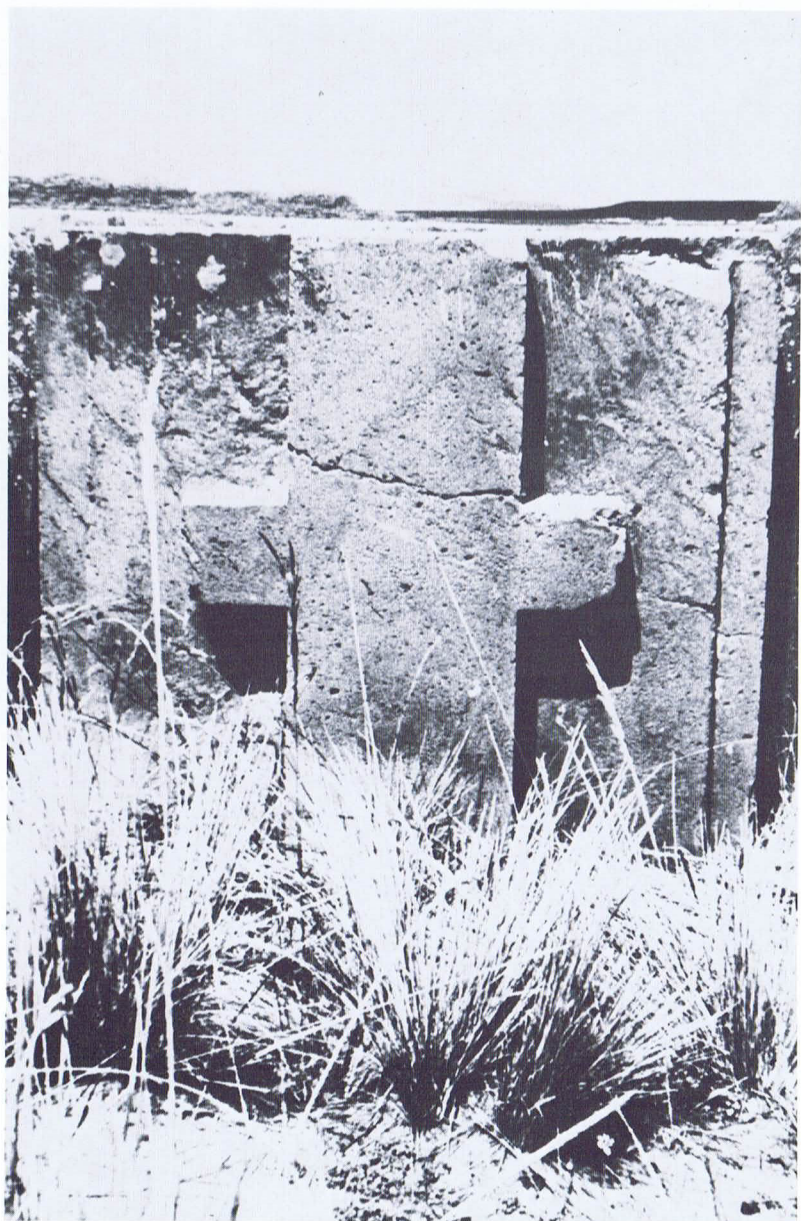


Foto 10. Lateinische Kreuze in Tiahuanacu.



Foto 11. Lateinisches Kreuz im Fries der offenen Felshöhle vom
Tuja Og, Amambay (Paraguay).



Foto 12. Lateinisches Kreuz im Fundament des Winkinger-Tempels von Tacuatí (Paraguay).



Foto 13. Keltenskreuze in der Wikinger-Station von Yvytyruzú (Paraguay).

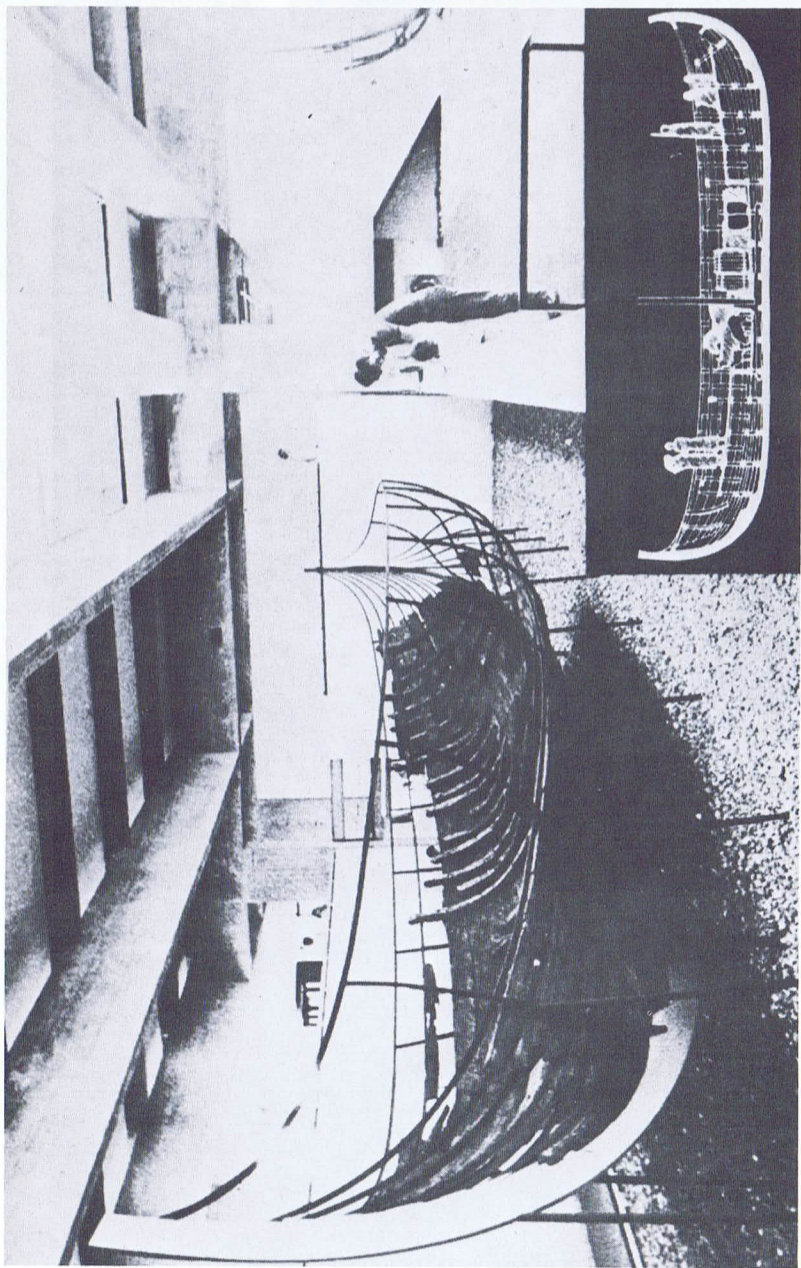


Foto 14. Reste eines Wikinger-„knörr“ (Museum in Roskilde, Dänemark).

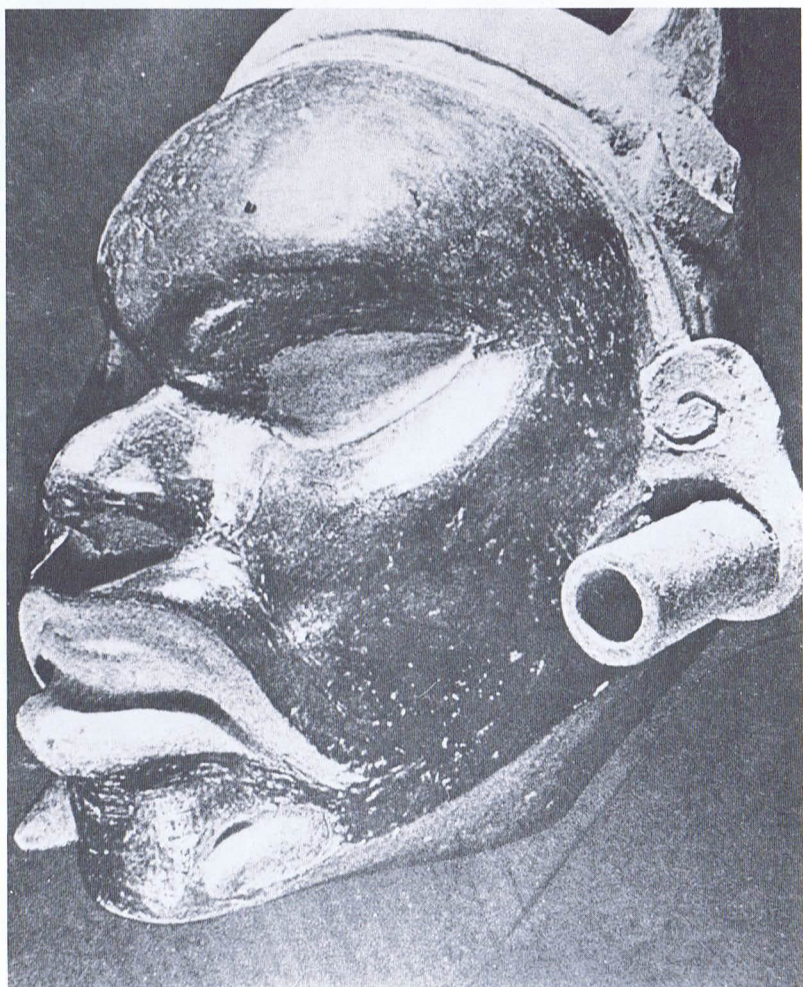


Foto 15. Kopf eines afrikanischen Negers, Mexiko. Präkolumbianische Skulptur aus der Sammlung von Prof. Dr. Alexander von Wuthenau.



Foto 16. Links: Der Mönch, Tiahuanacu. Rechts: Apostel vom Hauptportal der Kathedrale in Amiens.

PERSONEN- UND SACHVERZEICHNIS

- | | | |
|--|--|--|
| <p>Acadia (Neu-Schottland u. Neu-Braunschweig), Halbinsel
Akadien 118, 206, 211
Acamapíchtli 96
Achäer 130
Achard, Eugène, Schriftsteller 206
Acihuatlímichintlaco 118 ff
Afrika 228 ff, 232, 256, 261
Aguilar, Francisco de, Konquistador 124
Ägypten 40, 43, 60, 203
Ahzib Quiché 110
Aix, Insel 33 f
Akropolis 185
Alagoa 83
Albania, „die Weiße“, s. Huitramannaland 206
Albigenser 20, 136, 175
Alcobaça, Abtei 253
Alexander, griech. Kapitän 50, 248
Alexander VI., Papst 258
Alfons von Aragon, König 24
Alfons VI. von Kastilien 252
Alfonso-Enrique, König 253</p> | <p>Altiplano 74, 90, 209 f, 234, 236, 269
Alvarado, Pedro de 110
Amambay 76, 174, 177–184, 240
Amaquemecán 123
Amarração, Stadt 82
Amazonas 80, 88, 91, 171, 210, 250 f, 260, 263, 267 f
Amazonen 49, 210
Amerika 34, 39, 48 ff, 55, 60, 92, 104, 107 ff, 118, 122, 124, 139, 146, 155, 157, 166, 169 f, 172, 187, 196, 203, 205, 207, 219, 222, 226, 228, 232, 241, 252, 260, 262 ff
Südamerika 50, 61, 66, 70, 149, 164, 179, 196 f, 199, 203, 210, 235, 243, 249 f, 257, 259 f, 262, 264, 267 ff
Amiens 29, 235 ff, 240, 243, 260, 265
Amímitl 139
Ampurímac 210
Anáhuac 47, 53, 96, 103, 122 f, 125, 128 ff, 133, 135, 160, 194, 197 f, 208 f, 219
Ancón (Acco oder Aca,</p> | <p>d. h. Saint Jean d'Acre) 193
Andalusien 253
Anden 47, 63, 67 f, 72 f, 91, 263, 265
Andreaskreuz 158, 171, 179, 187
Antillen 155, 228, 258
Apollo 130
Apulien 14
Aquidabán-Nigüi, Bach 74, 76, 164
Araber, Arabien 23, 173, 206, 220, 228, 248, 256
Aragon 14
Aran, Insel 207
Araukaner 59, 91, 210, 235, 241, 265
Arcis 175
Arequipa, Vulkan 237
Argentinien, argentinisch 66, 78, 161 f, 174, 176, 213
Ari Marssón, Wikinger 205, 207
Ari der Weise, Sohn Ari Marssóns, Skalde 205
Arica 209
Aristoteles 9
Arnaud-Amaury, Abt von Cîteaux 20
Asien 99, 229, 260
Asunción 72 f
Atahualpa 59, 67</p> |
|--|--|--|

- Atlas de Codices 188
 Augustin 10, 42, 46, 143
 Germain d'Auxerre, Prediger 203
 Aymar 70, 235
 Ayolas 73
 Azoren oder Kapverden, Kap Verde, Insel(n) 256, 258
 Azteken 53, 96, 103, 110, 114, 123, 127f, 132, 134, 139, 150, 194f, 267
 Aztlán 103f, 139

 Bahia 83, 85
 Balam-Abay 107
 Balam-Quitze, Führer der aus dem Osten gekommenen Eroberer 107, 110f
 Balduin II., König von Jerusalem 11, 13
 Bandeirantes 82
 Baphomet, luzifer. Dämon 18, 43, 45, 137f, 211
 Pater Barba 70
 Barcelona 40, 230
 Barfleur 33
 Basken 36, 255
 Bayeux, Wandteppich von 49, 263
 Beauvois, Eugène 100, 102, 104, 113–115, 118f, 121, 139f, 142, 144, 147f, 188, 191, 193, 197
 Beleheb-Tzi, Quiché-König 110
 Belo Horizonte 85
 Benedikt von Nursia 10

 Benediktiner 10, 30
 Berger, Fritz 174f, 181f
 Bernhard von Clairvaux 10, 13f, 19f, 190, 253
 Bertrand, Louis 43
 Bézu, Festung der Herren von 32
 Biscaya, Golf von 35
 Björn Asbrandsson, Held von Breidavik 206
 Blossville 33
 Bogotá, Hauptst. Kolumbiens 210
 Bolivien 68, 78, 90, 164, 186
 Boman, Eric 59
 Bordeaux 20f, 36
 Brandan, d. Hl. 33, 207, 223, 225, 248
 Brasilien 49, 59, 61, 63, 65, 78, 81ff, 87, 89, 91, 198, 258
 Brasseur de Bourgbourg, Etienne, Dorfpfarrer in Guatemala 212, 214f, 218, 242
 Breidavik 206
 Bretonen, Bretagne 24, 36, 222f, 255
 Brinton, Daniel G. 113
 Briten 203, 226, 242, 263f
 Brüssel 54
 Buenos Aires 64f
 Burgund 10f, 46, 248, 253
 Byzanz 11, 19, 50, 248f, 264

 Cabot, Sebastian 72
 caccole 117

 Caesar, Gaius Julius 98, 221
 Cakchikel, Maya-Dialekt 214
 Cam, Diego 256
 Camaxtli 128
 Cámara, Ruy Gonçalves de 257
 Campeche 108
 Carabuco 164, 167, 237
 Carnac, Pierre 186
 Cartier, Jacques 227
 Catamarca 174
 Cattigara, Stadt 248
 Cayennes, Gildehäuser
 Cerro Corá, Berg 74ff, 79, 90, 179, 181, 241
 Cerro de Potosí, Silberberg 68, 70
 Cerro Guazú 74
 Cerro Kysé 179f, 182, 184
 Cerro Negro 174, 176
 Cerro San Fernando 72
 Cerro Tuja Og 164, 175, 178
 Cervantes, Juan de, Bischof von Oaxaca 158
 Chaco, Fluß 72
 Chalca, Stamm 112, 116f, 139, 142f
 Chalco, See 118, 266
 –, Gebiet 112, 122ff, 133f, 138, 140f, 150, 210
 Chalon, Jean de 36
 Châlons, Hugues de 37f
 Champagne 11
 Champi 56
 Charcas, Vasallen der Inka; s. Silberstadt 72
 Charpentier, Louis 19, 24, 28f, 36

- Chartres 29
 Chavín-Stil 55 f
 Chichén-Itzá 55, 96
 Chichicastenango 105
 Chichimeca, Stamm 97,
 121 f, 192
 Chicomóztoc, s. »Sieben
 Höhlen« 97 f, 112 f
 Chile 210, 263
 Chililico, Tempel 134
 chililti = mlat. schilla,
 chilla, squilla 134
 Chimalman, Chimalpan
 128
 Chimalpáhin, Indio-
 Fürst, Chronist 101,
 112, 114–117, 120,
 149 f, 191, 193, 210
 Chimú 56 f, 209, 212
 China 56, 230
 Chinon 185 f
 Cholula, Cholollam 103
 Christus-Orden 255 ff,
 268
 Chungamayo 67
 Cimalpaneca 139
 Citeaux 10, 13, 20, 30,
 43, 248
 Coán 55
 Coatepec, Coatebeque,
 Cohuatépec 103
 Coatlicue 127
 Coclé, Ruinen von 60
 Codex Magliabecchi 159
 Codex Telleriano-Re-
 mensis 112
 Codex Vaticanus 112
 Collioure 22, 36
 Columban 194, 203 f,
 207
 Conteulf de Cantelen,
 Graf 137
 Cortés, Hernán 54, 95,
 122 f, 155
 Courbepine 23
 Cousin, Jean 260
 Coyohuacán 192
 Cozumel, Insel 160
 Cuarepoti, Ortschaft s.
 Kuarepoti 78
 Cuitlahuaca, Cuitlahuac-
 tizico 139 f, 142
 Culdees 203 f, 207, 209,
 213, 218, 222, 249,
 262, 267
 Cundinamarca = nord.:
 Kondanemarka 186
 curach, kleines Schiff
 205, 220 ff
 Cuzco 58, 162, 174, 210
 Damaskus 23
 Danelaw 263
 Dänen, dänisch 49, 147,
 212 ff, 227, 250, 260,
 262 f, 265
 Darien 231
 Demiurg 136
 Deutsch(land) 14, 214,
 216, 242, 253
 Díaz, Bartolomé 256
 Díaz del Castillo, Bernal
 67, 124
 Díaz de Solís, Juan 70
 Dienstbrüder, fratres
 officii 15
 Dieppe, franz. Hafen
 33, 236, 240, 250 ff,
 260, 264, 268 f
 Dijon 10
 Diodoros von Sizilien
 248
 Dionysius, (Diniz), Kö-
 nig von Portugal 254 f
 Dominikaner 194
 Dominikan. Republik
 231
 Drakkar, Wikingerschiff,
 Kriegsschiff 84, 223 ff
 Drawida 232
 Drossay 33
 Drudenfuß 183, 199
 Druiden 185
 Dublin 206
 Durán, Pater Diego 98,
 103, 141, 143, 145,
 188, 191, 199
 Dürer, Albrecht 54
 Dyeva 126
 Ekuador 55, 210
 El Aqsâ-Moschee 12
 El Edrisi, arab. Geo-
 graph 206, 220
 England, Engländer 14,
 17, 35, 40, 86, 204,
 212 ff, 216, 242, 250,
 252 f, 262 f
 Eratosthenes 248
 Ermitage 32
 Escosiland 120
 Eugen III., Papst 10
 Europa 21 f, 25 f, 31,
 33, 41, 92, 101, 104,
 116 f, 122, 138 f, 141,
 143, 146 ff, 150, 155,
 194, 198, 203, 211 f,
 220, 224 f, 228 f, 233,
 239, 242 f, 250, 257,
 259, 261, 263
 Externsteine 82
 Fawcett 86
 Ferger, Fritz, Korres-
 pondent 162
 Ferryn, Patrick 228 f
 Feudalismus 10 f, 15,
 22, 148, 204, 266
 Flamen 11
 Flattéyjarbók 205
 Franken, fränkisch 14,
 20, 22, 266

- Frankreich 12, 14 f., 17, 20, 28, 30, 39 f, 45, 48, 59, 146, 150, 185, 212, 252 ff, 259, 261, 263, 267 ff
- Französisch 19, 188
- Französische Lehnwörter im Quiché 212 ff, 218 f, 242, 267, 269
- Freimaurer 31
- Fuentes y Guzmán, Francisco Antonio de 110
- Futhark 146, 179, 213
- gälisch 102, 104, 140, 194, 203, 205, 212 ff, 220, 225, 242
- Gallez, Paul 252
- Gallien 98
- Gandía, Enrique de, Geschichtsschreiber 73
- García, Alejo 71 ff
- Garcilaso de la Vega, Inca 164
- Gaspé, Halbinsel am St.-Lorenz-Strom 206
- Geldern, Heine 56
- germanisch 43, 49, 64, 102, 105, 126, 147, 181, 212 f
- Gironde 35
- Gisors 185 f
- Gnosis, Gnostiker 9, 18, 42, 135, 183
- Gnupa, Vater Gn., Thul Gn., Pay Zumé, Wikingersohn, Evangelisator 164, 237, 243, 265, 269
- Gokstad 223
- Gómez, Francisco 110
- Gonneville 260
- Got, Bertrand de, Erzbischof von Bordeaux, s. Klemens V.
- Gouberge, Peronelle de la 28
- Grajaú, Fluß 81
- Greslebin, Héctor, Prof. 235, 238
- griech. Kreuz 166, 169
- Griechisch 46 f
- Griechenland 131, 156 f, 161 f
- Tau 166, 173
- Iota 180
- Chi 180
- Grijalba, Juan de 141
- Grönland 205, 220, 227
- Großmeister des Tempeler-Ordens 14 ff, 20, 38, 42, 48 f, 116, 121, 147, 172, 184, 253, 255, 264 f
- guanín 231
- Guaraní, Verbündete der Wikinger 61, 63, 71, 73 f, 77–80, 82, 84–88, 91, 239, 263, 265
- Guatemala 55 f, 107 f, 111, 214
- Guatulco 158
- Guayakí-Indianer 76
- Groß-Guayana 267 f
- Guayrá, Gebiet im heutigen Paraguay 71 f, 260
- Gudhleif Gudlangssón, Wikinger 206
- Guénon, René 180
- Guerrero 67
- Guillaume = Wilhelm, Herzog der Normandie 263
- Guinea 232, 261
- Haiti 231
- Hasselt 190
- hebräisch 145
- Heildewige 190
- Heimlap, Wikinger 209
- Heinrich der Seefahrer, Infant 256, 262
- Heinrich II. Plantagenet, engl. König 20
- Herkenrode 190
- Hermetisten 137, 180
- Herodot 228
- Hexagramm 180 f
- Hindu 185
- Hispaniola, Insel, s. Haiti, Dominik. Republ. 231
- Hochehrwürdiger Mönch, s. Ritter
- Honorius II., Papst 13
- hospitots 26
- Hrólfr, Jarl, alias Rolon 50
- huacas 57
- hua-huaccla 162
- Huamba 68
- huayra 69 f
- Huehuetéotl 127, 159
- Hugues Graf von Champagne 12
- Hugues de Payns 11, 13, 252
- Huitramannaland 104, 205 f
- Huitzilpochtli 134
- Hukk-Kon = Sua-Kon, 'König der Schiffe' 167
- Hunabcu 126
- Hy Breasail oder Hy Brasil, geisterhaftes Land 207

Hyperboräer 102, 130

Icoquih (Venus) 106
inca 88

Indio, Indianer 47 ff,
61, 71 f, 76, 79, 88,
106, 124, 142, 145 f,
150, 156, 164, 167,
196, 205, 209, 211,
214, 230 f, 233 ff,
240, 260, 265, 268
Indien 23, 220, 256,
262

Indochina 50, 56

Indonesien 228

inga 88

Inka 57, 57 ff–62 ff, 66,
68 f, 71 ff, 88, 90,
156, 162 f, 173, 176,
197 f, 210, 212, 237 f,
240, 176

Iona, Kloster auf den
Hebriden 204

Ipir 179

Irala 73

Irland, Iren 14, 49, 102,
105, 110, 118, 120,
129, 145 ff, 172,
194 f, 199, 203–208,
211, 213 f, 221, 242 f,
249, 266 f, 269

Irlandeh el Kabirah, s.

Irland u. El Edrisi
206

Irmisul 160, 161

Isabel von Kastilien 268

Isidor von Sevilla 101

Islam 19 ff

Island 101 f, 104, 204,
206 f, 220, 222, 227

ita, nördl. Guaraní 86 ff

Itaguambypé, Festung
74

itahúna 61

itaite 61

Italien 14

ite 88

itlachiayán 188, 199

Itzamná, s. Quetzalcóatl

Itzamna 129, 208

Itzcóatl, vierter König
der Azteken 197 f

Ivinheima 251

ixtli 114

Ixtlilxochitl, Indio 104

Iztac Mixcóatl 128, 139,
142

Jehova 135 f, 140

Jerusalem, fränkisches
Königreich 11, 12,
14, 20, 22, 193, 266

Jiménez de la Espada,
Marcos 164

Johanniter 39, 149, 170,
172, 198

Godmindssón, Jón 206

Juárez, Martín 63 f, 66

Juden, jüdisch, Bundes-
lade 11, 13 f, 19, 27 f,
185, 256, 266

Judicael, Herzog von
der Bretagne, 33

Kabbala, Kabbalisten
19, 43, 181

Kalasasaya 235 f

Kanada 49, 104, 118,
227, 260

Kanarische Inseln 118,
225 ff

Kantatayita, Ort 162

Kápak Raymi 162

Kap der Stürme = Kap
der Guten Hoffnung
256

Kapellan, Kaplan 116,
147, 151, 185, 194 f,
240, 248, 265 f, 269

Kapverden, Kap Verde,

Insel(n), s. a. Azoren
258

Kari, Kazike der Arau-
kaner 210, 235

Karibe-Indios 231

Karl V. 54, 57, 124,
259, 268

Karthager 248

Kastilien 14, 72, 253,
258, 260

Katharer 20, 42, 135 ff,
138, 141, 148, 175 ff,
178, 199

Kelten 145, 168

Keltenkreuz 167

keltisch 43

Kensington-Stein 219

Kervran, Louis 34, 207,
220, 222

Kingsborough 97

kjory-huayra-china 70

k'kellay 61

Kleine Antillen 231

Klemens V., Papst 17,
21, 38, 254 f

knörr, Frachtschiff der
Wikinger 223 ff

kollke-huayra-china 70

Kolumbien 186, 199,
210, 263

Kolumbus, Christoph
39, 212, 220,
226–229, 231, 257 ff,
262, 268 f

Kondanemarka 186

Königliche Straßen 74,
162

Kon-Ticsi-Huirakocha
167

Kordillere 63, 66, 77,
90, 164

Korsika 228

Krickeberg, Walter 55,
100, 108, 113

- kuarepoti ata, Metall
61, 77, 86
kuarepotihü 61
Kuba 207, 223
Kukulkán, s. Quetzalcó-
atl 111, 129f, 209
Kundanemarka ‚König-
lich Dänische Mark‘
262f
- La Coume Sourde 32
Große Lagune 83, 85f,
89, 91, 265
Laienbrüder, fratres
conventuales 15, 21
Landnámabók 205
Landsverk, Dr. O. G.,
Mitarbeiter von Alf
Mongé 219
Langohren 73
Languedoc 20
La Paz 68
La-Plata-Becken 88
La Rioja, Stadt 63, 66
La Rochelle, franz. At-
lantikhafen 33–37,
41, 92, 146, 150,
196, 211, 240, 265f,
269
Latein 102, 105, 120,
146, 159, 167
Lat. Kreuz 173, 204,
212f, 217ff, 222,
242, 267
Le-Chapelier-Gesetz
31
Leme, Antonio 257
León, Cieza de 70
Leon, Ordensprovinz
14
Les Charbonnières 32
Liber Monstrorum 143
Libro de Chimam Ba-
lam de Mani 110
- Limerick, Irland 205
Lissabon 253, 258,
260f, 268
Loki 135, 140
Longá-Fluß, Nebenfluß
des Parnafba 82
López de Gomara,
Francisco, Chronist
95, 101, 103, 231
López, Vicente Fidel
213
Loup, Prediger 203
Löwen, Aelis von, Kö-
nigin von England
143
Ludwig IX., franz. Kö-
nig, der Heilige 20,
22, 30
Ludwig von Burgund
252
Luiz Correia, heute: Tu-
tóia, Dorf 82
Lüttich 18
Luzifer 136ff, 141, 148
- Machu Pichu 68
Macrobius 248
Madeira 256
Magellan 39, 72, 259,
262, 268f
Mahucutah 107
Malinalco 143
Mallorca 14, 22
Malteserkreuz 169–172,
175, 198
Manichäismus 43
Manko Kápak 197
Mansurah 22
Marajó, Insel 80, 170f
Marinus von Tyrus 248
Marokkaner 184
Marquesado 143
Marseille 22, 36
Martellus, Henricus 252
- Massachusetts 50
Mauren 252ff, 268
Maya 54f, 96, 105,
110f, 113, 122,
124ff, 129, 140, 160,
172, 197f, 208f, 214,
218, 229f, 267, 269
Melanesier 232
Mély, F. de 188, 190
Meru 185
Metallurgie 53ff, 59,
64, 87ff, 90ff, 240
Mexiko 45ff, 49, 53ff,
57, 60ff, 67, 89,
95–105, 108, 110f,
113, 115–119, 121,
123ff, 129, 135,
138f, 141, 144,
146–150, 155, 170,
173, 187, 194–197,
199, 207, 209–214,
218, 220, 229, 232,
234, 241f, 249, 262,
269
Mexiko, Golf von 118,
121, 157, 159, 161,
172
Michelet, Inles 19, 193
michin (Náhuatl) 119
Michoacán 55
Minas Gerais, brasil.
Bundesstaat 83, 86,
265
Mississippi 118
Mittelamerika 56, 67,
97, 101, 105, 125f,
147, 150, 197f, 203,
207, 218, 231, 266,
269
Mittelmeer 228
Mixteco. Land 139
Mizquica 139f, 142
Moctezuma 67, 95f,
141–144, 155, 198

- Molay, Jacques de,
 Großmeister 16, 40
 Mollusken 55
 Molomaques 86
 Monaco 22
 Mongé, Alf, Runologe
 219
 Mongoloide 99
 Monstranz 188–190 f,
 199
 Montbard, André de,
 Bernhard von Clair-
 vaux' Onkel 11
 MonteAlbán 56, 173,
 175
 Montevideo 78
 Montségur, Festung
 175, 177 f
 Morelos, Bundesstaat
 121
 Morgenstern 130, 132,
 137 f
 Morin 59
 Motecuhzōma II. Xo-
 coyōtzin, s. Mocte-
 zuma
 Moulin, Robert 24
 Moyocoya 133
 Munk, Hermann 65, 74,
 82
 Muñoz Camargo, Diego,
 Chronist 115, 128
 Münzen 31 f, 44 f, 269
 Muselmanen 18, 43,
 184 f, 248, 266
 Mystizismus 10, 43

 Nacxit 107, 111
 Náhuatl 101 f, 105,
 112 f, 115 f, 118,
 123 f, 126 f, 129, 168,
 172, 188, 191, 194,
 197, 219, 267, 269
 Nantes 25, 35

 Napatecutli 133
 Narbonne 36
 nauholin 191
 Necociautl 132
 ñe'engatu 87 f
 Nemours 36
 Neu-Braunschweig, s.
 Acadia 118
 „Neue Welt“ 49, 196,
 207, 211 f, 219, 229,
 233, 249, 251,
 257–260, 264, 269
 Neufundland 36, 118,
 120, 223, 227
 Neu-Mexiko 103
 Neuplatoniker 183
 Neu-Schottland, s. Aca-
 dia 118, 120, 206
 Nezahualcoyōtzin, Kö-
 nig von Texcoco u.
 Urgroßv. des Chroni-
 sten 133 f, 144
 Nezahuapilzintli, König
 von Toxcoco 144
 Nonohualca, Nonoualc,
 Nonohualco 110,
 112–116, 122, 218
 Nordisch 47, 65, 102,
 206, 208 ff, 217, 236,
 238, 242
 Normandie, Normannen
 23, 28, 33, 36, 45,
 50, 146, 214, 226,
 236 ff, 242 f, 250,
 252, 255, 260 f, 263 f,
 267, 269
 Norweger 49, 212,
 219 f, 223, 227, 250,
 260, 264
 Nuñez de Balboa, Vasco
 231
 Oaxaca 55, 67, 158
 Ocuituco 145

 Odin (nord. Odhinn)
 127, 138, 135
 Ollin Tonatiuh 127 f,
 130 f
 Olmeca-Indianer 53,
 97
 Oleron, Insel 34 f
 Onohuálco 113
 Opala, heute São Fran-
 cisco 84 f
 Ophir 228
 Orejones 47
 Orient, Mittlerer 14,
 22, 249, 262
 Orinoco, Fluß in Süd-
 amerika 263, 268
 Ostasien 259
 Osuna 78
 Oxib-Queh, Quiché-
 König 110

 paba, irisch 111, 204
 País, Gualdim, portu-
 gies. Provinz-Prior
 des Ordens 253
 Palästina 12 ff, 19 f, 22 f,
 31, 33, 43, 45, 185 f,
 233, 243
 Palenque-Kreuz 161,
 167
 Palos, span. Hafen 258
 Pan 137
 Panama 55, 60
 Panco = Panutlán, s.
 Pánuco
 Panotii, s. a. Langohren
 46 f
 Pánuco 96, 98 f, 121,
 142, 150, 209, 266
 Panco = Panutlán, s.
 Pánuco
 Panohuayán 121
 Pantla, Hafen, = Pá-
 nuco 121

- papa 104 f, 111, 118,
120, 129, 135, 140,
143 ff, 147, 172, 194,
197, 199, 204, 207,
211, 266
- Papeys, Kloster 205
- Papos, Kloster 205
- Papyli, Kloster 205
- Paradiesinsel 73
- Paraguay 59, 61, 63,
65, 71–74, 76–80,
86 ff, 90 f, 164, 168,
174 f, 177, 179, 182,
198 f, 210, 213, 236,
260, 263, 269
- Paraguay, Stadt 72
- Paraná, Fluß 70
- Paris 14, 20, 29, 36, 38,
40 f, 211, 269
- Parnaíba 81 f, 84, 89,
91 f, 233, 241, 251,
267
- Patrick, Prediger 203
- Paulo-Afonso-Wasser-
fälle 84 f
- Payauhteken 121
- Pay Zumé, s. a. Gnupa
164 f, 236, 265
- Peaviru, Fluß in Süd-
amerika 79, 90, 210,
263
- Pedro Juan Caballero,
Stadt 74, 76
- Pelagianismus 203
- Pentagramm 182–184
- Peralta, Jover 78
- Persien 23
- Pertuis d'Antioche =
Meerenge von Antio-
chia 34 f
- Peru 47, 49, 55 ff, 60,
62, 67, 69, 72, 79,
89–91, 156, 159,
161, 167, 170, 172,
198 f, 210, 213, 220,
236 f, 240–243
- Philipp der Schöne 16,
20, 24, 31, 39, 48,
254, 269
- Phönizier 228, 232, 248
- Piaui, Region Brasiliens
82–85, 88 f, 91 f, 251,
265
- Pigafetta, päpstlicher
Diplomat 259
- Pikardie 236
- Pistilli, Vicente 87 f
- Pizarro 55, 73, 155, 158
- Platonismus 9, 19
- Plotin 9
- Plutarch 248
- Poiraud, Hugues de 37
- Polynesian 99, 210, 228
- Poma de Ayala, Phelipe,
Guaman, inkaisch.
Chronist 163, 173
- Pomar, Juan Battista
de, Indio 133
- ponto, pontones, große
Barke, gälisches
Schiff 222 f, 225 ff
- Popayán 158
- Popol Vuh 105 f, 108 ff
- Porco 68, 80, 90
- Portugal, Portugiese 14,
23, 32, 35, 39, 41,
71, 78, 82, 86, 198,
252–262, 267 ff
- Poznansky 68
- Prado, Ivo do, General
85
- Provence 40
- Pseudo-Aristoteles 248
- Ptolemäus 50, 248
- Puebla, Bundesstaat 121
- Punt 228
- Pyrenäen 35 f
- Pythagoräer 183 f
- Pytheas 102, 228
- Qoacutec 107, 111
- Qozhau oder Qoahau
107, 111
- Qocaib 107, 111
- Quareca 231
- quequetzalcoa 195
- Quetzalcóatl, fünfter
König der Tolteken,
s. Ullman, 53, 96, 99,
101, 103, 111, 122,
127–131 f, 134,
138 ff, 144 f, 150,
159, 169, 170, 192,
195, 208 f, 218, 266 f
- Quetzalpétatl 132
- Quiché, Indio-Sprache
105–111, 214 f, 218,
242
- Quichua-Sprache der
Inka 61, 124, 213,
236
- Quilaztli 139, 141
- Quiroga, Adán 157, 164
- Quito, Königreich 209
- Rabanal, Indio-Dorf
214
- Rabbiner 11, 248
- Rafh, irischer Kaufmann
205
- Raimund V., Graf von
Toulouse 20
- Ré, Insel 34 f
- Realá, Fluß 84 f
- Recinos, Adrián 108
- Reims 29
- Relatio tartara 219
- Remanso, Stadt 84
- Renatus II., Herzog von
Lothringen 259 f
- Rendon, Sonia 100
- Residenzbrüder 15, 21,

- 116, 122, 147, 151
 Richelieu 35
 ringrim 47
 Rio de Janeiro 83, 268
 Rio de la Plata 70, 73,
 83, 91, 263
 Riss, Edmund 238
 Ritter 15–18, 21, 38,
 42, 44, 116, 147,
 151, 173, 185, 191,
 255, 266
 Rojas, G. de, Ge-
 schichtsschreiber 103
 Rom 20, 185, 203 f,
 211, 220
 romanisch 43, 238
 Rosario = Cuarepoti,
 Ortschaft 79
 Rosellon 36
 Rouen 29, 263
 Royan 35
 Ruiz de Estrada, Barto-
 lomé, Steuermann
 55
 Runen 59, 63–66, 80,
 82, 88, 146, 168,
 173, 179, 183, 198,
 213, 219
 – Algiz (R), Rune 179
 – Ansuz 65
 – Fehu 65
 – Hagalaz (H), Rune
 179
 – Isa 65
 – Thuriáz 65
 Robert de Sablé, Groß-
 meister 20
 Sagres, Akademie von
 256
 Sahagún, Pater Bernar-
 dino de 97–100, 104,
 124, 126, 132, 195
 Saint-Valery-en-Caux,
 Templer-Hafen 33,
 240, 251, 264
 Saint-Valery-sur-Somme
 33
 Saladin 20
 Salamanca 155
 Salomon-Tempel 10,
 12 f, 19, 185
 San Antón Munon Chi-
 malpáhin Cuauhtle-
 huanítzin, Francisco
 de 112
 San Juan de Sacatépé-
 quez 214
 St.-Lorenz-Strom, s.
 Gaspé 104, 118, 120
 St. Malo 33, 227
 San Rafael 22
 Sanskrit 213
 Santa Catalina, Insel
 71 f, 91, 250, 263
 Santa Cruz de la Sierra
 164
 Santarem 253
 Santiago de Compostela
 30
 Santos, Golf von 74,
 79, 90, 92, 233, 236,
 250 f, 260, 267
 São Francisco, brasil.
 luß 82–85
 São João de Piauí 84
 São Marcos, Bucht von
 80 f
 São Paulo 82
 São Raimundo Nonato
 84
 Saragossa 155
 Sarazenen 22
 Satan 43, 135, 140, 148
 Schleswig 209, 212,
 220, 242, 262
 Schönes, Johannes 268
 Schottland, Schotten
 120, 194, 204, 206
 Schwennhagen, Ludwig
 81–85, 88
 Scotii 206
 Secretum Templi 33,
 38, 40, 48 f, 196,
 233, 262, 264 f, 268
 Segovia 57
 Séjourné, Laurette 132
 Semiten 230, 232, 243
 Senegal 256
 Sergipe 83, 85
 Serra d'El Rei, Kriegs-
 hafen am Atlantik
 253, 255, 262, 268
 Serra do Sumidouro 82
 Sete Cidades, Kultstätte
 82, 88
 Sevilla 57, 155
 „Sieben Höhlen“ 97,
 99
 Siegel 48 f, 172, 180 ff,
 196, 199, 265
 Sierra de la Plata, s. Sil-
 bergeb. 90
 Silbergebirge 68, 73,
 80, 90, 92, 210, 241,
 264
 Silberinsel, s. Santa Ca-
 talina 71
 Silberstadt 68, 90
 Siméon, Rémi 112
 Sizilien 14
 Skandinavien, -r 54,
 130, 135, 145, 161,
 219, 224, 234, 264
 Soares, Gabriel 85
 Söhne des Meisters Jac-
 ques 30
 Söhne des Paters Sou-
 bise 30
 Söhne Salomons 31,
 181, 184, 257
 Soley, nord. 102
 Sonneninsel 63, 73

- Sonnentor 235
 Soustelle, Jacques 114, 195
 Spanien, Spanier, spanisch 45, 54, 59, 62, 64, 68, 70–73, 78, 90f, 95f, 103–107, 113, 121–124, 127f, 139, 141f, 144, 146, 150, 155, 163, 185–187, 193f, 197ff, 248, 258, 267, 269
 Spanuth, Jürgen 228
 stella maris 119f
 Stephan, Abt von Citeaux 11
 Strabon 228
 Sua-Kon, s. Hukk-Kon 167
 Sucre, s. Silberstadt
 Sufismus 19
 Swastika 165, 168
 Syci, Antoine 193
 Synkretismus 140, 148, 181, 198, 266
 Syrien 14, 185f, 203
 Tabasco 108, 158
 Tacuiti 164, 167
 Tajín 97
 Talampaya, Tal von 63
 Tarabuco 72
 Tarasca-Ind. 55
 Tau 174
 Tavira, Gonzalo Fernandez de 257
 Technochca 123
 Tecpane, tecpán, Tecpantlaken 106, 115ff, 120–123, 135, 138, 140, 144, 187, 191, 193f, 199
 Teive, Diego de 257
 Tempel-Gäste, hospites, mansionarii Templi, Gastbrüder 15, 21
 Temppler 13 ff
 – Straßen 26, 32, 36f, 41, 44, 92, 115–119ff, 120, 122ff, 137f, 140, 144, 146–151, 172–175, 181, 184–187, 191–199, 210, 212f, 218, 225, 227, 232–235, 237f, 240–243, 249–257, 261f, 264–269
 Tenochtitlán, heute Mexiko 112, 124, 158
 teohuatl Ylhuicoatoyatl 112
 teohuacutli 121, 123
 Teolixca, Teotlixco, teotlīxcatl 112, 114, 122
 Teomama 191
 teopán 115
 Teotihuacán-Kultur 54
 téotl 114ff, 123, 126, 133
 Tesouraria, die 39, 259, 262
 tetzauhquacuili 117
 Texcoco, See, Gebiet 112, 133, 144
 Tezcatlipoca 115, 117, 128, 131ff, 134f, 138f, 141, 148, 159, 187ff, 191f, 194, 199
 Tezcuco s. Texcoco
 Tezozómoc, Hernando Alvarado 103
 Thaon, Philipp von 143
 Theopompos 248
 theós, griech. 126
 Therese, Prinzessin, Tochter Alfons' VI. von Kastilien 252
 Thomas, d. hl., Apostel 165
 Thonar (Thor) 127
 Thorkill Geltssón, Graf von den Orkaden 205
 Thorsfinn Karlsefni 205
 Thul Gnupa Vihinkira, s. Gnupa
 Thule 101ff, 147, 228f
 Tiahuanacu, Hauptstadt des Königreichs Quito 56, 58f, 61ff, 67, 69, 73, 79f, 88, 90ff, 96, 149, 159, 161, 167, 170ff, 174, 196, 198, 210f, 212, 233, 235ff, 238–240, 243, 249f, 257, 263ff, 267
 Tierbücher, s. Liber Monstrorum 143
 Tinogasta 174, 176
 Titicacasee 73, 164, 210, 238
 Titlacahua(n) 134
 Título de los señores de Totonicapán 107
 Tiu (Tyr) 127
 tlacatécatl, Tlalcateken 114, 124
 Tlacóchcatl 114
 Tlacoachcalco 115
 tlacochcalcas 112, 114ff, 122, 191
 tlacuilotquiauh 193
 Tlaloc 195
 Tlamanaca 112
 Tlamanalca 117
 Tlapallán 100f, 112f, 117, 147
 tlapcopa 100
 Tlayllotla 139

Tlaxcala, Bundesstaat
 121, 128
 Tlaxcalteca, Feinde Mex-
 ikos 123, 144
 tocochimpo 69 f
 Toledo 57
 Tollán, s. Tula 131
 Tolteken 54, 62, 96,
 101, 104, 111, 113,
 121 f, 128 f, 131 f,
 139 f, 150, 195, 209,
 229
 Tomar 253, 262, 268
 Tombak, Gold, Silber
 und Kupfer 53 f, 89
 Tomina 72
 Tonacacihuatl 127
 Tonacatecuhtli 126 f
 tonalli 103
 Tonatiuh 127
 Tordesillas, Vertrag von
 258
 Torquemada, Juan de
 113 f, 134
 Totonaca, Stamm 97
 Toulouse 32
 Tours 28
 toxcatl, Monat 191
 Toxcoco 144
 Triviño, José 64
 Troyes, Konzil von 13,
 36
 Tula, Tulán, Tulla, Tull-
 án, Tulapán 97,
 101 ff, 104, 106–110,
 118, 122, 132, 147,
 150
 tupí 87
 tupiguaraní, brasil. Gua-
 raní 87
 tupina 87
 Türken 11

Tutóia, Dorf, heute:
 Luiz Correia 81 f
 Tzompantecuhtli 142
 Uitzilopochtli 123 f,
 127 f, 132, 142, 194 f
 Ullman, Wikinger-Jarl,
 der 5. König der Tol-
 teken 53, 96, 98,
 101, 121, 128, 143,
 146 f, 209, 211 f, 226,
 242
 Upa-Assu, Lagune 85 f,
 92
 Uruguay 70
 Valcanville 33
 Valparaiso, Hauptst. v.
 Chile 210
 Varende, Jean de la,
 Historiker der Nor-
 mandie 45 f, 49, 146
 Vasco da Gama 256
 Venedig 22
 Venezuela 209
 Veracruz 67
 Verrill, Hyat 56, 59 f
 Vetancur, Pater Agustín
 de 103 f
 Vézelay 46 f
 Vigado, José 257
 Villa de (la) Plata 68,
 90
 Villers, Gérard de 37 f
 Vinaque 67
 Vinland 50, 205 f, 212,
 219 f, 249 f, 259 f,
 264
 Wales 204
 Weibingen, Ortschaft
 72, 74

Westindien
 Wikinger 46 f, 49, 53,
 56, 58, 61 f, 66, 74,
 79 f, 82, 84, 88, 90 ff,
 96, 102, 105, 111,
 121, 128, 131, 135,
 140, 143, 145 ff, 149,
 164, 168, 172, 181,
 196 f, 199, 204 f,
 209–213, 214, 220,
 223, 225, 233 f, 237,
 240, 242 f, 249 ff,
 260, 262–265, 267 ff
 Wilhelm, Herzog der
 Normandie, = Guil-
 laume
 Wuthenau, Alexander
 von 229–232, 243
 Xaraye-Indianer 73
 Xipe 128
 Xochimilca 139 ff
 xochpoyo 117
 Yacapichtlán Cohuaté-
 pec 191 f
 yáotl 132
 Yggdrasil 161
 Yukatan 96, 108, 111,
 131, 161, 209
 Yvytyruzú 168
 Yvyty Perö 179, 182
 Zacualpa 55
 Zamorra, Chronist 167
 Zapoteken 55, 229
 Zeno 120
 Zisterzienser 10, 16, 20,
 28
 Zuivá 110
 Zyklopen 143
 Zypern 185 f

de Mahieu

Die
Templer
in
Amerika

Weitere Bücher von Prof. Jacques de Mahieu:

DES SONNENGOTTES GROSSE REISE

Die Wikinger in Mexiko und Peru 967–1532

2. Auflage, 320 Seiten, 40 Abbildungen,
16 Bildtafeln, Ganzleinen

DES SONNENGOTTES TODESKAMPF

Die Wikinger in Paraguay

274 Seiten, 33 Abbildungen, 15 Bildtafeln,
1 Klappkarte, Ganzleinen

DES SONNENGOTTES HEILIGE STEINE

Die Wikinger in Brasilien

300 Seiten, 71 Abbildungen, 28 Bildtafeln,
Ganzleinen

WER ENTDECKTE AMERIKA?

Geheimgeographie vor Kolumbus

232 Seiten, 26 Abbildungen, 15 Bildtafeln,
Vorsatzkarten, Ganzleinen

DER WEISSE KÖNIG IPIR

Die Wikinger in Amambay

240 Seiten, 29 Bildtafeln, 72 Abbildungen,
Ganzleinen

Aus dem Programmzweig

„Kulturgeschichte bei Grabert“

Freerk Haye Hamkens

DER EXTERNSTEIN

Seine Geschichte und seine Bedeutung

365 Seiten, 15 Abbildungen, 54 Bildtafeln, 39 Seiten
Dokumentarteil, Ganzleinen

Armin E. Hepp

LICHT VON MITTERNACHT

Auf den Spuren deutscher Vergangenheit

338 Seiten, 188 Abbildungen, Anmerkungen,
Fach- und Fremdwörterklärungen, Literatur-,
Personen- und Sachverzeichnis, Ganzleinen

Jürgen Spanuth

DIE ATLANTER

Volk aus dem Bernsteinland

3. Auflage, 507 Seiten, 35 Abbildungen,
24 Bildtafeln, 32 Seiten Literaturverzeichnis, Vor-
satzkarten, Ganzleinen

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Der Kreis schließt sich: Eines der wichtigsten Probleme, die bei J. de Mahieus Forschungen über die Schicksale der mittelalterlichen Atlantik-Fahrer in Mexiko und Südamerika offengeblieben waren, fand überraschend eine wahrhaft sensationelle Lösung. Ausgangspunkt war ein geradezu unglaublicher Fund im französischen Staatsarchiv: ein Siegel des Ritterordens der Templer aus der Zeit um 1300, das einen südamerikanischen Indianer zeigt! Der Autor ging der Geschichte des Tempelordens nach, von seiner schon von Geheimnissen umgebenen Gründung im Jerusalem der Kreuzzüge bis zu seiner Vernichtung im Jahr 1312. Dabei stieß er auf die Quelle des ungeheuren Reichtums: Das Silber, mit dem die Templer allein 80 gotische Kathedralen bauten, den Stolz des mittelalterlichen Frankreichs, stammte aus den Bergwerken Perus...

DIE TEMPLER IN AMERIKA

